

Friedrich Naumann
STIFTUNG

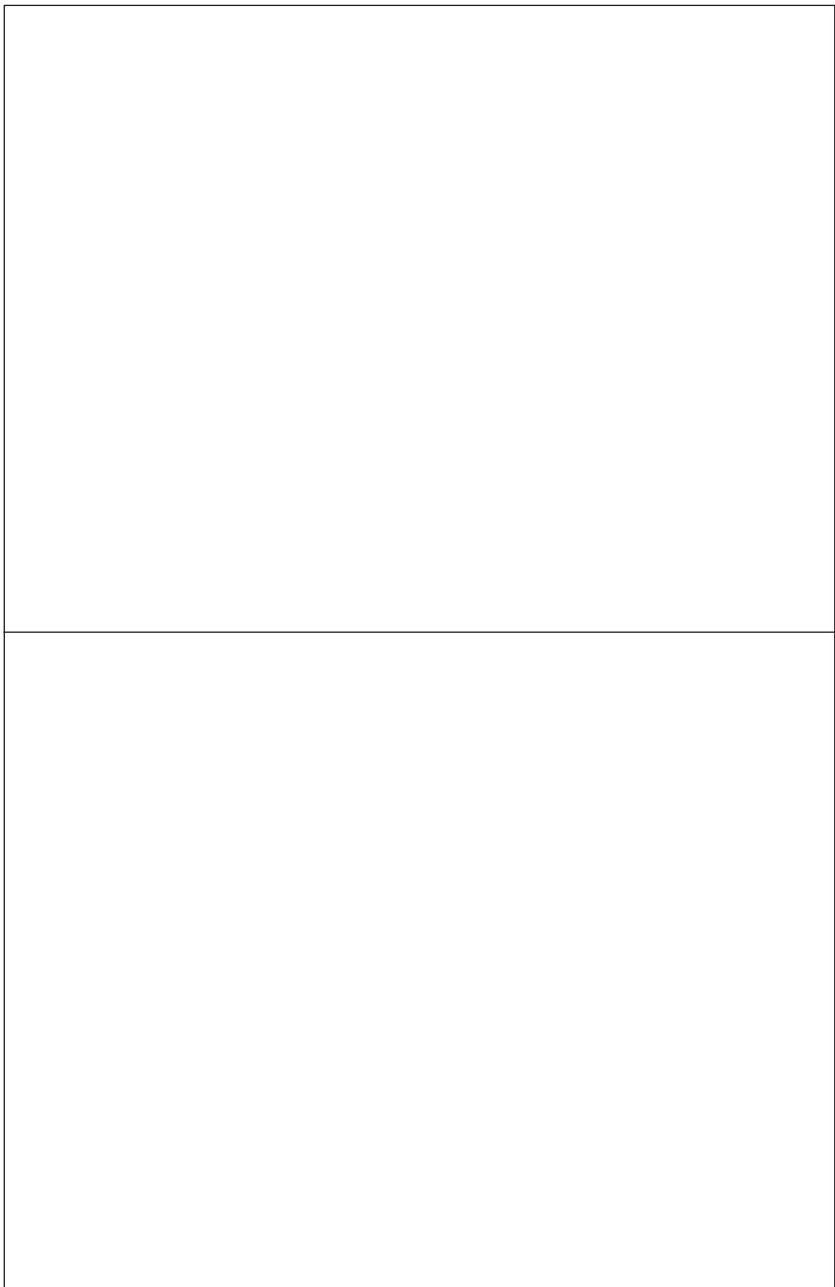
FÜR DIE FREIHEIT

Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung

23. Jahrgang 2011



Nomos



Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung

23. Jahrgang 2011

im Auftrag
der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit
herausgegeben von Birgit Bublies-Godau,
Hans-Georg Fleck, Jürgen Frölich,
Hans-Heinrich Jansen und Beate-Carola Padtberg



Nomos

Anschrift der Redaktion:

c/o Archiv des Liberalismus
Theodor-Heuss-Str. 26
D-51645 Gummersbach

e-mail: juergen.froelich@freiheit.org

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8329-6895-3

1. Auflage 2011

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2011. Printed in Germany. Alle Rechte,
auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der
Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Vorwort der Herausgeber

Der Themenschwerpunkt dieses »Jahrbuchs« hat sich durch den 150. Geburtstag des Namenspatrons der »Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit« quasi von selbst ergeben. Neben einem Festakt am Stiftungssitz in Potsdam wurde der Anlaß wissenschaftlich nach guter Tradition in Heilbronn gewürdigt: Hier an der Stelle eines wichtigen politischen Erfolges, den Friedrich Naumann 1907 feiern konnten, fanden schon Gedenkveranstaltungen zum 100. und 125. Geburtstag statt.

Dieser Band bringt u. a. die Referate eines wissenschaftlichen Kolloquiums, das am 22. Oktober 2010 in Kooperation mit dem Stadtarchiv Heilbronn im Heilbronner »Schießhaus« durchgeführt worden ist (vgl. www.freiheit.org/Wuerdigung-in-Heilbronn-150-Jahre-Friedrich-Naumann/616c17244i/index.html).

Inhaltsverzeichnis

Beiräge

Themenschwerpunkt »150 Jahre Friedrich Naumann«

<i>Wolfgang Hardtwig</i>	
Friedrich Naumann in der deutschen Geschichte	9
<i>Christhard Schrenk</i>	
Friedrich Naumann und Heilbronn – Einblicke in das »Netzwerk Jäckh, Bruckmann, Heuss«	29
<i>Christian Mack</i>	
Friedrich Naumann – Symptom und Prototyp einer Theologie der Krise? Annäherungen an ein zeitgenössisches Paradigma	47
<i>Jürgen Frölich</i>	
»Wirklich staatsmännisch veranlagter Kopf« oder eher »Prophet und Lehrmeister«? – Friedrich Naumann als liberaler Politiker im Kaiserreich	81
<i>Philippe Alexandre</i>	
Ein früher Verständigungspolitiker? – Friedrich Naumann und Frankreich	95
<i>Thomas Hertfelder</i>	
Friedrich Naumann, Theodor Heuss und der Gründungskonsens der Bundesrepublik	113

Weitere Beiträge

<i>Daniel Schulz</i>	
Entwicklungswege des politischen Liberalismus nach den Revolutionen: Condorcet, Constant, Tocqueville	147

<i>Michael Kitzing</i>	
Paul Thorbecke (1882-1928) – Parteimanager, Wahlkampfstratege und Bürgermeister im Zeitalter von Wilhelminismus, Weltkrieg und Revolution.	165
<i>Cornelia Baddack / Silke Helling</i>	
Geschlecht, Staat, Partizipation – Die Weimarer Republik in der Sicht der national-liberalen Politikerinnen Else Frobenius (1875-1952) und Katharina von Kardorff-Oheimb (1879-1962)	189
<i>Kristian Buchna</i>	
Liberaler Abweg in den Rechtspopulismus? – Friedrich Middelhauve und das Konzept einer Nationalen Sammlung in den Gründungsjahren der Bundesrepublik	215
<i>Forum</i>	
<i>Manuel Limbach</i>	
Eduard Hamm – Ein Weimarer Liberaler im Widerstand gegen den Nationalsozialismus	241
<i>Agnes Bresselau von Bressensdorf</i>	
Hans-Dietrich Genscher und das Ende der Détente	257
Autorenverzeichnis	271

Beiträge

Wolfgang Hardtwig

Friedrich Naumann in der deutschen Geschichte

I

In 45 Minuten Friedrich Naumann und seine Stellung in der deutschen Geschichte darzustellen, ist eine kaum zu bewältigende Aufgabe.¹ Wenn überhaupt, so geht das nur in skizzenhafter Verknappung und also auch nur mit gelegentlicher Überzeichnung einzelner Konturen einerseits, notwendigen Weglassungen andererseits. Schon der Blick auf die pure Lebenszeit Naumanns, 1860-1919, zeigt eine Biographie, die sehr viel mehr als andere von Übergängen geprägt ist, vom Druck extremer Gegensätze, von Kontinuitätsbrüchen und Umschwüngen.²

- 1 Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um die leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags, der am 22.10.2010 in Heilbronn gehalten wurde. Die Vortragsform ist beibehalten. Auf Anmerkungen wurde weitgehend verzichtet, sie dienen hauptsächlich dem Nachweis wörtlicher Zitate. Die benutzte Literatur folgt in Anmerkung 2.
- 2 Zu Friedrich Naumann: Friedrich Naumann: Werke, Hg. im Auftrag der Friedrich-Naumann-Stiftung von Walter Uhsadel u. a., 6 Bde., Köln / Opladen 1964-1969; Theodor Heuss: Das war Friedrich Naumann. Berlin / Wien 1923 (Nachdruck München 1974); Theodor Heuss: Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit. Stuttgart / Tübingen 1937, München / Hamburg 1968 (3. Aufl.).

Richard Nürnberger: Imperialismus, Sozialismus und Christentum bei Friedrich Naumann. In: Historische Zeitschrift 170 (1950), S. 525-548; Werner Conze: Friedrich Naumann. Grundlagen und Ansatz seiner Politik 1895-1903. In: Schicksalswege deutscher Vergangenheit. Festschrift für S. A. Kaeler. Düsseldorf 1950 (Reprint Goldbach 1993), S. 355-386; Erhard Eppler: Die Mehrheit links vom Zentrum. Theoretischer und praktischer Liberalismus – Friedrich Naumann (Vortrag Freiburg 1963). In: Ders., Das Schwerste ist die Glaubwürdigkeit. Gespräche über ein Politikerleben mit Freimut Duve. Reinbek 1978, S. 38-49; Wolfgang Schieder: Einleitung zu den Schriften zum »Mitteleuropaproblem«. In: Friedrich Naumann, Werke Bd. 4, Köln 1966, S. 374-399; Wilhelm Happ: Das Staatsdenken Friedrich Naumanns. Köln 1968; Jürgen Christ: Staat und Staatsraison bei Friedrich Naumann. Heidelberg 1969; Peter Theiner: Sozialer Liberalismus und deutsche Weltpolitik. Friedrich Naumann im Wilhelminischen Deutschland (1860-1919). Baden-Baden 1983; Wilhelm Spael: Friedrich Naumanns Verhältnis zu Max Weber. Sankt Augustin 1985; Walter Göggelmann: Christliche Weltverantwortung zwischen sozialer Frage und Nationalstaat. Zur Entwicklung Friedrich Naumanns 1860-1903. Baden-Baden 1987; Ursula Krey: Der Naumann-Kreis im Kaiserreich. Liberales Milieu und protestantisches Bürgertum. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 7 (1995), S. 57-81; Rüdiger vom Bruch (Hg.): Friedrich Nau-

Zwischen 1860 und 1870 ist eine Reihe bedeutender Liberaler geboren worden, so etwa Hugo Preuss (1860-1925), Friedrich Meinecke (1862-1954), Max und Alfred Weber (1864-1920 und 1868-1958) und eben Friedrich Naumann. Es ist die Generation, die politisch wach wurde unter dem Eindruck der erfolgreichen Reichsgründung und der enormen Erfolge des Liberalismus in der Zusammenarbeit mit Bismarck in der Reichegründungsära zwischen 1866 und 1878.

Zugleich aber schürzten sich in den 1860er Jahren die Knoten, die friedlich aufzulösen dieser Generation letztlich nicht vergönnt war: Die take-off-Phase der Industrialisierung bis 1873 förderte nach der Trennung von Liberal- und Sozialdemokratie zwischen 1863 und 1869 die Entstehung eines eigenen, rapide wachsenden sozialistischen Milieus. Dessen innere Spannung und Fraktionierung in eine stärker liberal-demokratische und die sozialistisch-marxistische Richtung konnte allerdings trotz des Zusammenschlusses des Lassalleanischen und Bebel-Liebknechtschen Zweiges der Sozialdemokraten auf dem Gothaer Vereinigungsabend 1875 nie ganz überwunden werden. Wie sich die auseinander gefallenen politischen Strömungen und Parteien von Liberal- und Sozialdemokratie wieder verbinden könnten – das entwickelte sich zu einem der Lebensthemen Friedrich Naumanns. Auch mit dem epochalen Ereignis der Reichsgründung – erst durch das Hinausdrängen Österreichs 1866 und dann mit dem Versailler Einigungsakt der deutschen Länder 1871 auf der Basis der französischen Kriegsniederlage – war bei genauerem Hinsehen ein Knoten geschürzt, an dessen Auflösung die Generation Naumann sich

mann in seiner Zeit. Berlin 2000; Jürgen Fröhlich: Friedrich Naumanns »Mitteleuropa«. Ein Buch, seine Umstände und seine Folgen. In: Rüdiger vom Bruch (Hg.), Friedrich Naumann in seiner Zeit. Berlin 2000, S. 245-267.

Allgemeine Literatur: Dieter Düding: Der Nationalsoziale Verein 1896-1903. Der gescheiterte Versuch einer parteipolitischen Synthese von Nationalismus, Sozialismus und Liberalismus. München 1972; Klaus Erich Pollmann: Landesherrliches Kirchenregiment und soziale Frage nach 1890. Berlin 1973; Dieter Langewiesche: Liberalismus in Deutschland. Frankfurt a. M. 1988; Gangolf Hübiner: Hochindustrialisierung und die Kulturwerte des deutschen Liberalismus. In: Dieter Langewiesche (Hg.): Liberalismus im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Göttingen 1988, S. 193-208; Dieter Langewiesche: Bildungsbürgertum und Liberalismus im 19. Jahrhundert. In: Jürgen Kocka (Hg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil IV: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation. Stuttgart 1989, S. 95-121; Wolfgang J. Mommsen: Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur im Deutschen Kaiserreich. Frankfurt a. M. 1990; Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. I: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1990. Bd. II: Machtstaat vor der Demokratie. München 1992; Wolfgang Hardtwig: Kunst, liberaler Nationalismus und Weltpolitik. Der Deutsche Werkbund. In: Ders., Nationalismus und Bürgerkultur in Deutschland 1500-1914. Göttingen 1994, S. 246-274; Gangolf Hübiner: Kulturprotestantismus und Politik. Zum Verhältnis von Liberalismus und Protestantismus im Wilhelminischen Deutschland. Tübingen 1994; Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. III: 1848-1914. München 1995; Ernst Wolfgang Becker: Biographie als Lebensform. Theodor Heuss als Biograph im Nationalsozialismus. In: Wolfgang Hardtwig, Erhard Schütz (Hg.), Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert. Stuttgart 2005, S. 57-92; Eric Kurlander: Living with Hitler. Liberal Democrats in the Third Reich. New Haven 2009.

abzuarbeiten hatte: Die Entstehung eines neuen Großstaates in der Mitte Europas in höchst fragilen Beziehungen zu allen europäischen Großmächten – zum mühsam neutral gehaltenen Russland, zum unversöhnlich feindlichen Frankreich, zum besiegt, aber nicht aus dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu Deutschland hinausgetriebenen, österreichisch regierten Habsburgerreich und zu England, das sich nach dem Umsturz der Machtverhältnisse in Mitteleuropa auf neue Wege besann, seine Balance of Power gegenüber dem Kontinent und seine imperiale Vormachtstellung zu behaupten. Seit der Mitte der 1890er Jahre begann die Generation Naumann mit einem europäischen Krieg zu rechnen. Vielfach wollte sie ihn, wobei nur die Frage des günstigsten Zeitpunkts offen blieb. Aber natürlich fürchtete sie ihn auch. Die Kriegsanspannung 1914-18 und die Folgen der Niederlage konfrontierten die Generation Naumann schließlich auch noch mit der scheinbar 1867/71 gelösten Frage nach dem Funktionieren und der Haltbarkeit der Verfassung des neugegründeten Reichs mit seiner Dauerspannung zwischen dem egalitären Männer-Reichstagwahlrecht und dem Dreiklassenwahlrecht in Preußen sowie der Frage nach der Funktionsfähigkeit der konstitutionellen Monarchie. Beide Probleme verschärften und dramatisierten sich durch den in den bisherigen politischen Formen nicht mehr kanalisierbaren Drang nach Mitbestimmung und Umgestaltung der gesellschaftlichen und politischen Machtstrukturen durch die Arbeiterschaft.

Friedrich Naumann begegnet uns nicht nur in allen diesen politischen Diskursen, sondern auch als publizistischer Anwalt der kulturellen Moderne. Er trat als beredter Verfechter der Kunstgewerbereformbewegung hervor – die sehr viel mehr ist als dieses Wort zu umfassen scheint, nämlich Avantgarde-Bewegung im Fundamentalprozess des Aufstiegs der modernen Massenkultur. Naumann zählte zu den publizistischen Verfechtern und Gründern des »Deutschen Werkbundes« und propagierte damit den Übergang zum modernen Design in allen Gattungen. Er verknüpfte aber dieses ästhetische Anliegen auch mit einem ökonomischen und national-machtpolitischen: Die neue Kunst sollte sachlich, nüchtern, formschön und dem Industriezeitalter und seiner Funktionalität angemessen sein, sie sollte aber auch die Produkte deutscher Arbeit auf dem Weltmarkt platzieren und also der Nation bei der Gestaltung der Oberfläche der Welt den Vorrang sichern.

II

Spannungsreich wie die Epoche ist auch das Urteil der Nachwelt über die Person Friedrich Naumann. Sein Bild in der Geschichte ist nicht zu denken ohne Theodor Heuss, der ihm als junger Publizist und Politiker nahestand. Heuss nahm nicht zu Unrecht Naumanns politisch-intellektuelles Erbe für sich und

seine politischen Freunde in Anspruch und bestimmte mit seiner großen Biographie und einzelnen Vorträgen das spätere Urteil über Naumann wesentlich. Der heutige Historiker wird manches kritischer sehen als der unmittelbare Gefolgsmann und mittelbare Nachfolger in der Parteiführung. Aber dass Naumann eine charismatische Erscheinung war, wird man Heuss abnehmen, selbst wenn er nicht, wie Heuss meint, der »größte Volksredner seiner Tage« gewesen sein sollte.³

Ein merkwürdig scharfes Urteil fällte dagegen in der Frühgeschichte der Bundesrepublik 1950 Werner Conze, einer der führenden Historiker dieser Jahre. Conze warf Naumann vor, dass er seinen »National-Sozialen Verein« um die Jahrhundertwende nicht zum Erfolg führen konnte. Möglicherweise klingt hier bei dem ehemaligen Nationalsozialisten Conze in einer nicht ganz untypischen Verschiebung von Verantwortlichkeit und Schuld auch eine gewisse Erbitterung darüber nach, dass Naumanns Kernidee, der national-soziale Gedanke, dann eben doch nur in der pervertierten nationalsozialistischen Variante realisiert und insoweit auch zerstört worden ist. Damit ist eine für die neuere deutsche Geschichte ganz zentrale Frage aufgeworfen, auf die sich Naumann-Exegeten nach 1945 lange nicht einlassen wollten und deren Beantwortung auch heute große Umsicht erfordert – die Frage nämlich, ob mit der semantischen Nähe zwischen »national-sozial« und »national-sozialistisch« auch inhaltliche Übereinstimmungen verbunden sind. Im Übrigen echauffierte sich Conze über den angeblich naiven Optimismus Naumanns, darüber, dass er nie in »Zuständen«, sondern stets in »Bewegungen« gedacht habe und verglich sein Denken und seine Person umstandslos mit der »Schärfe des wissenschaftlichen Geistes« und dem »tapferen Pessimismus« Max Webers. Logischerweise sieht Naumann gegenüber der »letzten Härte« und »Unerbittlichkeit« Max Webers unvorteilhaft aus mit seiner angeblichen Eigenart, die Wirklichkeit zu beschönigen und der angeblich mangelnden Befähigung, »die Dinge praktisch und fest in den Griff zu bekommen«.⁴ Für Conze war Naumann am Ende »nur ein erfolgloser Parlamentär zwischen den Fronten«.⁵ Mir scheint, Conze reproduziert hier eine noch zeittypisch nachwirkende dezisionistische Vorstellung von politischem Erfolg. War es denn etwa kein Erfolg – so fragt man sich –, wenn sich das von Friedrich Naumann geführte fortschrittsbereite Bürgertum am Ende zur Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten durchkämpfte; war es kein Erfolg, wenn die Parlamentarisierung dann doch kam, wenn auch vermutlich zum falschen Zeitpunkt; war es kein Erfolg, wenn linksliberale Politiker wie Max Weber und Hugo Preuß, aber auch Naumann selbst, die Reichsverfassung mitschrieben; war es kein Erfolg, wenn die

3 Heuss 1923 (wie Anm. 2), S. 17 f., 66.

4 Conze (wie Anm. 2), S. 358f.

5 Ebd., S. 379.

bürgerliche Frauenbewegung ihre durchaus herausragende politische Repräsentanz seit Beginn des 20. Jahrhunderts in der Partei Friedrich Naumanns fand? Parlamentarische Arbeit – schon gar zwischen den Fronten – scheint nicht eben angesehen zu sein – übrigens auch bei Theodor Heuss weniger als man meinen möchte, wenn er sehr volltönend beklagt, dass der »politische Denker« und »Volksmann« Naumann nicht »vor die Bewährung als Staatsmann« gestellt worden sei.⁶

Gerade hier möchte ich ansetzen und aus heutiger Perspektive noch einmal fragen, worin Naumanns Leistungen gelegen haben könnten – wobei auf der Suche nach einer angemessenen Würdigung Naumanns mögliche »Irrtümer« und »Fehler« nicht verschwiegen werden können. Ich möchte also gerade nach dem beweglichen, optimistischen, zukunftsgläubigen Naumann fragen, aber auch nach dem Politiker ohne Staatsamt, nach dem Parteimann und Parlamentarier und seinen Zielen und Aktionen. Nicht ausklammern lässt sich dabei die Wendung zur Weltpolitik, der Zug zum Imperialismus, der Wunsch nach einem Platz an der Sonne für Deutschland, der Naumann in Abwandlung von des Kaisers berühmt-berüchtigter Hunnenrede zur China-Expedition Falkenhayns das Beiwort »Hunnenpastor« eintrug. Vor allem kommen wir nicht um dasjenige Projekt herum, mit dem Naumanns Name bis heute wahrscheinlich am intensivsten verbunden ist, das »Mitteleuropa-Projekt«. Abschließend will ich versuchen, die Nachwirkung Naumannscher Ideen und Konzeptionen in den verschiedenen historischen Konstellationen der 20er und 30er Jahre sowie ganz skizzenhaft auch noch nach 1945 nachzuzeichnen.

III

Friedrich Naumann war bekanntlich kein geborener Linksliberaler, sondern er brauchte zwei Anläufe, bevor er zur »richtigen Partei« fand. Sein Erfahrungs-hintergrund war das protestantische Pfarrhaus, von Anfang an mit einem selbst gewählten sozialen Engagement, das frisch-freudig, vielleicht in etwas naivem, liberalem Optimismus ausgeübt wurde. Es führte ihn zunächst in das »Ruhende Haus«, das zur Zeit des jungen, gerade in den Beruf eintretenden Naumann vom Sohn des Gründers Johann Hinrich Wichern geleitet wurde. Es folgte eine – wie man heute sagen würde – soziale Brennpunkt-Pfarrei im Erzgebirge und schließlich die Tätigkeit als Vereinspfarrer bei der Inneren Mission in Frankfurt/Main. Politisch hatte sich Naumann der christlich-Sozialen Bewegung des Hofpredigers Adolf Stoecker angeschlossen, den er als Student in Leipzig reden gehört hatte. Die Gemeindeerfahrung – das sei pars pro toto erwähnt – gab ihm in einer Predigtdisposition den Satz ein: »Not lehrt Flu-

6 Heuss 1923 (wie Anm. 2), S. 65.

chen«. Zunehmend betrachtete er, mit Theodor Heuss zu reden, das »Evangelium mit den Augen der Mühseligen und Beladenen und entdeckt[e], daß die Sünder und Zöllner, zu denen Jesus ging, heute Sozialdemokraten heißen, zu denen die Kirche nicht geht, aber Feindschaft und Warnung sendet«.⁷ Ein predigerhaftes Element blieb bei Naumann zeitlebens erhalten, seine Leitartikel in seiner Zeitschrift »Die Hilfe« haben häufig einen etwas pastoralen Tonfall. Naumanns meist gelesene Publikation dieser frühen Jahre hieß »Jesus als Volksmann«, geschrieben für die von ihm gegründete »Göttinger Arbeiterbibliothek« im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, mit rasch aufeinander folgenden vier Auflagen von zusammen 90.000 Stück.⁸ Naumann nahm in seinen geistlichen Ämtern zu sozialpolitischen Tagesfragen Stellung und sprengte damit das Konzept der christlich-konservativen Stoecker-Anhänger, die zwar die Proletarier politisch für die bestehende Ordnung gewinnen, die sozialen und politischen Strukturen aber nicht ändern wollten und zu Zwecken der Mobilisierung ihrer Anhänger und Wähler gern auf die antisemitische Karte setzten.

Mitte der 1890er Jahre resignierte Naumann vor der Intransigenz des Konservativismus und des starren protestantischen Kirchenregiments, mit dem er mehrfach Streit gehabt hatte. Auch Stoecker selbst zog einen eindeutigen Trennungsstrich und wollte sich mit den sozialpolitischen Vorschlägen Naumanns und seiner Anhänger nicht mehr herumschlagen müssen. Von einem Nicht-zu-Ende-Denken und von Harmoniesucht, wie sie Werner Conze tadeln, kann ich bei Naumanns Abwendung von den christlich-sozialen Konservativen nichts erkennen. Natürlich startete er keinen Angriff auf die bestehende Eigentumsordnung. Wohl aber wandte er sich gegen den christlichen Paternalismus genau in dem Augenblick, als Wilhelm II. nach anfänglichen Versuchen, die Regierung zu mehr Sozialpolitik zu drängen, rasch resigniert und verbittert jede Sympathie für einen sozialpolitischen Kurs verlor. Immerhin forderte Naumann gerade jetzt auch das Bürgertum auf, mit den Sozialdemokraten zusammenzuarbeiten – in einem Moment, als das Stichwort »sozial« noch überwiegend negativ besetzt war. Es klang misstönend in einem Diskurs, der die Sozialdemokraten als atheistische und vaterlandslose Gesellen brandmarkte. Dass Naumann 1896 den »National-sozialen Verein« gründete, markiert somit einen wichtigen Schritt auf dem langen Weg der Worte »sozial« und »Sozialismus« weg von einer sprachlichen Gettoexistenz, hin zu einem zunehmend positiv aufgeladenen politischen Fahnenwort. Dass eine solche Umwertung auch fragwürdige Nebenfolgen mit sich bringen konnte, wissen wir und haben es dann auch noch genauer zu diskutieren. Bei aller Hinwendung zu konkreter sozialer Reformpolitik blieb die protestantische

7 Ebd., S. 23.

8 Spael (wie Anm. 2), S. 40.

Grundprägung Naumanns erhalten, er hat sie nie verleugnet. Das schon deshalb, weil gegenüber der marxistischen oder – wie es bei Naumann und vielen seiner Mitstreiter hieß – der »materialistischen« Ideologie der Sozialdemokraten ein irgendwie ideal oder idealistisch klingendes Konzept unverzichtbarer Bestandteil der bürgerlichen Diskurshaltung war. Aber der Schwerpunkt verlagerte sich bei alledem doch hin zu einer eindeutig reformistischen Sozialpolitik. Die neue national-soziale Bewegung sollte »die Partei der Arbeit« sein, »nicht die Partei der Bildung«; die Bildung solle nur »aufhelfen«.⁹

Die praktische Probe aufs Exempel für diesen deutlichen Linksschwenk ließ nicht lange auf sich warten. Noch vor der Verabschiedung des Gründungsprogramms des National-sozialen Vereins 1896 nahm Naumanns Zeitschrift »Die Hilfe« Stellung auf Seiten des für legitim erklärten »Kampfes gegen die Willkür des Großkapitals« im Konflikt um den Streik der Hamburger Hafenarbeiter. Um die Schärfe dieser Auseinandersetzung zu verstehen, muss man sich für einen Augenblick die Kompromisslosigkeit der Arbeitgeberposition vergegenwärtigen. Der konservative Großindustrielle Stumm erklärte es im Reichstag ausdrücklich zum Ziel des Arbeitskampfes, die politischen und interessengenossenschaftlichen Organe der Arbeiter, die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften, aus der Regelung von Arbeitskonflikten ganz hinauszudrängen. Als zu befürchten war, dass die Streikkasse sich vorzeitig leeren würde, rief Naumann zu Spenden auf, was ihm selbst ein Gerichtsverfahren, seinem Mitstreiter, dem Verleger Wilhelm Ruprecht in Göttingen gar den Verlust seines Reserveoffizierspatents einbrachte.

Der Hamburger Hafenarbeiterstreik endete allerdings mit einer vollkommenen Niederlage der Streikenden. Naumanns Absicht bei seiner Stellungnahme war aber auch nicht einfach Partei zu ergreifen auf Seiten der Arbeiter, sondern Sozialdemokratie und Bürgertum miteinander zu versöhnen. Zwischen 1895 und 1905 entwickelte Naumann sein sozialpolitisches »Mindestprogramm«, mit dem er dann die Geduld seiner vielfach industrienahen linksliberalen Parteifreunde strapazierte: Naumann und sein Kreis akzeptierten jetzt die Politik wohlfahrtsstaatlicher Daseinsvorsorge, die Bismarck aus seinem patriarchalischen Konservativismus heraus selbst noch gegen den Widerstand der Liberalen seit 1881 in Gang gesetzt hatte – die Unfall-, die Alters-, die Invaliditäts- und die Krankenversicherung der Arbeiter.

Damit unterstützte Naumann zwar die Tendenz zum neuen Interventionsstaat, dem in Deutschland von den Bismarckschen Anfängen her eine sozialkonservative Ausrichtung implantiert war. Gleichzeitig aber suchte er den bürokratischen Interventionsstaat nach Möglichkeit zu ersetzen durch das damals noch bitter umkämpfte Prinzip der Tarifpartnerschaft. Die Anerkennung der

9 Düding (wie Anm. 2), S. 57.

Gewerkschaften als Verhandlungspartner der Unternehmer »auf gleicher Augenhöhe« ist uns heute so selbstverständlich, dass die Zähigkeit und Langwierigkeit der Kämpfe auf dem Weg dorthin kaum mehr jemandem geläufig ist. Naumann verlangte die Vereins- und Koalitionsfreiheit für Arbeitnehmer und zielte darüber hinaus auf eine Erweiterung der Mitspracherechte der Belegschaften durch ihre Organisationen. Er wollte mehr Mitbestimmung – in der etwas biedermeierlichen Sprache seiner Zeit heißt das »Betriebsparlamentarismus«.¹⁰

Friedrich Naumann war stellvertretend für das schmale bildungsbürgerlich-fortschrittliche Segment der deutschen Wählerschaft in der modernen Industriegesellschaft angekommen und versuchte seinen bürgerlichen Zeitgenossen deren ökonomische Antriebskräfte und Funktionsmechanismen, sowie die Probleme der sozialen und politischen Machtverteilung in ihr nahe zu bringen. Seine Reden und Publikationen kreisten um Themen wie »Das Arbeitsverhältnis in den privaten Riesenbetrieben« (1905), das »Verhältnis der Kartelle zum Staat« (1905), die »politischen Aufgaben im Industriezeitalter« (1904). Der protestantische Pfarrer arbeitete sich in die Probleme der Nationalökonomie ein und publizierte 1906 sein Buch über »Neudeutsche Wirtschaftspolitik« (3. Aufl. 1917), in dem er, vom demografischen Ist-Zustand des frühen 20. Jahrhunderts ausgehend, u.a. den Wandel der Berufsstruktur, die Stellung der Frauen in der Industriegesellschaft, Funktionsmechanismen des Kapitalismus, die »Organisation der Arbeit« und die Bedeutung des Staates für die ökonomische Ordnungs- und Sozialpolitik darstellte. Dass diese aktive, aufgeklärte und fortschrittsfreudige Auseinandersetzung mit der modernen Gesellschaft im deutschen Bildungsbürgertum alles andere als selbstverständlich war, sieht man schon an der gleichzeitigen Hochkonjunktur kultur pessimistischer, modernitätskritischer Schriften von Paul de Lagarde bis Julius Langbehn mit seinem 1890 bis 1892 in 40 Auflagen gedruckten Erguss über »Rembrandt als Erzieher« – von anderen Fluchtbewegungen aus der Rationalität der Moderne, wie dem Antisemitismus und den völkischen Geschichtsspekulationen, ganz zu schweigen.

Aus alledem ergab sich logisch, dass Naumann die Ausgrenzung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung aus der Gesellschaft und Politik des Kaiserreichs scharf ablehnte – das ist die eigentliche Stoßrichtung seiner ganzen politischen Tätigkeit in diesen Jahren. Er kämpfte für die Wiederannäherung und Zusammenarbeit von Bürgertum und Arbeiterschaft. Man muss sich für einen Moment die Ausgangssituation der 1890er Jahre vergegenwärtigen, um diese Position Naumanns, die uns heute so selbstverständlich und manchem abgestanden erscheinen mag, in ihrer Kühnheit zu würdigen. Zwischen 1890

10 Friedrich Naumann: Die Leidensgeschichte des deutschen Liberalismus. In: Ders., Werke (wie Anm. 2), Bd. 4, S. 291-316, hier: S. 313.

und 1900 vollzog sich, statistisch gesehen, der Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft, als die Zahl der Beschäftigungen in Gewerbe, Industrie, Handel und Dienstleistungen die Beschäftigungszahl im primären Sektor, Landwirtschaft und Forsten, zu übersteigen begann. Dies und die zunehmende internationale Konkurrenz auf dem Agrarmarkt trieb die Großlandwirte ebenso wie die kleinen und mittleren Bauern zu einer massiven Interessenorganisation, kulminierend in der Gründung des mächtigen »Bundes der Landwirte« 1893, der sich politisch immer mehr als Massengefolgschaft des Konservativismus gerierte und die Reichspolitik mit der Forderung nach Schutzzöllen, also einer Belastung der Konsumentenmassen, unter massiven agrarischen Interessendruck setzte. Das katholische Zentrum begann sich aus der Bismarckschen Stigmatisierung als »Reichsfeind« zu lösen und gouvernemental zu werden – für jeden liberalen Protestant ein Alptraum. Auf der anderen Seite hatte sich gezeigt, dass die Repressionspolitik gegenüber den Sozialdemokraten zum Scheitern verurteilt war, so dass 1890 die Verbotsgesetze aufgehoben wurden und jetzt der nur noch partiell gehinderte Vormarsch sozialdemokratischer Abgeordneter in den egalitär gewählten Reichstag, aber auch in die Landtage und die kommunalen Gremien einsetzte. Wie unwillig das hingenommen wurde, zeigt der Kampf um die sogenannte »Umsturzvorlage« 1894/95, mit der das Straf- und das Pressegesetz für die Bekämpfung von Anarchisten, Sozialisten und Internationalisten, zunehmend aber auch von Kirchenkritikern, verschärft werden sollte. Der Reichstag verweigerte sich unter Anführung der Liberalen, aber der Kaiser und seine Umgebung und die Konservativen erwogen den Staatstreich von oben und heizten die Konfliktstimmung zusätzlich an.

Es heißt dann schon etwas, wenn Naumann betont sachlich und gegen die verschleiernde Diktion der bürgerlichen Rhetorik die Klassenstruktur der Gesellschaft und die Legitimität von Klasseninteressen hervorhob, wenn er mit dem Koalitionsrecht für die Arbeiter die Waffengleichheit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Tarifkampf verlangte und wenn er umgekehrt die Sozialdemokraten beschwore, sich ihrer bürgerlich-radikal-demokratischen Herkunft wieder bewusster zu werden und auf die marxistischen Konzepte in Ideologie und politischer Praxis zu verzichten. Immer wieder forderte Naumann die SPD auf, ihre organisatorische Stärke für soziale Reformpolitik zu nützen und sich nicht selbst durch das Dogma des Klassenkampfes zu dauerhafter politischer Einflusslosigkeit zu verurteilen. Konkret verlangte er ein Zusammensehen von linksliberalem Bürgertum und sozialdemokratischer Arbeiterschaft, zunächst vor allem auf der Ebene der Länder. Realisierbar war das bis 1916 nur hier und da in einzelnen süddeutschen Ländern. Das setzte allerdings auch eine Neuorientierung beim linksliberalen Bürgertum voraus, die Naumann wiederum energisch vorantrieb.

Zu seinem Programm des Realismus gehörte zunächst eine scharfe Kritik des Liberalismus überhaupt. Er solle sich verabschieden von der altüberlieferten Ideologie, dass der politisch organisierte Liberalismus das »Allgemeine« schlechthin repräsentiere. Der Liberalismus müsse vielmehr eine richtig verstandene bürgerliche Klassenpolitik betreiben, er müsse selbst- und machtbewusster werden sowohl gegenüber den traditionellen Machteliten wie auch gegenüber den aufsteigenden Sozialdemokraten. Naumann persiflierte mit einer charakteristischen Mischung aus Milde und Schärfe typische Debattenverläufe in den real-existierenden Liberalen-Vereinen und forderte mehr Organisationsbereitschaft bei den bürgerlichen Individualisten. Allerdings gab er sich wohl Illusionen hin über das Wählerreservoir des Liberalismus. Er hoffte, die agrarischen Mittelschichten von der Bindung an die konservative Interessenpolitik lösen zu können. Er verkündete – sachlich zutreffend, aber parteipolitisch zu optimistisch –, dass Handwerk und Kleinhandel sich in der linken Mitte platzieren und nicht einem protektionistischen Konservativismus auf den Leim gehen würden. Und er setzte allzu optimistisch auf die reformistischen Strömungen der Sozialdemokratie, die sich auf der Ebene des Reiches jedenfalls bis 1914 nicht gegen die Bebel/Kautskysche Orthodoxie durchsetzen konnten. Bei alledem fiel Naumann der Übergang vom konservativen Christlich-Sozialen zum Links-Liberalen nicht leicht. Er brauchte eine Zwischenstation, den von ihm gegründeten »National-sozialen Verein 1896–1903«. Dieser Name verweist auf den zweiten Schwerpunkt von Naumanns politischer Programmatik, das Nationale, oder sagen wir ruhig, den Nationalismus.

IV

National zu sein, das hieß für den deutschen Bürger in den 1890er Jahren und danach imperialistisch zu sein, für deutsche »Weltpolitik« einzutreten. Wiederum – aber jetzt in der Gegenrichtung argumentiert: Es ist uns heute so selbstverständlich, diese Politik kritisch zu sehen, dass man ihre Selbstverständlichkeit für die Zeitgenossen gern unterschätzt. Vertrat Naumann im Verhältnis zur SPD die Position einer kleinen Minderheit im deutschen Bürgertum, so schwamm er bei der »Weltpolitik« mit dem großen Strom. Symptomatisch und wegen ihrer Prägnanz zu Recht immer wieder zitiert ist dafür Max Webers berühmte Freiburger Antrittsvorlesung von 1895, die für Naumanns Hinwendung zu seiner national-sozialen Idee sehr bedeutsam wurde. Dort heißt es: »Wir müssen begreifen, dass die Einigung Deutschlands ein Jugendstreich war, den die Nation auf ihre alten Tage beginng und seiner Kostspieligkeit halber besser unterlassen hätte, wenn sie der Abschluß und nicht

der Ausgangspunkt einer deutschen Weltmachtpolitik sein sollte.«¹¹ Naumann schloss sich dem nahtlos an und sprach etwa 1905 davon, dass in Deutschland im Jahr 1925 voraussichtlich 80 Mio. Menschen leben würden. »Was wir brauchen«, so schloss er, »ist Tropenland, wo man für uns Südfrüchte, Kaffee, Reis und Baumwolle pflegt und herstellt, wir brauchen fremde Steppen, wo für uns Wolle und Leder fertig gemacht wird Das ist die große Lebensfrage der Nation geworden, denn ohne eine fast fabelhafte Vermehrung des Quantums der Güter kommen wir in keiner Weise vorwärts.« Ungewöhnlich ist dann aber die Ergänzung, dass »wir Deutschen trotz unserer wachsenden Volkszahl im Bereich der Slaven nichts Neues mehr zu suchen haben, und daß die europäischen Landesgrenzen heilig gehalten werden sollen ... Der Boden, von dem wir leben wollen, kann nicht neben unseren Landesgrenzen liegen ...«¹²

Für die Weltpolitik zu sein, hieß seit 1895 notwendigerweise auch die Flottenpolitik Wilhelms II. und seines Staatssekretärs Admiral Tirpitz gutzuheißen. Deutschlands neuer Anspruch, in der Weltpolitik mitzumischen, verstand sich für das deutsche Bürgertum um 1900 von selbst. Deutschland trat nicht nur, wie es oft scheinen mochte, aus »Großmannssucht« in die Weltpolitik ein oder weil es wie andere Staaten vom »imperialistischen Fieber ergriffen wurde«, vielmehr gab es eine Reihe rationaler Gründe, die sich aus der Logik der zeitgenössischen Machtpolitik ergaben: »Es war nicht vorstellbar, den Status einer souveränen Großmacht freiwillig preiszugeben oder aufs Spiel zu setzen, darum mußte man Weltpolitik betreiben. Das primäre und alte Ziel der deutschen Sicherheit war mit dem neuen Ziel des Ausgriffs in die Welt verkoppelt, die Angst um die Existenz als kontinentale Großmacht mit der Angst um den Ausschluß aus der Welt.«¹³ Der Aufbau einer deutschen Flotte ergab sich von dieser Ausgangslage aus mit einer gewissen Zwangsläufigkeit. Bei einem möglichen Krieg mussten, so schien es, die Küsten gegen die starke russische und französische, aber natürlich auch gegen die englische Flotte verteidigt werden. Dass deutsche wirtschaftliche Auslandsinteressen notfalls mit Kanonenboot-Diplomatie geschützt werden müssten, galt als selbstverständlich. Kritisch wurde es seit 1897, als Tirpitz neben ein paar Auslands-Kreuzern mit dem systematischen Bau einer Schlachtflotte begann, die für die genannten Zwecke eigentlich nicht nötig war. Aber selbst diese große Schlachtflotte entsprach dem allgemeinen »Navalismus« der imperialistischen Mächte, der herrschenden Theorie, dass Weltpolitik ohne eine große Flotte nicht zu machen sei. Dass der deutschen Schlachtflossenbau enorme

11 Max Weber: Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik. In: Johannes Winckelmann (Hg.), Max Weber. Gesammelte politische Schriften. 2., erw. Aufl.. Tübingen 1974, S. 30.

12 Vortrag Weltmarkt und Weltmacht, gehalten in Hamburg und Heidelberg. Berlin 1905, zit. nach Spael (wie Anm. 2), S. 141.

13 Nipperdey (wie Anm. 2), S. 631.

Risiken barg und am Ende eine realpolitische Fehleinschätzung gigantischen Ausmaßes darstellte, ist heute leicht zu erkennen, war aber in der bürgerlich-industriellen Gesellschaft des späten Kaiserreichs mit ihrer Hochstimmung eines enormen wirtschaftlichen Aufschwungs, des Gefüls, jung, vital und kraftvoll zu sein und jetzt endlich sich machtpolitisch auf dem Niveau der anderen Großmächte zu bewegen, kaum einsehbar. Als Spätkommer traf Deutschland auf eine überseeische Welt voller älterer, etablierter und daher machtpolitisch auch besser fundierter Interessen und Ansprüche. Wer schon Weltmacht war, England, Frankreich, Russland, in gewisser Weise auch schon die USA, der brauchte von Weltgeltung nicht zu reden, das blieb die Rolle des Aufsteigers Deutschland und der spielte diese Rolle ebenso forciert wie dilettantisch. Mit der Vermehrung der Schlachtschiffe, ihrer Vergrößerung und später dann auch der Beschleunigung des Bautempos wies diese Politik eine immer schärfere anti-englische Logik auf. Friedrich Naumann schloss sich dieser anti-englischen Grundstimmung bedenkenlos an.

Warum tat er das? Zum einen, weil es selbstverständlich oder »normal« war und weil man die Risiken entweder nicht oder zu spät sah. Zum anderen, weil der Imperialismus die Möglichkeit zu bieten schien, die Arbeiterschaft in die Nation zu integrieren und die vermeintliche Staatsfeindschaft der SPD zu überwinden. Bürgertum und proletarische Masse mussten, so dachte Naumann, zusammenfinden und einen Weg dazu sahen Naumann und seine Freunde in einer militärisch fundierten energischen Nationalpolitik, die um 1900 eben nur Weltpolitik sein konnte. Aus der radikalen »Ablehnungspartei« könne nur dann eine am Staat beteiligte und den Staat mitführende Partei werden, wenn sie den »radikalen, internationalen, revolutionären, Völker befreienenden Marxismus« hinter sich lasse und wenn sie sage: »Wir sind die Massen, die den Industrialismus in die Zukunft hineinführen, und da wollen wir unseren Anteil.«¹⁴ Darüber hinaus enthält dieser Naumannsche Nationalismus sehr wohl Elemente einer säkularisierten protestantischen Religiosität. Manches, was Religion und Kirche bisher geleistet hatten, konnte demnach jetzt besser und in zeitgemäßer Form die Nation übernehmen: das Sich-herausheben aus einer Existenz ohne ideelle Antriebe und Ziele, die Herstellung von Gemeinschaftlichkeit, die Evokation des Gefüls einer uranfänglichen Gleichheit aller, jetzt nicht mehr vor Gott, sondern vor der Nation; schließlich auch die Organisation gegenseitiger Unterstützung und Solidarität.

Die Befangenheit Naumanns in solch einem protestantisch unterlegten Nationalismus hinderte ihn auch nicht daran, reichlich sozialdarwinistisches Gedankengut aufzunehmen. Die Dynamik der demographischen und ökonomischen Entwicklung bestärkte ihn in seiner Überzeugung von der Zwangs-

14 Friedrich Naumann: Der Niedergang des Liberalismus. In: Ders., Werke (wie Anm. 2), Bd. 4, S. 215-236, hier: S. 226.

läufigkeit imperialistischer Machtpolitik. Der Kampf um den Weltmarkt erschien ihm als Kampf ums politische Dasein. Nationale Politik war notwendigerweise expansiv. »Was ist das Nationale?«, so fragte er 1896 und antwortete: »Es ist der Trieb des deutschen Volkes, seinen Einfluß auf die Erdkugel auszudehnen.« In der Logik dieser Politik verlangte Naumann eine »weltgeschichtliche Koalition« gegen England, die am Ende den schon 1899 für unvermeidlich gehaltenen »Weltkrieg gegen England« führen sollte.¹⁵ Diese anglophobe idée fixe legte Naumann andererseits die Hoffnung nahe, dass sich Deutschland langfristig doch mit dem revanchebedürftigen Frankreich arrangieren könne. Schließlich – und das sollte für ihn am folgenreichsten werden – sah er in Russland einen prinzipiellen Kontrahenten und legte schon um 1900 mit einer Publikation »Deutschland und Österreich« eine feste Bindung des Deutschen Reiches an das Habsburger Reich nahe, – ein sehr problematisches Konzept, denn damit band es sich tendenziell an die – wie Max Weber im Weltkrieg dann formulieren sollte – »Dummheit« der »Wiener Hof-Politik«, wie sie in der Julikrise 1914 betrieben werden sollte.¹⁶

Anders als die Formulierungen um 1900 erwarten lassen, verfiel Naumann nach dem 1. August 1914 aber keineswegs in einen Kriegsrausch. Zwar blieb auch er nicht verschont von der euphorischen Siegeszuversicht der ersten Kriegswochen, aber schon im Januar 1915 prognostizierte er deutlich herabgestimmt, dass der »Krieg ... remis ausgehen« werde.¹⁷ In dieser Bedrägnis arbeitete er seine großdeutsche Vorkriegsidee zu seiner einflussreichsten Publikation aus, dem »Mitteleuropa-Buch« vom Oktober 1915, das binnen acht Monaten in 100.000 Exemplaren gedruckt wurde und das man auch heute noch mit seinem Namen verbindet.

Drei Hauptthesen machten das Buch für den deutschen und österreichischen Leser im Krieg attraktiv: Erstens, die Behauptung, das künftige Europa werde durch zwei von Norden nach Süden laufende Grenzwälle – »chinesische Mauern aus Erde und Stacheldraht« – in drei Blöcke gespalten, der eine Wall »irgendwie vom Unterrhein bis zu den Alpen« verlaufend, der andere »von Kurland bis rechts oder links von Rumänien«. Deutschland werde sich für die Zukunft auf eine »Politik des Schützengrabens«, also eines zivilen Zweifrontenkrieges, einrichten müssen.¹⁸ Die Hoffnung auf ein Arrangement mit Frankreich war damit begraben und auf der anderen Seite der spätere Kampf um die Revision der in Versailles fixierten deutschen Ostgrenze vorweggenommen. Zweitens, der gegenwärtige deutsch-habsburgische Verteidigungs-

15 Zit. nach Schieder (wie Anm. 2), S. 375f.

16 Zit. nach Spael (wie Anm. 2), S. 144.

17 Zit. nach ebd., S. 142.

18 Zit. nach Schieder (wie Anm. 2), S. 385; vgl. zum Ganzen die Einleitung ebd., S. 374-399; Fröhlich (wie Anm. 2).

bund müsse weiterentwickelt werden zu einer umfassenden Wirtschaftsgemeinschaft. Der Druck des Krieges und der tatsächlichen Tendenz zur Transformation des Privatkapitalismus zu einer Art Staatssozialismus werde Deutsche, Österreicher und Ungarn in ihrer Wirtschaftsgesinnung zu einem einheitlichen »Wirtschaftsvolk« verschmelzen, in dem sich *die* Wirtschaftsform der Zukunft überhaupt vorbereite. Drittens schließlich schlug Naumann einen staatlichen Zusammenschluss zumindest des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns vor, dem er später im Krieg noch Bulgarien hinzufügte. Naumann wollte die bestehenden Staaten durchaus erhalten, sie sollten innere Streitfragen, etwa der Konfession und der Nationalitätenpolitik, weiterhin selbst entscheiden, aber über ihnen sollte sich ein »Oberstaat Mitteleuropa« wölben, der hauptsächlich für Wirtschaft und Militär zuständig sein sollte. Damit dachte Naumann in den älteren Kategorien eines deutschen Staatenbundes. Er transformierte sie kriegsentsprechend, gab ihnen dabei allerdings auch eine deutsche Zielprojektion über das Ende des Weltkriegs hinaus. Natürlich sollte Deutschland die führende Rolle in diesem Staatsgebilde spielen. Aber weitab von allem alldeutschen Nationalismus sprach er den sogenannten »Zwischenvölkern« durchaus ein Recht auf Selbstbestimmung zu, dessen Grenzen Naumann allerdings nicht genauer bestimmte. Immerhin wurden unter dem Druck der sich verschlechternden Kriegslage seine Formulierungen insbesondere gegenüber dem polnischen Anspruch auf die Wiederherstellung eines eigenen Staates immer weicher. Das Buch wurde im Habsburger Reich wie in Deutschland lebhaft und vielfach diskutiert, Naumann erhielt viel Zuspruch auch von bürgerlich-liberalen Deutsch-Österreichern, und es hat sicher dazu beigetragen, der großdeutschen Idee den enormen Auftrieb zu geben, den sie während der Weimarer Jahre hatte.

Dass Naumanns Mitteleuropa-Idee ein »Verteidigungsgedanke gegenüber dem östlichen und westlichen Imperialismus« gewesen sei, wie Theodor Heuss 1923 meinte,¹⁹ scheint eine etwas zu freundliche Formulierung. Nur defensiv oder in Kategorien eines status quo ante 1914 dachten weder die Reichsregierung, noch das politische, wirtschaftliche und wissenschaftliche Establishment, noch die Mehrheit der deutschen Wähler, die allerdings während des Krieges auch nicht zu den Urnen gerufen wurden. Immerhin hielt sich Naumann aus den leidenschaftlichen Kriegzieldebatten und ihren annexionistischen Wunschträumen weitgehend heraus.

19 Heuss 1923 (wie Anm. 2), S. 63.

V

Die breite Resonanz auf das Buch mag ihn vielleicht ein wenig entschädigt haben für die zumindest anfänglich hartnäckige Erfolglosigkeit bei einem Projekt, das uns heute wichtiger erscheint als manches andere Vorhaben Naumanns: dem Kampf um stärkeren Parlamentseinfluss. Man kann nicht wirklich sagen, für Naumann sei die Parlamentarisierung des Reiches von Anfang an ein Hauptziel gewesen. Auch zu Beginn des Krieges beschäftigte ihn das Thema wenig. Im Gegenteil – es mochte scheinen, als liege ihm an der Stärkung der kaiserlichen Stellung. Er hatte die frühen Sympathien Wilhelms II. für eine reformistische Sozialpolitik ernstgenommen und glaubte, in einem sozialen Kaisertum die wesentliche Klammer für die Integration der nationalen Gesellschaft gefunden zu haben. Der griffige Titel für dieses 1900 in einer größeren Schrift publizierte Programm lautete: »Kaisertum und Demokratie«. Das Kaisertum stand für die Einheit aller Deutschen, die Demokratie auf der Basis des allgemeinen und gleichen Männerwahlrechts zum Reichstag für bürgerliche Selbstbestimmtheit und die Mobilisierung aller Ressourcen der Nation, die durch die imperialistische Machtpolitik geboten schien. Der deutsche Imperialismus sollte also auch der notwendigen Modernisierung von Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft Deutschlands dienen.

Naumanns Versuch, mit dem »National-Sozialen Verein« unter dem Vorzeichen deutscher »Weltpolitik« zu einer parteipolitischen Synthese von Nationalismus, Sozialismus und Liberalismus zu kommen, scheiterte allerdings aus mehreren Gründen. Der politisierende Ex-Pastor und Bildungsbürger Naumann entwickelte zwar eine charismatische Anziehungskraft auf politisch engagierte, sozialbewusste Bildungsbürger, junge und ältere Professoren, auf die kathedersozialistischen Gelehrten, vor allem auf politisierende protestantische Pfarrer. Aber es gelang ihm nicht, breite Wählerschichten anzusprechen. Er teilte damit als parteipolitischer Newcomer das Schicksal des Liberalismus insgesamt, der angesichts der zunehmenden Fragmentierung und interessengesetzlichen Versäulung der Gesellschaft an Überzeugungskraft und Attraktivität verlor. Offensichtlich durchschaute Naumann sein Dilemma ziemlich genau, an der Spitze einer elitenpolitisch originellen und im Rahmen einer reinen Elitensammlung auch recht erfolgreichen Bewegung zu stehen, damit aber auch Gefahr zu laufen, letztlich in einer bildungsbürgerlichen Honoratiorenvereinigung stecken zu bleiben. Sonst hätte er seinen Anlauf zu einer Parteigründung nicht tentativ-zurückhaltend »Verein« genannt und sich nicht nach dem Scheitern bei den Reichstagswahlen 1898 und 1903 der etablierten Partei des fortschrittlichen Teils der liberalen Gesamtbewegung, der »Freisinnigen Vereinigung« angeschlossen.

Aus heutiger Sicht ist gleichwohl Naumanns Fähigkeit hervorzuheben, mit Gelehrten und Intellektuellen in Kontakt zu kommen und sie zur Mitarbeit in der aktiven Politik zu bewegen – wobei das Ausmaß der praktischen Mitarbeit natürlich weit hinter Naumanns Vorstellungen zurückblieb. Naumann war ein ingenioser Netzwerker. Es ist schon eine Leistung, wenn der Anführer einer politischen Splittergruppe, die der National-Soziale Verein letztlich war, seine Politik im engsten persönlichen Austausch mit dem bedeutendsten Soziologen des 20. Jahrhunderts formulierte, mit Max Weber; wenn er den führenden Nationalökonom seiner Zeit, Lujo Brentano, gewinnen konnte, wenn er sich mit dem bedeutenden Juristen und Rechtshistoriker Rudolf Sohm politisch zusammensetzte und wenn er mit der Zeitschrift »Die Hilfe« ein in linksliberalen Kreisen viel gelesenes, qualitativ hochrangiges Diskussionsforum schuf und eben damit ein ausgeprägtes und – für die Verhältnisse des individualistischen Liberalismus – auch belastbares Gemeinschaftsbewusstsein stiftete. Ich selbst stieß übrigens kürzlich im Nachlass meines Großvaters Eduard Hamm, eines insgesamt eher konservativen, wirtschaftsnahen bayerischen Linksliberalen, auf einen großen Stapel dieser charakteristischen gelben Hefte aus den 20er und 30er Jahren bis zur weitgehenden Gleichschaltung 1936, vielfach sorgfältig mit Unterstreichungen durchgearbeitet.

Als der Verein mit seinen Kandidaten bei der Reichstagswahl 1903 durchfiel, suchte Naumann zum Teil gegen den Willen seiner Mitstreiter entschieden den Weg heraus aus dem politischen Konventikel-Dasein, wandte sich endgültig dem Linksliberalismus zu und widmete einen beträchtlichen Teil seiner Arbeitskraft dem 1910 schließlich erfolgreichen Unternehmen, die drei linksliberalen Gruppierungen im Reichstag zu einer einzigen, der »Fortschrittlichen Volkspartei«, zusammenzufassen. Naumann wuchs, nachdem er 1907 auch selbst ein Reichstagsmandat erobert hatte, in den letzten zwölf Jahren seines Lebens zu einem der führenden Parlamentarier des Reichs heran. Zunehmend kämpfte er jetzt auch darum, die Parlamentsrechte schrittweise auszuweiten. Der entscheidende Einschnitt liegt hier wohl im Jahr 1908, als es Wilhelm II. in der Daily-Telegraph-Affäre in einer selbst für ihn singulären Weise gelungen war, das Reich zu blamieren. Es fehle dem deutschen Volk – so schrieb daraufhin Naumann in der »Hilfe« – »die Sicherheit, daß wir so gut regiert werden, als es menschenmöglich ist«. Verantwortlich für diesen Fehlschlag der deutschen Politik sei einzig und allein die »unabsetzbare und unverantwortliche monarchische Person, die unsrer Politik den Charakter des Undurchgearbeiteten und Unberechenbaren gibt Wir wollen vom verantwortlichen Reichskanzler im Namen des Kaisers völkerrechtlich vertreten werden, aber nicht vom Kaiser selbst.«²⁰ Unter Anführung Naumanns betrie-

20 Zit. nach Spael (wie Anm. 2) , S. 115. Zum Zusammenhang vgl. insgesamt ebd., S. 114ff.

ben die Linksliberalen eine gemeinsame Adresse des Reichstags an den Kaiser, die freilich nicht zustande kam, weil der nationalliberale Parteiführer Ernst Bassermann vor einem so weitgehenden Angriff auf die verfassungsrechtliche Stellung des Kaisers dann doch zurückschreckte. Naumann wollte ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz, das die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers gegenüber der Volksvertretung grundsätzlich formulieren sollte; zudem sollte in § 15 der Reichsverfassung, in dem von der Ernennung des Reichskanzlers durch den Kaiser die Rede ist, eingeschoben werden: »nach Vorschlag des Reichstags«.

Dieses Gesetz hätte einen enormen Schritt in die Richtung einer parlamentarischen Monarchie dargestellt. Allerdings ging Naumann selbst nicht mit letzter Entschlossenheit vor. Die Bloßstellung des Reichskanzlers Bülow durch das Gerede des Kaisers im »Daily Telegraph« hätte die Möglichkeit geboten, Bülow selbst zu stürzen und damit auch ein verfahrensbildendes Exempel dafür zu statuieren, dass die Benennung und Entlassung des Reichskanzlers in die Zuständigkeit des Reichstags fiel. Gegen ein solch energisches Vorgehen sprach aber für Naumann unter anderem das von ihm als hoch eingeschätzte Risiko, dass eine solche Krise am Ende unabsehbare Weiterungen nach sich ziehen könne und schließlich nicht mehr unter Kontrolle zu bringen sei.

Energischer und entschlossener betrieb Naumann dagegen nach Ausbruch des Krieges die Demokratisierung des preußischen Dreiklassenwahlrechts – neben der herausgehobenen Stellung des Kaisers die entscheidende Friktion im Verfassungsgefüge des Kaiserreichs. Damit war zumindest ein verfassungspolitischer Minimalkonsens auch mit der SPD und mit dem katholischen Zentrum gefunden, der dann seit Ende 1916 zur praktischen Zusammenarbeit der späteren »Weimarer Koalition« führte. Naumann spielte bei dieser zögerlichen und von der Notlage erzwungenen Annäherung zwischen Fortschrittlich-Liberalen, SPD und Zentrum die bedeutende Rolle, die von ihm zu erwarten war. Auch jetzt noch fiel ihm die Abkehr von der Monarchie und die Wendung zum reinen Parlamentarismus schwer: »Was bei uns das Volk will, ist nicht Republik, sondern Durchführung der preußischen Verfassung«, schrieb er im Mai 1917 in seinem Artikel »Die Monarchie im Kriege«. Er bemühte vor allem das Argument, eine stärkere Entfaltung des Parlamentarismus werde am Ende auch der Monarchie zugute kommen.²¹ Aber nolens volens trieb er im Oktober 1918 dann doch den endgültigen Durchbruch des Parlamentarismus voran. Damit komme ich zu einer kurzen abschließenden Bilanz.

21 Zit. nach Spael, S. 156.

Wenig Irritation dürfte nach wie vor die semantische Nähe von »national-sozial« und national-sozialistisch« auslösen. »National-sozial« nannte Naumann ein Konzept, das für ihn und Mitstreiter wie Max Weber zwingend notwendig, aber ohne imperialistische Weltpolitik nicht vorstellbar war. Nach dem Zusammenbruch aller deutschen Weltmachtambitionen im November 1918 löste sich Naumann erstaunlich rasch von der Obsession durch die »Weltpolitik«. Anders als vor 1914 hatte sie auch keinerlei Fundament mehr in den ökonomischen Ressourcen Deutschlands und in den Funktionsmechanismen des internationalen Systems. Umso wichtiger ist es festzuhalten, worum es bei der Verbindung des Nationalen mit dem Sozialen in der Sicht der linksliberalen Bildungs- und auch Wirtschaftsbürger eigentlich ging: etwas modisch gesprochen um das Heranholen einer Parallelgesellschaft, der »Subkultur« der sozialistischen Arbeiterbewegung, an die bürgerliche Gesellschaft. Dafür musste auch diese selbst sich öffnen. Grundsätzlich hat sich das Konzept durchgesetzt, zumindest in den Anfangsjahren der Weimarer Republik und dann in den späten 1940er und 50er Jahren. Die Entproletarisierung der Arbeiterschaft im westdeutschen Wirtschaftsaufschwung führte zu jener »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« (Helmut Schelsky), die als Zukunftsvision hinter Naumanns Gesellschaftsmodell gestanden hatte und von der er nicht ganz ohne Grund glaubte, dass sie politisch für den Sozial-Liberalismus optieren werde. Dass man in dieser Mittelstandsgesellschaft den Partei-Liberalismus gar nicht mehr so dringend brauchen würde wie vor und nach 1914, weil sowohl CDU wie SPD liberale Kernforderungen in ihre Programmatik aufnahmen und verwirklichten, hat Friedrich Naumann wohl nicht vorhergesehen. Möglicherweise hätte es ihn auch gar nicht besonders gestört.

Problematischer scheint dagegen der nationalstaatliche Machtrumpf, erst mit der »Weltpolitik«, dann mit dem »Mitteleuropa-Konzept«. Wie zwingend dem deutschen Bürgertum vor 1914 die Weltpolitik erschien (jedenfalls in der Zielsetzung, nicht so sehr in den vielfach schon von den Zeitgenossen kritisierten Formen und Methoden), habe ich anzudeuten versucht. Die Mitteleuropa-Idee blieb im Urteil der Späteren lange belastet durch die Nähe zum großdeutschen Gedanken, durch die Perspektive einer Ausdehnung über das Habsburger Reich hinaus nach Südosten sowie durch die Tatsache, dass Naumanns Konzilianz gegenüber den nationalpolnischen Forderungen durch die Notlage des Krieges erzwungen wurde. Natürlich herrschte bei Naumann letztlich die Vorstellung vor, Deutschland stehe aufgrund seiner kulturellen Überlegenheit eine, wenn auch indirekte, politische Herrschaft über Polen zu. Andererseits hat sich Naumann, anders als manche seiner Mitstreiter wie etwa Paul Rohrbach, von Anwandlungen eines völkischen Deutsch-Nationalismus freigeschalten. Ethnisch fundierter Nationalismus lag ihm fern – allerdings lässt

sich zwischen ethnischen und Kulturnationalismus nicht immer ganz deutlich trennen. Selbst wenn sich Adolf Hitler gelegentlich in »Mein Kampf« auf Naumanns »Mitteleuropa« bezog, so unterschied sich Naumanns Idee doch in so gut wie allen Punkten von Hitlers Großdeutschland oder gar seinen Ostraum-Phantasien.²² Schon im Kaiserreich hatte Naumann heftig die Intoleranz gegenüber der elsässischen und der dänischen Minderheit und die antipolnische Germanisierungspolitik kritisiert. Nicht alle Linksliberalen waren in diesem Punkt so konsequent wie Naumann. Überhaupt fällt auf, dass sich die relative Geschlossenheit der sozialliberalen Kerentruppe aus dem Kaiserreich schon im Krieg und dann vor allem zum Ende der Weimarer Republik hin weitgehend auflöste. Einige Vertreter des sozialen Flügels wie Anton Erkelenz und Helmut von Gerlach gingen nach links, die meisten zumindest ein Stück weit nach rechts.

Man kann das Mitteleuropa-Buch allerdings sehr wohl auch als gemäßigte Antwort eines liberal und national gesinnten Bürgers auf die alldeutschen Annexions-Phantasien im Ersten Weltkrieg lesen. Walter Rathenau entwarf in den ersten Monaten des Weltkriegs ganz ähnliche Vorstellungen. Wer weit zurückgreifen will, stößt nicht nur auf die Idee eines Doppelbundes in der Revolution 1848/49, sondern schon im Vormärz auf Friedrich Lists politisch aufgeladene Schutzzoll-Vorstellungen für einen südostmitteleuropäischen Wirtschaftsraum. Naumanns Konzept ist zwar machtpolitisch inspiriert, aber verfassungspolitisch föderativ gedacht. Die weitgehende Autonomie der einzelnen Staaten sollte nur bei der wirtschaftlichen und militärischen Vereinheitlichung unter deutscher Führung eingeschränkt werden. Erinnert sei auch daran, dass Naumanns Schützengraben-Theorie gegenüber einem Nachkriegs-Frankreich ein spezifisches Kriegsprodukt ist und dass er im Gegensatz zu fast allen politisch Verantwortlichen und Denkenden einen Ausgleich mit Frankreich prinzipiell für wünschenswert und auch möglich hielt. Was hindert uns, für einen Moment an den heutigen Zustand Europas und der Europäischen Union zu denken? Dass es einen faktischen informellen Primat der Zentralmächte Deutschland und Frankreich gibt, wird kaum jemand bestreiten, räumlich ist die Dimension durch den Einbezug Südeuropas zwar eine ganz andere geworden, aber das Hauptgewicht der europäischen Einigung liegt bei der Wirtschaftsverfassung; die militärische Zusammenarbeit ist ausreichend, sie weiter zu forcieren, liegt derzeit kein unmittelbarer Anlass vor. Im Übrigen muss man mit solchen Streiflichtern in die Gegenwart natürlich sehr vorsichtig umgehen.

Wichtiger als eine in jedem Fall prekäre posthume Ehrenrettung des Mitteleuropa-Buches ist es mir, noch einmal das Profil des Politikers und politischen

22 Vgl. zur Nachwirkung von Naumanns Mitteleuropakonzept Kurlander (wie Anm. 2), S. 85ff., 117ff., 124f., 128ff., 142ff.

Denkers Naumann zu schärfen. Naumanns politische Biographie ist geprägt von durchgängigen und tiefgreifenden Lernprozessen, denen er sich, in der Reaktion auf Zustände, die er als unhaltbar empfand, zeitlebens unterzog. Naumann bewegte sich politisch, er analysierte die jeweils aktuellen Handlungsbedingungen und -chancen, er zwang sich – weithin mit Erfolg – zu Realismus und Machtorientierung, so etwa bei der Abgrenzung vom steril gewordenen christlich-sozialen Konservativismus, aber auch vom dogmatischen Manchester-Liberalismus mancher Freisinngigen im Kaiserreich. Aber er wurde dabei auch nicht zum gedankenarmen reinen Pragmatiker. Als politischer Kommentator und Publizist, aber auch als Redner, fiel er durch Lebensnähe, seine zupackende Sprache und seinen Humor auf. Was die politischen Inhalte angeht, so stand Naumann in der Tat – blickt man auf die Konstellation ‚Kaisertum/alte Eliten, Links- und Nationaliberale, Zentrum und Sozialdemokraten‘, intellektuell und politisch zwischen den Parteien, aber er agierte dabei keineswegs dogmatisch oder rechthaberisch, sondern in der Einsicht in die Mechanismen der Politik – wenn er sich mit ihnen auch niemals ganz zufrieden gab. Er war ein Parteiführer, der sich tatsächlich nicht scheute, als »Parlamentär zwischen den Fronten« (Conze) zu stehen. Vielmehr suchte er diese Rolle geradezu. »Parlamentär zwischen den Fronten«, ohne das Fundament der eigenen Partei preiszugeben – das ist aus heutiger Sicht kein Negativattribut, sondern genau das, was wir brauchen – und was auch damals, beim Übergang von der konstitutionellen Monarchie zur demokratischen Republik inmitten katastrophaler Krisen und Nöte, gebraucht wurde. Es bedarf, um einer solchen Rolle gerecht zu werden, beträchtlicher intellektueller Qualitäten, großer politischer Erfahrung, eines umsichtigen Realitätssinns, und schließlich der Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen und eine gewisse Selbstständigkeit auch gegenüber der eigenen Partei zu wahren. Knapp 90 Jahre nach Naumanns Tod steht für die Diskussion über sein Erbe weniger der Sozialliberale, schon gar nicht der Imperialist, sondern vor allem der lernfähige intellektuelle Politiker und Parlamentarier Naumann im Vordergrund des Interesses.

Christhard Schrenk

Friedrich Naumann und Heilbronn – Einblicke in das »Netzwerk Jäckh, Bruckmann, Heuss«¹

I.

»Geehrte Versammlung!« Mit dieser Anrede pflegte Friedrich Naumann viele seiner Reden zu beginnen. Das Verhältnis zwischen Heilbronn und Friedrich Naumann scheint sich im Wesentlichen in 50-Jahres-Schritten zu vollziehen. Um 1910, als Naumann etwa 50 Jahre alt war, wirkte er als Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Heilbronn. Ein halbes Jahrhundert später, 1960, ehrt ihn Heilbronn zum 100. Geburtstag mit einer großen Gedächtnisausstellung. Und weitere 50 Jahre danach, im Jahr 2010, beschäftigen wir uns erneut vor Ort mit Friedrich Naumann. Aber es handelt sich nicht einfach um eine Wiederholung im 50-Jahres-Rhythmus. Denn um 1910 prägte die politische Realität das Verhältnis zwischen Naumann und Heilbronn. Ein halbes Jahrhundert später, also 1960, stand das dankbare Gedenken an Naumann im Mittelpunkt. Theodor Heuss beendete seine Rede anlässlich der damaligen Heilbronner Naumann-Gedächtnisfeier mit den Worten: »An ihn [Friedrich Naumann, C. Sch.] denken, heißt ihm danken.²

Heute geht es nicht mehr so sehr um das dankbare Erinnern, sondern darum, die damalige Situation zu analysieren, um daraus möglicherweise Schlüsse für die aktuelle Gegenwart ziehen zu können. Ich werde das aus stadthistorischer Sicht versuchen.

Am Anfang stehen einige Gedanken zu Friedrich Naumann. Insbesondere geht es dabei um eine Untersuchung der Reichstagswahl von 1907, die Naumann im Wahlkreis Heilbronn gewonnen hat. Aber natürlich stand der Politiker Naumann in Heilbronn nicht isoliert, vielmehr war er mit einem Freundeskreis verbunden, der sich aus vielen herausragenden Persönlichkeiten zusammensetzte. Deshalb soll sich hier mit dem Heilbronner Naumann-Netzwerk auseinandergesetzt werden, das ja in gewisser Weise die »Heilbronner Lokalausgabe« des großen Naumann-Kreises darstellt.

1 Der Stil des Vortrags, den der Verfasser am 22. Oktober 2010 im Heilbronner Schießhaus hielt, wurde mit entsprechend eingeschränktem Anmerkungsapparat weitgehend beibehalten.
2 Theodor Heuss: Friedrich Naumann und sein Vermächtnis an unsere Zeit. In: Axel Hans Nuber: D. Friedrich Naumann. Katalog zur Gedächtnisausstellung in Heilbronn anlässlich seines 100. Geburtstages am 25. März 1960. Heilbronn 1962, S. 19–26, hier S. 26.

Die Wirksamkeit dieses Heilbronner Beziehungsgeflechts verhalf Friedrich Naumann zu einem Reichstagsmandat. Eine zentrale Rolle in diesem Netzwerk spielten Ernst Jäckh, Peter Bruckmann und Theodor Heuss, mit denen sich dieser Beitrag befassen wird. Darüber hinaus wird kurz auch noch auf einige andere Persönlichkeiten eingegangen, die jeweils etwas zu unserem Bild von Friedrich Naumann beitragen und durch deren Charakterisierung die Vielschichtigkeit und langfristige Bedeutung des Naumannschen Beziehungsgeflechts noch deutlicher erkennbar wird.

Am Schluss wird sich herausstellen, dass das Netzwerk aber nicht nur Friedrich Naumann einen Sitz im Reichstag sicherte. Vielmehr ergab sich daraus auch für die Stadt Heilbronn ein positiver Impuls. So kann am Beispiel Naumanns aufgezeigt werden, wie ein zunächst auf eine spezielle Person ausgerichtetes Beziehungsgeflecht am Ende die Entwicklung einer Stadt befördern und in ihrer Dynamik unterstützen kann. Darin liegt aus der Sicht der Heilbronner Stadtgeschichtsforschung die aktuelle Relevanz der Beschäftigung mit dem Heilbronner Naumann-Netzwerk.

II.

Damit kommen wir zu Friedrich Naumann, über dessen Biographie an dieser Stelle nicht viel gesagt werden muss. Am 25. März 1860 in Störmthal bei Leipzig als Pfarrerssohn geboren, hat Naumann zunächst Theologie studiert, und es ist bekannt, dass er in diesen frühen Jahren stark von Johann Hinrich Wichern geprägt wurde, sich sehr für dessen »Innere Mission« engagierte und er im Laufe der Zeit über die Auseinandersetzung mit den sozialen Nöten der Menschen schließlich zur Politik gefunden hat.³ Dabei stand er als Berufspolitiker stets für eine politische Tradition der bürgerlichen Freiheit, an die dann nach dem Zweiten Weltkrieg die FDP anknüpfte.⁴

Bei der Reichstagswahl 1907 gelang es dem aus Sachsen stammenden Berliner, in Heilbronn einen württembergischen Wahlkreis zu gewinnen. Dies kann wohl als eine kleine Sensation gewertet werden, denn Friedrich Naumann war zwar zu diesem Zeitpunkt als Politiker und Publizist schon ein bekannter Mann. Aber er hatte bis dahin eben noch kein Mandat im Reichstag erringen können.⁵ Für die Reichstagswahl 1907 hatte Naumann verschiedene

3 Heuss (wie Anm. 2), S. 20.

4 Theodor Heuss: Friedrich Naumann. In: Neue Deutsche Biographie, Bd. 18. Berlin 1997, S. 767–769, hier S. 769.

5 Jürgen Fröhlich: Von Heilbronn in den Reichstag. Theodor Heuss, Friedrich Naumann und die »Hottentotten-Wahlen« in Heilbronn 1907. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 67 (2008), S. 353–366, hier S. 354–355.

Kandidatur-Optionen. Jürgen Frölich hat kürzlich geschildert, wie es letztlich zu Naumanns Kandidatur in Heilbronn gekommen war.⁶ Danach entschied sich Naumann im Wesentlichen aus zwei Gründen für die Stadt am Neckar: Einerseits ermunterten ihn profilierte Heilbronner Persönlichkeiten dazu, und andererseits erhielt er hier die Unterstützung des gesamten liberalen Lagers, das andernorts oft sehr zersplittert war.⁷

Der von Naumann 1907 gewonnene württembergische Wahlkreis III mit Heilbronn im Zentrum befand sich im Nordwesten des Königreiches Württemberg und bestand aus den Oberämtern Heilbronn, Brackenheim, Besigheim und Neckarsulm.

Bekanntlich ist Naumann dieser Wahlsieg keineswegs einfach in den Schoß gefallen; vielmehr gab es starke Konkurrenz. Zuerst ist der konservative Politiker Dr. Theodor Wolff⁸ zu nennen. Dieser war für den Württembergischen Bauern- und Weingärtnerbund bereits 1903 in den Reichstag gewählt worden und zog 1907 quasi als Titelverteidiger in den Wahlkampf. Der andere starke Mitbewerber war der Sozialdemokrat Franz Feuerstein⁹, der zwar 1907 unterlag, der bei der nächsten Reichstagswahl 1912 Naumann aber das Heilbronner Mandat wieder abnehmen sollte.

In wilhelminischer Zeit wurde keine Reichstagswahl in diesem Wahlkreis im ersten Wahlgang entschieden. Da keiner der Kandidaten auf Anhieb die nach Wahlrecht notwendige absolute Mehrheit erringen konnte, war jedes Mal eine Stichwahl der beiden Bestplatzierten nötig. Bei der Wahl am 25. Januar 1907 waren 35351 Männer wahlberechtigt. Es wurden 30720 gültige Stimmen abgegeben. Die Wahlbeteiligung lag bei 86,9%. Von den gültigen Stimmen entfielen auf Theodor Wolff (WüBB)¹⁰ 11529 Stimmen (37,5%), auf Friedrich Naumann (FrVg)¹¹ 9731 Stimmen (31,7%) und auf Franz Feuerstein (Sozialdemokratie) 9468 Stimmen (30,8%). Sonstige Personen erhielten zusammen 10 Stimmen.¹²

Aufgrund dieses – einigermaßen knappen – Ergebnisses wurden der konservative Wolff und der liberale Naumann zur Stichwahl am 5. Februar 1907 zugelassen. Für den Ausgang dieser entscheidenden Wahl war es sehr wichtig, welche Empfehlung die drittplatzierte Sozialdemokratie abgeben würde.

6 Frölich (wie Anm. 5).

7 Frölich (wie Anm. 5), S. 356–357.

8 Zu Wolff vgl. Frank Raberg (Hrsg.): Biografisches Handbuch der württembergischen Landtagsabgeordneten 1815–1933. Stuttgart 2001, S. 1035.

9 Franz Feuerstein (1866–1939): Gründer der Vereinsdruckerei und der Zeitung Neckar-Echo; 1912–1918 Mitglied des Reichstags und 1928–1933 Mitglied des Württembergischen Landtags. Vgl. dazu: Chronik der Stadt Heilbronn V (1939–1945). Heilbronn 2004, S. 27 (31. Mai 1939). Vgl. auch Raberg (wie Anm. 8), S. 203–204.

10 Württembergischer Bauern- und Weingärtnerbund.

11 Freisinnige Vereinigung.

12 Neckar-Zeitung vom 26. Januar 1907, S. 6.

Die Wahlempfehlung der SPD erfolgte zugunsten von Naumann, der in der Stichwahl etwa zwei Drittel der ehemaligen Feuerstein-Stimmen auf sich vereinigen konnte. So zog er an Wolff vorbei und gewann mit 52,5% (15696 zu 14178 Stimmen).¹³

Wenn man dieses Ergebnis genauer analysiert, dann ergeben sich bemerkenswerte Erkenntnisse. In den vier Oberämtern des Wahlkreises III gab es damals zusammen insgesamt 100 selbständige Städte und Gemeinden.¹⁴ In der Stichwahl lag der konservative Kandidat Dr. Wolff in 92 der 100 Gemeinden deutlich vorn. In der großen Fläche des Wahlkreises siegte Wolff über Naumann sogar mit einer Zweidrittelmehrheit, der Vorsprung betrug dabei 5922 Stimmen.¹⁵

Dass Naumann dennoch gewann, lag an den übrigen acht Gemeinden, in denen er jeweils deutlich besser abschnitt als Wolff. Konkret siegte Naumann in Brackenheim (mit 175 zu 116), in Kochendorf (mit 319 zu 107) und auch in Möckmühl (mit 270 zu 93) deutlich. In Besigheim lag Naumann (mit 555 zu 77) klar vorn, ebenso in Bietigheim (mit 749 zu 143), in Neckargartach (mit 445 zu 84), in Böckingen (mit 1141 zu 209) und insbesondere in Heilbronn (mit 5831 zu 1200).¹⁶

Im Gesamtwahlkreis lag Naumann etwa 1500 Stimmen vor Wolff. Aber allein in der Stadt Heilbronn holte Naumann 4600 Stimmen mehr als Wolff. Zählt man die damals selbständigen (und 1933 bzw. 1938 nach Heilbronn eingemeindeten) Kommunen Böckingen und Neckargartach hinzu, so erreichte Naumann hier fast 6000 Stimmen mehr als Wolff. Auf diese Weise konnte Naumann den Vorsprung von Wolff von gut 5900 Stimmen in 92 Gemeinden allein mit seinem Sieg in Heilbronn, Böckingen und Neckargartach kompensieren.

Bezüglich der Bauern und Weingärtner als Wählergruppe stand Naumann allerdings eher mit dem Rücken zur Wand. Das macht eine Werbe-Anzeige vom Januar 1907¹⁷ deutlich, die einerseits illustriert, dass der Kandidat im Stundentakt durch die Orte zog und Wahlkampf machte. Er sprach z. B. am 23. Januar 1907 um 14 Uhr in Häfnerhaslach, um 15 Uhr in Ochsenbach, um 16 Uhr in Cleebronn, um 17 Uhr in Botenheim und um 18 Uhr in Meimsheim. Sehr aufschlussreich ist andererseits die in der genannten Anzeige abge-

13 Die Chronik der Stadt Heilbronn II (1896–1921), S. 103 (5. Februar 1907) berichtet: »Reichstagsstichwahl. Naumann gewählt mit 15696 Stimmen (die Sozialdemokratie tritt ein). Wolff 14178.«

14 Davon 17 im Oberamt Heilbronn (dazu: Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Württemberg 1907, Teil 1. Stuttgart 1907, S. 457–459), 19 im Oberamt Besigheim (ebd., S. 451), 30 im Oberamt Brackenheim (ebd. S. 453–454), 34 im Oberamt Neckarsulm (ebd., S. 465–466).

15 In den übrigen Orten erhielt Naumann zusammen 6211 Stimmen (33,8%), Wolff 12133 Stimmen (66,2 %).

16 Zaber-Bote vom 11. Februar 1907, S. [2]–[3].

17 Zaber-Bote vom 21. Januar 1907, S. [4].

druckte Erklärung über Naumanns Stellung zum Weinbau. Der Kandidat stellte klar, dass er die Erhaltung des süddeutschen Weinbaus unbedingt für nötig halte und dass er die Interessen des Weinbaus nach besten Kräften fördern werde.

Ein Problem für Naumann war die Tatsache, dass er kein Schwabe war. Das wurde ihm vorgeworfen. Als Beispiel sei ein kleines Gedicht zitiert, das anonym verbreitet wurde:¹⁸

»Den Wolff den guten Schwaben
Wollen wir in den Reichstag haben
Was aber soll mit Naumann sein,
Fort mit ihm dem Preußen,
Er soll wieder reisen!
Die Redekunst allein tut's nicht:
Denn sie besitzt auch mancher Wicht,
Die Landsleut selbst, sie wollen ihn nicht haben.
Und nun soll recht er sein uns Schwaben?
O lassen wir ihn gehen und zwar auf Nimmerwiedersehn.
Wird Naumann gewählt, o Graus
Wir brächten ihn nie mehr hinaus.
Drum wählet Wolff, den guten Schwaben
Ihn wollen wir im Reichstag haben.
Viele Wähler.«

Nach dem Wahlsieg von Naumann erwiesen sich die Anhänger des Bauernbundes nicht gerade als gute Verlierer, wie eine kleine Anzeige belegt,¹⁹ die in Cleebronn erschien. Hier konnte man lesen: »Alle diejenigen, welche für Naumann gestimmt haben, haben von Montag, den 12. ds. Mts. an für das (sic!) Liter Milch 16 Pfennig zu bezahlen. Wenn es ihnen zu viel ist, sollen sie sie von Naumann beziehen. Die, welche für Wolff gestimmt haben, bekommen sie noch um den alten Preis.«

III.

Bevor wir uns mit Naumanns Heilbronner Netzwerk beschäftigen, soll noch einmal auf den Politiker Naumann eingegangen werden. Dabei werden einige Punkte herausgegriffen, die für das Heilbronner Naumann-Beziehungsgeflecht von besonderer Bedeutung sind. Wenn man Naumanns politische Grundhaltung mit einem Etikett versehen will, dann könnte man ihn als links-liberalen Politiker mit christlicher Basis bezeichnen, der für bürgerliche Frei-

18 Zaber-Bote vom 4. Februar 1907, S. [2].

19 Zaber-Bote vom 9. Februar 1907, S. [4].

heit stand. Dies will ich – mit der gebotenen Vorsicht – mit dem Schlagwort »Liberalität« ausdrücken. Sein Ziel bestand darin, die verschiedenen liberalen Parteien und Strömungen zu bündeln, und diesem Ziel kam er später vor allem mit der Gründung der DDP 1918 einen wesentlichen Schritt näher.

Schon 1894 schuf Naumann mit der Zeitschrift »Die Hilfe« für sich und seinen Kreis ein Publikationsorgan, das für seine persönliche Weiterentwicklung und sein politisches Wirken von zentraler Bedeutung werden sollte.²⁰ Das Blatt trug bis 1902 den Untertitel »Gotteshilfe, Selbsthilfe, Staatshilfe, Brudерhilfe«. Später bezeichnete sich »Die Hilfe« als »Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und geistige Bewegung«. Daneben unternahm Naumann verschiedene Reisen, z. B. nach Palästina und Nordafrika, aber auch nach Österreich und Paris.²¹ Das brachte ihm zusätzliche weitverzweigte, internationale Verbindungen ein.

1907 zählte Naumann – u. a. zusammen mit Theodor Fischer und Peter Bruckmann – zu den Initiatoren und Mitbegründern des Deutschen Werkbundes. Dabei handelte es sich um eine Organisation mit nationalem Anspruch. Ihr Ziel war es, Kunsthandwerk und Industrie bzw. Ästhetik und Ökonomie miteinander in Einklang zu bringen. Der Deutsche Werkbund entfaltete eine enorme Wirksamkeit, etwa durch verschiedene Ausstellungen, darunter auch ein berühmtes Beispiel aus dem Jahr 1927, als in Stuttgart im Rahmen der Ausstellung »Die Wohnung« die Weißenhofsiedlung entstand.²² Und noch ein letztes Detail: 1917 rief Naumann die «Staatsbürgerschule» ins Leben, eine Institution der politischen (Erwachsenen-)Bildung, die u. a. als Vorläufer der Berliner »Hochschule für Politik« gilt.²³

Vor diesem skizzierten Hintergrund wenden wir uns nun dem Heilbronner Netzwerk von Friedrich Naumann zu, wobei es lediglich um einen kleinen Einblick bzw. nur um einige zentrale Personen geht. Dazu gehörte zunächst Ernst Jäckh (1875 – 1959). Von 1902 bis 1912 wirkte er als Chefredakteur der Neckar-Zeitung in Heilbronn. Unter seiner Leitung entwickelte sich das Blatt von einer Lokalzeitung zu einem überregional angesehenen Presseorgan.²⁴ Jäckh, der Friedrich Naumann politisch nahe stand, richtete die Neckar-Zeitung mit Unterstützung seines Verlegers Viktor Kraemer auf eine national-liberale Position aus. Damit wurde Jäckh zu einem wesentlichen Wegbereiter für die Heilbronner Reichstagskandidatur Naumanns und für dessen Wahler-

20 Theodor Heuss: Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit. Stuttgart 1937, S. 119–123.

21 Ebd., S. 664.

22 Eine treibende Kraft für das Zustandekommen dieser Ausstellung war Peter Bruckmann, dazu: Roland Günter: Der Deutsche Werkbund und seine Mitglieder. 1907–2007. Essen 2009, S. 97.

23 Heuss (wie Ann. 4), S. 769.

24 Ernst Jäckh: Der goldene Pflug. Lebensernte eines Weltbürgers. Stuttgart 1954, S. 86–87.

folg im Jahr 1907.²⁵ Jäckh setzte sich in der Neckar-Zeitung auch für den Bau eines Heilbronner Stadttheaters ein. In diesem Zusammenhang machte er sich für die Verpflichtung des renommierten Architekten Theodor Fischer stark, so dass schließlich 1913 in Heilbronn ein bemerkenswertes Jugendstil-Theater eingeweiht werden konnte.²⁶

Wichtig in Jäckhs Leben ist auch sein Verhältnis zur Türkei. 1908 reiste er erstmals dorthin. Er berichtete in seinen Lebenserinnerungen, dass er 1908, »nach ermüdender Reichstagswahlkampagne Erholung und Anregung außerhalb der in Mitteleuropa üblichen Sommerferien« suchte.²⁷ Als Ziel dieser Ferienreise entschied sich Jäckh für die Türkei. Das bedeutet: Da sich Jäckh von seinem Einsatz im Naumann-Wahlkampf am Bosporus erholen wollte, konnte sich Naumann mit der Vermittlung wichtiger politischer Türkei-Kontakte revanchieren, die Jäckh in den folgenden Jahren immer weiter vertiefte und ausbaute.²⁸ Hier profitierte Jäckh von den Verbindungen Naumanns. Beide standen im Übrigen auf der Seite der jungtürkischen Revolution, und beiden wird heute vorgeworfen, dass sie sich mit dem damit im Zusammenhang stehenden Völkermord an den Armeniern (1915 – 1917) nicht kritisch genug auseinandergesetzt hätten.²⁹ Unabhängig davon entwickelte sich Jäckh bald zu einem bedeutenden Wegbereiter politischer Beziehungen der sich damals modernisierenden Türkei zum Westen. 1914 wurde er zum Mitbegründer und zum Ersten Vorsitzenden der Deutsch-Türkischen Vereinigung in Berlin.³⁰

Es gibt aber auch noch ganz andere Aspekte im Leben von Dr. Ernst Jäckh. So zählte der Chefredakteur zu den Gründungsmitgliedern der »Section Heilbronn des Württembergischen Vereins für Luftschiffahrt«. Diese Heilbronner Sektion wurde 1909 aus der Taufe gehoben, Jäckh übernahm das Amt des Zweiten Vorsitzenden.³¹

1912 gab Jäckh seine Chefredakteurs-Tätigkeit bei der Heilbronner Neckar-Zeitung auf und wechselte nach Berlin. Er fungierte dort als Geschäftsführer des Deutschen Werkbundes. Dieses Amt versah er – mit einer Unterbrechung von 1918 bis 1920³² – bis 1922. Danach blieb er dem Deutschen Werkbund

25 Heuss (wie Anm. 20), S. 324; Theodor Heuss: Erinnerungen. 1905–1933. Tübingen 1963, S. 59; Paul Meyle: D. Friedrich Naumann zum Gedächtnis. In: Nuber (wie Anm. 2), S. 12–15, hier S. 12–13; Jäckh (wie Anm. 24), S. 90; Achim Frey: Ernst Jäckh (1875–1959). Schwabe, Journalist, Diplomat, Weltbürger. In: Christhard Schrenk (Hrsg.): Heilbronner Köpfe V. Lebensbilder aus fünf Jahrhunderten. Heilbronn 2009, S. 53–70, hier S. 55–56.

26 Frey (wie Anm. 25), S. 57.

27 Jäckh (wie Anm. 24), S. 120.

28 Jäckh (wie Anm. 24), S. 123–124.

29 Vgl. dazu z. B. Frey (wie Anm. 25), S. 62–63.

30 Frey (wie Anm. 25), S. 62.

31 Protokollbuch 1909 – 1924, Stadtarchiv Heilbronn, Württembergischer Verein für Luftschiffahrt, Section Heilbronn, D 100 – 64, S. 1.

32 E-Mail von Rita Wolters vom Archiv des Deutschen Werkbundes vom 15. Februar 2010 an den Verfasser.

auch weiterhin eng verbunden. 1916 schuf er zusammen mit Paul Rohrbach und Philipp Stein die Wochenschrift »Deutsche Politik«, die sich mit »Welt- und Kulturpolitik« befasste.³³ Paul Rohrbach war einer der meistgelesenen Kommentatoren zu Themen der Außen- und Kolonialpolitik in Deutschland³⁴ und gehörte ebenfalls zum Naumann-Umfeld; Heuss kannte ihn schon seit seiner Berliner Zeit ab 1907.³⁵ Philipp Stein als der Dritte im Bunde erlangte als Exponent des deutschen Genossenschaftswesens Bekanntheit.³⁶

1920 gründete Ernst Jäckh – zusammen mit anderen Wissenschaftlern – in Berlin die Deutsche Hochschule für Politik. Dabei handelte es sich zunächst um eine private Einrichtung, deren wesentliches Ziel in einer Stärkung der Demokratie bestand. Ihre Vorläuferin war, wie erwähnt, Naumanns Staatsbürgerschule. Als die Nationalsozialisten 1933 politisch Einfluss auf die Hochschule nahmen, emigrierten viele Dozenten, so auch Ernst Jäckh. Er ging zunächst nach England, 1940 nahm er einen Ruf als Professor für Internationale Beziehungen mit Schwerpunkt »Mittlerer Osten« an die Columbia-Universität in New York an. 1959 starb er in New York.

Eine weitere zentrale Persönlichkeit in Naumanns Heilbronner Netzwerk war Peter Bruckmann (1865 – 1937). Dieser trat 1887 in die Heilbronner Silberwarenfabrik seiner Familie ein. Sein Name steht sowohl für moderne maschinelle Herstellungsprozesse als auch für soziales Engagement gegenüber den Mitarbeitern. Besonders intensiv setzte sich Bruckmann für ein kreativ-modernes Design der Heilbronner Silberwaren ein. Dabei vertrat er die Auffassung, dass die Qualität der gewerblichen Produkte – im Einklang mit deren Ästhetik – angehoben werden müsse. Dies wollte Bruckmann jedoch nicht nur in seiner Firma erreichen, sondern möglichst in ganz Deutschland umsetzen. Deshalb gründete er mit ähnlich denkenden Persönlichkeiten wie Hermann Muthesius, Henry van der Velde, Friedrich Naumann und Theodor Fischer den Deutschen Werkbund und war von 1909 bis 1919 und von 1926 bis 1932 dessen Vorsitzender. Er war es, der 1912 Ernst Jäckh von Heilbronn als Geschäftsführer zum Deutschen Werkbund nach Berlin holte, als dessen Geschäftsstelle im April 1912 dorthin verlegt wurde. Als Bruckmann 1932 als Vorsitzender beim Deutschen Werkbund ausschied, wurde er zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Sein Nachfolger als Vorsitzender war wiederum Ernst Jäckh.³⁷

Es gab noch viele weitere Verbindungen zwischen Peter Bruckmann und Ernst Jäckh. Eine davon ist die Tatsache, dass Jäckh und Bruckmann 1903

33 Reiner Burger: Theodor Heuss als Journalist. Beobachter und Interpret von vier Epochen deutscher Geschichte. Münster 1999, S. 193; Heuss (wie Anm. 25), S. 216.

34 Burger (wie Anm. 33), S. 63–64 u. 192–193.

35 Heuss (wie Anm. 25), S. 31.

36 Burger (wie Anm. 33), S. 192–193; Heuss (wie Anm. 25), S. 216.

37 Günter (wie Anm. 22), S. 97 und 244–245; Jäckh (wie Anm. 24), S. 196; Heuss (wie Anm. 20), S. 114–115.

zusammen die Heilbronner Ortsgruppe des Goethe-Bundes ins Leben riefen.³⁸ Eine andere Gemeinsamkeit dieser beiden Männer war das Ballonfahren. Denn nicht nur Ernst Jäckh gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Heilbronner »Luftschiffahrtssection«, sondern auch Peter Bruckmann.³⁹

Bezüglich der vielen weiteren Aktivitäten, die Peter Bruckmann entfaltete, muss man auch das Stichwort »Stadttheater« herausgreifen. Auch hier zogen Bruckmann und Jäckh an einem Strang. Bruckmann war einer der entschiedensten Verfechter eines Theaterneubaus für Heilbronn. Seinem Einsatz ist es im Wesentlichen zu verdanken, dass die Stadt ein solches Theater auch tatsächlich bekam.⁴⁰ Untrennbar mit Peter Bruckmann ist auch der Neckar-Kanal verbunden. Es ist hauptsächlich sein Verdienst, dass bis 1935 dieser Kanal gebaut wurde. Außerdem wurde der politisch liberal orientierte Unternehmer in den Stuttgarter Landtag gewählt. 1921 übernahm er den Landesvorsitz der DDP, die 1918 unter maßgeblicher Beteiligung von Friedrich Naumann entstanden war.

Peter Bruckmann war ein väterlicher Freund von Theodor Heuss (1884 – 1963), sicherlich die heute bekannteste Persönlichkeit aus dem gesamten Beziehungsgeflecht um Friedrich Naumann. Theodor Heuss war 1905 als 21-jähriger nach der Promotion einem Ruf von Friedrich Naumann nach Berlin gefolgt und dort in die Schriftleitung von Naumanns Zeitschrift »Die Hilfe« eingetreten.⁴¹ Bereits als Schüler hatte er sich von Naumann und dessen Idee des sozialen Liberalismus fasziniert gezeigt⁴² und sich der Heilbronner Ortsgruppe des Nationalsozialen Vereins angeschlossen, in dem profilierte Persönlichkeiten wie der Kaufmann Georg Lohmann, der Stadtpfarrer Immanuel Weitbrecht oder der Silbergraveur Julius Bode eine wichtige Rolle spielten.⁴³ Außerdem hatte Heuss ebenso schon als Schüler und dann auch als Student einzelne Beiträge für »Die Hilfe« geschrieben.⁴⁴ Diese hatte schon 1895 – im ersten Jahr des Bestehens – in Heilbronn immerhin 102 Abonnenten.⁴⁵ Als 18-jähriger hatte Heuss den persönlichen Kontakt zu Naumann gesucht und einen väterlich-fördernden Freund in ihm gefunden.⁴⁶ Heuss trug 1906/07

38 Chronik II (wie Anm. 13), S. 60 (12. Februar 1903).

39 Protokollbuch (wie Anm. 31), S. 1.

40 Peter U. Quattländer: Streben nach Qualität und künstlerischer Gestalt. Peter Bruckmann (1865–1937). In: Christhard Schrenk (Hrsg.): Heilbronner Köpfe III. Heilbronn 2001, S. 23–38, hier S. 32.

41 Heuss (wie Anm. 20), S. 234; 1907 übernahm Heuss die »politische Redaktion«, Heuss (wie Anm. 20), S. 28.

42 Thomas Hertfelder/Christiane Ketterle (Hrsg.): Theodor Heuss. Publizist, Politiker, Präsident. Stuttgart 2003, S. 54.

43 Theodor Heuss: Vorspiele des Lebens. Jugenderinnerungen. 4. Auflage, Tübingen 1964, S. 198.

44 Ebd., S. 200. Zum Erstkontakt von Heuss mit der »Hilfe« vgl. ebd. S. 194–198.

45 Die Hilfe Nr. 45 v. 10. November 1895, S. 3.

46 Heuss (wie Anm. 43), S. 197 und S. 212–214.

wesentlich dazu bei, dass Naumann im Heilbronner Wahlkreis kandidierte.⁴⁷ Außerdem engagierte er sich im Wahlkampfteam von Naumann,⁴⁸ und er hielt zahlreiche Wahlreden für ihn.⁴⁹

Während Naumanns Zeit als Heilbronner Reichstagsabgeordneter lebte und arbeitete Heuss als »Hilfe«-Redakteur in Berlin, während Jäckh in Heilbronn als Chefredakteur der Neckar-Zeitung wirkte. 1912 kam es zu einer großen Rochade. Naumann räumte als Identifikationsfigur des Liberalismus nach seiner Niederlage 1912 das Heilbronner Feld. Jäckh wechselte als Geschäftsführer des Deutschen Werkbundes nach Berlin. Hierbei hatte – wie gezeigt – Peter Bruckmann einen wesentlichen Anteil. Mit Jäckhs Abschied von Heilbronn war der Chefredakteurs-Posten bei der Heilbronner Neckar-Zeitung frei. Und nun kam wieder Theodor Heuss ins Spiel, und zwar in zweifacher Weise. Einerseits wurde er Chefredakteur der Heilbronner Neckar-Zeitung, andererseits kehrte er »in seine Heimat Heilbronn zurück, um dort der Erhaltung Naumannscher Tradition« zu dienen.⁵⁰ In seinen 1963 publizierten Lebenserinnerungen wurde Heuss noch etwas deutlicher. Er legte dort dar, dass er durch seinen Wechsel nach Heilbronn den Wahlkreis für Naumann zurückgewinnen wollte oder, falls Naumann als Bewerber ausfalle, für sich »persönlich neu zu erobern« gedachte.⁵¹

Es war Naumann, der Heuss dazu ermuntert hatte, von Berlin nach Heilbronn zurückzukehren und dort die gemeinsame Sache weiter zu vertreten. Naumann formulierte 1912 in einem Brief an Elly Heuss-Knapp, dass für Heuss »der Heimatboden die rechte Stelle ist, um ein selbständiger aktiver Charakter mit steigender Wirksamkeit zu werden. Er soll ein Mal von Stuttgart aus ein eigener Mann im deutschen Volke sein. Das liegt in ihm. Von Berlin aus würde er nichts anderes als ein begabter, feiner Literat.«⁵² Heuss wurde also Nachfolger von Jäckh als Chefredakteur der Neckar-Zeitung. Aber es bestand schon viel früher, nämlich ab 1902, ein Kontakt zwischen Jäckh und Heuss.⁵³ Denn Heuss schrieb bereits als Schüler⁵⁴ Artikel für die Heilbronner Neckar-Zeitung, als Student firmierte er als »Münchener Vertreter«.⁵⁵ Aus dieser beruflichen Beziehung entwickelte sich rasch eine persönliche Freundschaft,

47 Heuss (wie Anm. 20), S. 55–59; Heuss (wie Anm. 21), S. 323.

48 Vgl. dazu z. B. Fröhlich (wie Anm. 5), S. 361.

49 Theodor Heuss: Kalender der Reden und Vorträge (Familienarchiv Heuss, Basel). Hier sind in der Zeit vom 5. Januar bis zum 5. Februar 1907 Wahlkampfauftritte von Heuss zugunsten von Naumann in 25 verschiedenen Orten aufgelistet.

50 Heuss (wie Anm. 20), S. 293.

51 Heuss (wie Anm. 25), S. 181.

52 Brief von Friedrich Naumann vom 12. Juni 1912 aus dem Sanatorium Tobelbad bei Graz an Elly Heuss-Knapp. Familienarchiv Heuss, Basel.

53 Heuss (wie Anm. 25), S. 60: Jäckh trat im Spätjahr 1902 das Amt des Chefredakteurs der Neckar-Zeitung an, bei der Heuss auch schon zuvor geschrieben hatte.

54 Heuss (wie Anm. 43), S. 200; Heuss (wie Anm. 20), S. 60.

55 Heuss (wie Anm. 20), S. 60. Jäckh (wie Anm. 24), S. 94 verwendet die Bezeichnung »Münchener Korrespondent«.

Jäckh wurde sogar der Patenonkel des 1910 geborenen Heuss-Sohnes Ludwig.⁵⁶

Knapp sechs Jahre später, 1918, verließ Heuss Heilbronn und kehrte wieder nach Berlin zurück. Ernst Jäckh hatte diesen Wechsel vorgeschlagen.⁵⁷ Heuss übernahm die Schriftleitung der Zeitschrift »Deutsche Politik«, die von Ernst Jäckh mit herausgegeben wurde. 1918, also mit dem Wechsel nach Berlin, trat Heuss – ebenfalls auf Bitte von Ernst Jäckh⁵⁸ – auch in die Geschäftsführung des Deutschen Werkbundes ein, die Ernst Jäckh (mit einer Unterbrechung) noch bis 1922 innehatte.⁵⁹ Heuss war übrigens schon um 1910 Mitglied des Deutschen Werkbundes geworden⁶⁰ und ab 1916 als dessen »Pressemitarbeiter« in Erscheinung getreten. Ab 1918 war er beim Deutschen Werkbund für »publizistische und literarische Vertretung« zuständig, von 1922 bis 1933 gehörte er dem Vorstand an.⁶¹ Von 1920 bis 1924 war Heuss erster Studienleiter der von Ernst Jäckh geschaffenen Deutschen Hochschule für Politik und übernahm dort auch eine Dozentur.⁶²

Wir sehen also: Theodor Heuss und Ernst Jäckh hatten viele Berührungs-punkte. In ihren jeweiligen Autobiografien berichten beide über ihr Verhältnis zum jeweils anderen. Dabei wird allerdings ein unterschiedlicher Grundton erkennbar. So schreibt Jäckh über seine intensive Freundschaft zu Theodor Heuss und Elly Heuss-Knapp, in die auch deren Sohn Ludwig einbezogen war.⁶³ Heuss formuliert dagegen lediglich, dass Ernst Jäckh »ein paarmal Weichensteller meines äußeren Schicksals gewesen ist und dem ich Dank schulde, auch wenn in seinen späteren Jahren die menschlichen Beziehungen ramponiert waren (...).«⁶⁴

Aber zurück zum weiteren Werdegang von Theodor Heuss. 1924 zog er als Abgeordneter der DDP für Württemberg in den Deutschen Reichstag ein. 1933 verlor er durch die Nationalsozialisten u. a. seine Dozentur an der Hochschule für Politik und sein Reichstagsmandat. Aber er konnte sich – z. B. im Gegensatz zu Ernst Jäckh – nicht zur Emigration entschließen. Stattdessen zog er sich in ein Nischendasein zurück und verfasste u. a. Lebensbeschreibungen von bedeutenden Persönlichkeiten wie dem Industriellen Robert Bosch, der wiederum dem Deutschen Werkbund eng verbunden war.⁶⁵

56 Jäckh (wie Anm. 24), S. 95.

57 Burger (wie Anm. 33), S. 122.

58 Ebd., S. 196.

59 Günter (wie Anm. 22), S. 159 und S. 244–245.

60 Heuss (wie Anm. 20), S. 110.

61 E-Mail von Rita Wolters (wie Anm. 32).

62 Burger (wie Anm. 33), S. 207; Jäckh (wie Anm. 24), S. 494.

63 Jäckh (wie Anm. 24), S. 95.

64 Heuss (wie Anm. 20), S. 216.

65 Zur Beziehung zwischen Bosch und dem Deutschen Werkbund vgl. Günter (wie Anm. 22), S. 160.

In dieser Zeit entstand auch die Biographie von Theodor Heuss über Friedrich Naumann. Heuss setzte seinem politischen Ziehvater und väterlichen Freund nach dessen Tod aber nicht nur in dieser 1937 publizierten, großen Lebensbeschreibung ein Denkmal. Es gab noch diverse andere Anlässe, bei denen Theodor Heuss Friedrich Naumann würdigte. So fand nach dem plötzlichen Tod von Naumann in der Heilbronner Kilianskirche eine Totenfeier statt. Dabei hielt der 35-jährige Theodor Heuss von der Kanzel aus die Gedenkrede.⁶⁶ Auch beim Heilbronner Festakt zum 100. Geburtstag von Naumann trat der 76-jährige Alt-Bundespräsident als Redner auf. Und schließlich ist an die Würdigung aus der Feder von Theodor Heuss zu erinnern, die in der Neuen Deutschen Biografie über Friedrich Naumann abgedruckt wurde: »Durch seine ungewöhnliche Rednergabe, seine unkonventionelle Denkweise und seine gewinnende, lautere Persönlichkeit ühte er auf die junge Generation, die in der Weimarer und der Bonner Republik zu politischer Wirksamkeit gelangte, starken Einfluß aus.«⁶⁷

IV.

Mit Jäckh, Bruckmann und Heuss ist das Heilbronner Naumann-Netzwerk natürlich noch längst nicht ausreichend beschrieben. Selbstverständlich war dieses Beziehungsgeflecht noch wesentlich vielschichtiger; viele andere Persönlichkeiten wären zu nennen, z. B. der Gewerbelehrer und Vorsitzende der Jungliberalen Leonhard Frank (1863 – 1925), der sich wesentlich für die Kandidatur von Naumann in Heilbronn einsetzte; des Weiteren der Kaufmann und Landtagsabgeordnete (Volkspartei) Karl Betz (1852 – 1914), der u. a. zusammen mit Theodor Heuss für Naumann Wahlkampf im Zabergäu machte. Dort ernteten die beiden auch heftigen Widerspruch.⁶⁸ Erinnert werden muss auch an den evangelischen Stadtpfarrer Immanuel Weitbrecht (1887 – 1968), der sich zusammen mit Naumann für den Evangelischen Arbeiterverein in Heilbronn engagierte,⁶⁹ oder an Georg Lohmann (1850 – 1923), der in Heilbronn den Nationalsozialen Verein führte⁷⁰ und der den »Einkaufsverein Heilbronner Kolonialwarenhändler e.G.m.b.H. « als Zusammenschluss selbständiger Lebensmitteleinzelhändler gründete. Diese Aufzählung könnte man noch lange fortsetzen.

66 Heuss (wie Ann. 2), S. 20.

67 Heuss (wie Ann. 4), S. 769.

68 Zaber-Bote vom 11. Januar 1907, S. [3].

69 Heuss (wie Ann. 2), S. 21.

70 Neckar-Zeitung vom 1. März 1923, S. 6; Adreß- und Geschäftshandbuch der Stadt Heilbronn. Heilbronn 1905, S. 54.

Aber zum örtlichen Naumann-Netzwerk gehörten nicht nur Menschen, die von vornherein in Heilbronn lebten. Vielmehr brachte dieses auch Persönlichkeiten von außerhalb nach Heilbronn, welche die Stadt sehr bereicherten. Als Beispiele dafür seien Elly Heuss-Knapp und Theodor Fischer herausgegriffen.

Elly Heuss-Knapp (1881 – 1952) war bekanntlich seit 1908 die Ehefrau von Theodor Heuss. Das Paar hatte sich 1905 im Hause Naumann in Berlin kennen gelernt.⁷¹ Theodor Heuss empfahl sie – schon lange vor der Heirat – Ernst Jäckh als Vortragende und als freie Berichterstatterin für die Neckar-Zeitung.⁷² 1912 zog auch Elly mit von der Spree an den Neckar, obwohl sie damals sehr gegen den Wechsel von der Hauptstadt in die württembergische Provinz war. Bekannt ist das Zitat von Elly: »Ich habe gar keine Lust auf Heilbronn und halte es auch für den Theodor nicht für das Richtige, jetzt schon württembergische Lokalgröße zu werden (...).«⁷³ Naumann bestärkte sie aber sehr darin, dass der Wechsel nach Heilbronn richtig sei.⁷⁴ Und bald sollte Heuss-Knapp ein überaus segensreiches Wirken in der Vaterstadt ihres Mannes entfalten. So schuf sie im Ersten Weltkrieg zusammen mit ihrer Freundin Johanna Rümelin eine »Arbeitsbeschaffungsstelle für Frauen«, mit der sie bis zu 1000 sog. Kriegerfrauen ins Brot setzte.

Während Elly Heuss-Knapp gewissermaßen nolens volens als treue Ehefrau nach Heilbronn kam, verhielt es sich bei Theodor Fischer (1863 – 1938) ganz anders. Er war einer der bedeutenden Architekten seiner Zeit. Dass er mit Heilbronn in Verbindung kam, hat wesentlich mit den Mitgliedern des Heilbronner Naumann-Netzwerkes zu tun, die zugleich führende Repräsentanten des Deutschen Werkbunds waren. Theodor Fischer war – u.a. zusammen mit Naumann und Bruckmann – dessen Mitbegründer und wurde 1907 zum Gründungsvorsitzenden gewählt. Nun traten Ernst Jäckh und Peter Bruckmann in Heilbronn entschieden für die Errichtung eines Stadttheaters ein. Jäckh nutzte die Neckar-Zeitung als Forum, um dafür zu werben. Bruckmann gelang es, seinen Freund Theodor Fischer als Architekt für das geplante Projekt in Heilbronn zu gewinnen. Im Ergebnis hat Fischer mit dem 1913 vollendeten Jugendstil-Stadttheater ein eindrucksvolles Bauwerk erstellt, das als exemplarisch für das Heilbronner Bürgerengagement und die kulturelle Aufgeschlossenheit der Stadt gelten kann.

Am Fall von Theodor Fischer ist zu erkennen, dass eines der Kraftzentren des Heilbronner Naumann-Netzwerkes der Deutsche Werkbund in Berlin war. Es

71 Heuss (wie Anm. 25), S. 116; Elly Heuss-Knapp: Ausblick vom Münstereturm. Erinnerungen. 4. Auflage, Tübingen 1954, S. 74.

72 Jäckh (wie Anm. 24), S. 95.

73 Zitiert nach Kirsten Jüngling/Brigitte Roßbeck: Elly Heuss-Knapp (1881–1952). Die erste First Lady; ein Porträt. Heilbronn 1994, S. 143.

74 Brief von Friedrich Naumann vom 12. Juni 1912 aus dem Sanatorium Tobelbad bei Graz an Elly Heuss-Knapp. Familienarchiv Heuss, Basel.

sei erinnert an Naumann und Bruckmann als Mitbegründer, an Bruckmann und Jäckh als Vorsitzende sowie an Jäckh und Heuss als Mitarbeiter in der Geschäftsführung. Ein zweites Kraftzentrum war die Neckar-Zeitung in Heilbronn. Hierbei spielte sowohl die politisch-publizistische Ausrichtung des Blattes als auch die Besetzung des Chefredakteurs-Postens eine wesentliche Rolle. Der Verleger der Neckar-Zeitung war Viktor August Kraemer (1840 – 1911), der auch den jungen Ernst Jäckh nach Heilbronn engagiert hatte. Nach dem Tod von Viktor August übernahm sein Sohn Viktor Heinrich Kraemer (1881 – 1937) die Verleger-Funktion. Dieser engagierte nach dem Weggang von Jäckh den jungen Theodor Heuss für sein Blatt, beide kannten sich schon seit der Schulzeit.⁷⁵ Und auch zwischen Kraemer, Jäckh und Bruckmann gab es vielfache Beziehungen – dazu gehörte das Ballonfahren. So war Victor Heinrich Kraemer einmal bei einer Heilbronner Ballonfahrt dabei.⁷⁶ Und er wurde 1912 in den Ausschuss der Heilbronner »Luftschiffahrtssection« gewählt.⁷⁷ Abgesehen davon ist nochmals daran zu erinnern, dass die Neckar-Zeitung eine wichtige Plattform für liberales Gedankengut war und dass dieses Blatt in harter Konkurrenz mit anderen lokalen Tageszeitungen bzw. anderen politischen Richtungen den Boden für eine erfolgreiche Kandidatur von Naumann bereitet hat. Die Neckar-Zeitung profitierte umgekehrt aber auch sehr von seinen herausragenden Chefredakteuren: Das Organ entwickelte sich von einem Lokal-Blatt zu einer Zeitung mit nationaler und sogar internationaler Leserschaft.

Bemerkenswerterweise funktionierte das Naumann-Netzwerk mit der Neckar-Zeitung als Kraftzentrum auch noch, als Friedrich Naumann nicht mehr Heilbronner Reichstagsabgeordneter war. Das wird am Beispiel von Dr. Erich Schairer (1887 – 1957) deutlich. Schairer war – wie Naumann – von Hause aus evangelischer Theologe. Wegen tiefgreifender inhaltlicher Differenzen schied er Ende 1911 aus dem Kirchendienst aus und wurde Journalist.⁷⁸ 1912 suchte er – ähnlich wie zuvor schon Theodor Heuss – den direkten Kontakt zu Friedrich Naumann.⁷⁹ Bis 1914 war er dessen Privatsekretär sowie Redakteur bei der »Hilfe«.⁸⁰ Schairer wurde damit als Hilfe-Redakteur quasi zum Nachfolger von Theodor Heuss, als dieser nach Heilbronn wechselte. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg plante Naumann die Herausgabe eines Deutschen Staats-

75 Heuss (wie Anm. 20), S. 183.

76 Tabellarische Übersicht über die von den Mitgliedern der Section Heilbronn ausgeführten Ballonfahrten. 27./28. August 1910. Stadtarchiv Heilbronn, Württembergischer Verein für Luftschiffahrt, Section Heilbronn, D 100 – 64.

77 Protokollbuch (wie Anm. 31), S. 21–22.

78 Will Schaber: Der Gratgänger. Welt und Werk Erich Schairers (1887–1956). München 1981, S. 19–21.

79 Ebd., S. 23.

80 Burger (wie Anm. 33), S. 123; vgl. auch Neckar-Zeitung vom 26. August 1919: Nachruf von Erich Schairer auf Friedrich Naumann.

lexikons; sein Mitarbeiter für die Detailarbeit war Erich Schairer.⁸¹ Dieses Projekt fiel jedoch dem Krieg zum Opfer.⁸² 1914 beendete Schairer seine Tätigkeit bei der »Hilfe«. Danach trat er beruflich in das Umfeld von Ernst Jäckh ein. Von 1915 bis 1917 sehen wir ihn als Geschäftsführer der »Deutsch-Türkischen Vereinigung« und Privatsekretär von Jäckh in Berlin.⁸³ Als Heuss 1917/18 von Heilbronn wieder nach Berlin ging, und – ähnlich wie 1912 Ernst Jäckh – von der Neckar-Zeitung in die Geschäftsführung des Deutschen Werkbundes eintrat, kam Schairer durch Jäckhs Empfehlung auf den nun wieder frei gewordenen Chefredakteurs-Sessel der Heilbronner Neckar-Zeitung⁸⁴ und war erneut Nachfolger von Theodor Heuss.

Allerdings überwarf sich Erich Schairer in Heilbronn rasch mit seinem Verleger Viktor Heinrich Kraemer wegen inhaltlich-politischer Differenzen. Schairer vertrat nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr liberales Gedankengut, sondern eine radikaldemokratisch-sozialistische Grundhaltung. Der Verleger kündigte deshalb Ende 1919 seinem Chefredakteur.⁸⁵ Schairer gründete daraufhin die – anzeigenfreie – Sonntags-Zeitung, die 1937 aus politischen Gründen eingestellt wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg fungierte er als Chefredakteur des Schwäbischen Tagblatts in Tübingen und als Mitherausgeber der Stuttgarter Zeitung.⁸⁶

V.

Zusammenfassend: 1907 errang Friedrich Naumann im Wahlkreis Heilbronn ein Reichstagsmandat. Dabei vereinigte er allein in Heilbronn, Böckingen und Neckargartach eine so große Stimmenzahl auf sich, dass dies die fast überall sonst im Wahlkreis herrschende, eindeutige Überlegenheit des konservativen Kandidaten kompensierte. 1912, bei der nächsten Reichstagswahl, konnte Naumann diesen Erfolg nicht wiederholen. Er wurde von dem SPD-Kandidaten abgelöst.

Ein wesentlicher Faktor für den Naumann-Sieg von 1907 war das Heilbronner Netzwerk, das sich für Naumann und sein Gedankengut einsetzte. Im Zentrum dieses Beziehungsgeflechts standen außer dem Doktor theol. h. c. Naumann

81 Heuss (wie Anm. 20), S. 390. Heuss und Schairer standen in einem lockeren Briefkontakt, der sich intensivierte, als sich Schairers Wechsel nach Heilbronn abzeichnete (Frieder Günther (Hrsg.): Theodor Heuss. Aufbruch im Kaiserreich. Briefe 1892–1917. München 2009, S. 461–462, S. 515–516, S. 525, S. 529–530).

82 Rundbrief von Friedrich Naumann vom August 1914 »An die Mitarbeiter des Deutschen Staatslexikons«, Stadtarchiv Heilbronn, B 40A – 69.

83 Jäckh (wie Anm. 24), S. 94, Anm. 1; Burger (wie Anm. 33), S. 123, Anm. 74.

84 Schaber (wie Anm. 78), S. 53 und S. 62.

85 Ebd., S. 15–17 und S. 66–71.

86 Ebd., S. 131 und S. 137.

drei Männer: Dr. Peter Bruckmann, Dr. Ernst Jäckh und Dr. Theodor Heuss, alles Persönlichkeiten von hervorragender Bildung und Weitsicht. Das um sie sich bildende Heilbronner Naumann-Netzwerk verfügte – lässt man die Parteipolitik einmal außen vor – über ein lokales und ein externes Kraftzentrum, die ihm immer wieder neuen Schwung verliehen. Das Heilbronn-interne Kraftzentrum bildete die Neckar-Zeitung, die sich im Besitz der Familie Kraemer befand. Der Chefredakteurs-Posten an der Neckar-Zeitung bot ungewöhnlich fähigen Journalisten wie Ernst Jäckh, Theodor Heuss und Erich Schairer eine berufliche Existenz. Aber die Zeitung war nicht nur ein Broterwerb für die Chefredakteure. Vielmehr war sie auch ein wirksames Instrument, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen und damit den Boden z. B. für die erfolgreiche Kandidatur von Naumann zu bereiten. Das Blatt selbst entwickelte sich auf diese Weise zu einem überregional beachteten Presseorgan. Das zweite – externe – Kraftzentrum des Heilbronner Naumann-Netzwerkes lag in Berlin. Hierbei handelte es sich insbesondere um den Deutschen Werkbund und natürlich auch um Naumanns dortige »Zentrale«. Die Wechsel von Jäckh bzw. Heuss 1912 bzw. 1918 nach Berlin und das dadurch erst ermöglichte Kommen von Heuss bzw. Schairer 1912 bzw. 1918 nach Heilbronn hingen unmittelbar mit dem Deutschen Werkbund zusammen.

Das Heilbronner Naumann-Netzwerk konnte bedeutende Erfolge aufweisen. Natürlich ist zunächst zu erwähnen, dass Naumann auf diese Weise in Heilbronn sein erstes Reichstagsmandat erringen konnte. Aber nicht nur Naumann war der Nutznießer dieses Beziehungsgeflechts. So verhalf Naumann Jäckh zu wichtigen Kontakten, die ihn unter anderem in die Türkei führten, wo er eine kaum abschätzbare Bedeutung für die Entstehung der modernen Türkei unter Atatürk und für die Öffnung der Türkei nach Westen erlangen sollte. Für Bruckmann bildete das Netzwerk ein Teil des Instrumentariums, mit dessen Hilfe er sein weitgespanntes Wirken erfolgreich in die Tat umsetzte. Und Heuss konnte wichtige berufliche Schritte tun und sich an verschiedenen Stellen bewähren.

Doch nicht nur die Mitglieder des liberalen Netzwerks profitierten. Auch andere politische Richtungen und sogar die ganze Stadt Heilbronn bekamen wichtige Impulse. Denn als Reaktion auf die liberale Dominanz über die Presselandschaft machte sich auch die politische Konkurrenz ans Werk, z. B. die Sozialdemokratie, in dem »Neckar-Echo« dann mit Fritz Ulrich ebenfalls ein ganz bedeutender Kopf als Chefredakteur wirken sollte. Offensichtlich belebte auch in diesem Fall die Konkurrenz das Geschäft.

Darüber hinaus profitierte sogar die gesamte Stadt von der Wirksamkeit des Naumann-Netzwerkes, wie zwei Beispiele zeigen. Das erste ist der exzeptionelle Theaterneubau von Theodor Fischer. Das zweite ist das Wirken von Elly Heuss-Knapp, die als Ehefrau von Theodor mit nach Heilbronn kam und hier z. B. im Ersten Weltkrieg die segensreiche »Arbeitsbeschaffungsstelle für

Frauen« schuf. Das Naumann-Beziehungsgeflecht war also weit mehr als eine liberale Interessenvertretung. Das zeigt, dass solche Netzwerke eine Stadt voranbringen können: in vielschichtiger Weise, zum Vorteil der gesamten Stadt, auch heute.

Christian Mack

Friedrich Naumann – Symptom und Prototyp einer Theologie der Krise? Annäherungen an ein zeitgenössisches Paradigma

Der Umstand, dass Friedrich Naumann nicht nur Politiker, sondern ausgebildeter Theologe war, ist heute nicht mehr so sehr Allgemeingut, wie es der Theologe Naumann verdienstlich wäre. Dabei ist Naumann aus theologisch-schichtlicher Sicht eine interessante Gestalt, die einen genaueren Blick auf seine Gedanken rechtfertigt. Hinzu kommt bei ihm, dass Theologie und Politik nicht voneinander zu trennen sind. Es waren die Tätigkeiten im Pfarramt, als Vereinsgeistlicher und in der kirchlichen Sozialarbeit, die Naumann überhaupt erst zu seinem gesellschaftlichen Engagement motiviert hatten, genauer gesagt die Einsicht, dass die bisherigen, überwiegend konservativ geprägten kirchlichen Versuche zur Lösung der sozialen Frage angesichts der Probleme in der Praxis zum Scheitern verurteilt sein müssten: Die soziale Frage bzw. die Verbesserung der Situation der immer größer werdenden Schicht der am oder unter dem Existenzminimum lebenden Industriearbeiter, war nicht im Rahmen einer einzelnen Kirchengemeinde oder isoliert in jedem Industriebetrieb für sich zu lösen, sondern nur im großen Rahmen der nationalen Politik. Zu dieser Erkenntnis kam Naumann als Pfarrer und Geistlicher, und diese Erkenntnis war es auch, die ihn aus der Theologie nach und nach immer weiter in das Feld der Politik hinüberzog.

Im Folgenden soll Naumann in einen größeren Problem-, aber auch Kontinuitätszusammenhang gestellt werden, in welchem man ihn in der Theologie üblicherweise nicht auf Anhieb sucht. Hierbei ist der Fokus auf ein theologisch aufschlussreiches und facettenreiches Werk Naumanns gerichtet, nämlich die »Briefe über Religion« von 1903, eine bekannte Schrift und wichtige biographische Wegmarke, die zugleich Naumanns theologischen Kulminationspunkt darstellt.

I.

Das Diktum einer »Theologie der Krise« verbindet man in der Theologiegeschichte weithin mit der Epoche nach dem Ersten Weltkrieg und den dort aufkommenden Strömungen der sogenannten »dialektischen Theologie« um

die Theologen Karl Barth, Emil Brunner, Friedrich Gogarten, Rudolf Bultmann oder Paul Tillich und des »Neuluthertums« um Werner Elert, Paul Althaus oder Emanuel Hirsch. Es handelt sich dabei um jenes neue »Geschlecht«, dessen »Anmarsch« Friedrich Naumann bereits 1915 ausmachte,¹ d.h. die theologischen Spielarten der sogenannten »antihistorischen Wende«, jenes großen Paradigmenwechsels der zeitgenössischen abendländischen Kultur- und Geistesgeschichte um und nach 1918.

In diesen theologischen Strömungen nach dem Ersten Weltkrieg kommt ein Krisenbewusstsein zum Ausdruck, das heftig um einen Neuansatz der Theologie ringt. Bei aller Verschiedenheit der Richtungen ist die Abgrenzung von der Vorkriegstheologie, der liberalen Theologie bzw. dem Kulturprotestantismus, dem auch Naumann zugeordnet werden kann, ein gemeinsames Identitätsmerkmal. »Liberale Theologie« beschreibt die ab ca. 1840 aufkommende universitätstheologische Richtung, wobei »liberal« methodisch verstanden werden muss, nicht politisch. »Kulturprotestantismus« beschreibt eher das dazugehörige soziokulturelle Milieu. Friedrich Naumann jedenfalls lässt sich ab ca. 1895 beiden Richtungen zuordnen, weshalb hier beide Begriffe der Einfachheit halber synonym verwendet werden können.

Die liberale Theologie hatte versucht, traditionelle christliche Glaubensinhalte an die Moderne und ihre Transformationsprozesse anzupassen, ohne dabei, trotz aller Kirchenkritik, die Bindungen an die Kirche aufzugeben. Das Ziel war die Formung einer neuen religiösen Kultur, die sich gegenüber naturwissenschaftlichen, nationalstaatlichen und industrikapitalistischen Ansprüchen als anknüpfungsfähig erwies. Alter dogmatischer Ballast sollte aufgegeben werden. Die Nachkriegstheologien hingegen definieren sich dezidiert über die Abgrenzung von jenem protestantischen Modernismus ihrer theologischen Lehrer. Der Vorwurf lautete, dass sich die Theologie vor 1914 dem Zeitgeist preisgegeben und sich damit selbst verraten habe.² Eine solche Religion, die sich als »Seele« der Kultur ihrer Zeit begreife, müsse beim Untergang dieser Kultur zwangsläufig »mit verwelken«, wie Friedrich Gogarten 1920 bemerkte.³ Die Antworten der liberalen Theologie auf die Herausforderungen ihrer Zeit wurden als gescheitert oder kontraproduktiv, mithin sogar als krisenverstärkend betrachtet.

Die gesamte theologische Entwicklung des 19. Jahrhunderts wurde als eine einzige Verfallsgeschichte betrachtet. Wegen dieser Selbstidentifikation durch Abgrenzung von der vorherigen Generation fanden auch nur wenige

1 Theodor Heuss: Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit. München/Hamburg 1968, S. 506.

2 Vgl. Hartmut Ruddies: Karl Barth und die Liberale Theologie. Fallstudien zu einem theologischen Epochenwechsel. Göttingen 1994, S. 249.

3 Friedrich Gogarten: Die Krisis unserer Kultur. In: Die Christliche Welt. Wochenschrift für Gegenwartchristentum 34 (1920), S. 774f.

Vorkriegstheologen den Anschluss an die Richtungen der Nachkriegstheologie. Anders als die liberale Theologie bezogen sich die Nachkriegstheologien mit dem Begriff »Krise« nicht nur auf die Krisenphänomene der europäischen Zivilisation vor 1914, die ihrer Meinung nach durch den Weltkrieg schockierungslos offengelegt worden waren, sondern auch auf das göttliche Urteil – griechisch »*krisis*« – über die Menschheit, also den über die Welt ergangenen Richterspruch Gottes. Dieses Gericht ist ein »Gericht, das die Religion an der Kultur vollzieht«, das »die Kultur als Kultur« treffe, »auf diese ganze Zeit selbst« ziele und »die ganze Welt« treffe, so Gogarten.⁴

Dieser zweiten kategorischen und ahistorischen Bedeutung des Begriffs »Krise/Krisis« konnte und wollte die liberale Theologie nicht ohne Weiteres folgen. Umgekehrt wollten sich die Nachkriegstheologien nicht »in den Strudel« »einer untergehenden Kultur« hinabreißen lassen, in die ein sich zunehmend selber entchristlichendes Christentum verschlungen sei,⁵ wie Gogarten zuspitzte: »Ist die Krisis aber Schicksal für die Religion, wird die Religion selbst von ihr erfaßt, ja droht ihr dieses Schicksal auch nur von ferne, so ist das ein unträgliches Zeichen, daß die Religion sich selbst an die Kultur verlor.«⁶ Es war daher folgerichtig, dass es an der unterschiedlichen Bewertung und Deduktion des Begriffs »Krise« zum Bruch zwischen zwei theologischen Generationen kommen musste.

Mit der Vorkriegstheologie wurde auch Friedrich Naumann nachhaltig verworfen. Als äußerer Auslöser hierfür kann der vernichtende Nachruf von 1919 durch Karl Barth gelten, den wahrscheinlich einflussreichsten Theologen des 20. Jahrhunderts. Barths Fundamentalkritik hatte sich bereits in den Jahren zuvor angedeutet. Schon 1914 hatte er an Naumann heftig kritisiert, »daß er vor lauter Kompromissen nicht mehr sehnstüchtig eines Besseren, eines ›Jenseits‹ von Krieg und Kapitalismus‹ harre. ›Wir möchten von Gott mehr erwarten.‹«⁷ Ein Jahr später kam es in Marburg zu einer Begegnung, wie Barth 1919 beschrieb: »›Alle Religion ist uns recht‹ sagte er [Naumann] uns damals wörtlich, ›heiße sie Heilsarmee oder Islam, wenn sie nur dazu taugt, uns den Krieg durchhalten zu helfen.‹«⁸ Barth widersprach Naumann hierin heftig, denn »[a]uf der Linie einer sich selbst so wenig noch ernstnehmenden christlichen Theologie konnte es doch nicht weitergehen!«⁹ Der Politiker Naumann maß der Religion neben der individuellen seelsorgerlichen Rolle auch eine wichtige gesellschaftliche Funktion bei. Der Pfarrer Barth hingegen, frei von

4 A.a.O., S. 790.

5 Werner Elert: *Der Kampf um das Christentum. Geschichte der Beziehungen zwischen dem evangelischen Christentum in Deutschland und dem allgemeinen Denken seit Schleiermacher und Hegel*. München 1921, S. 489.

6 Gogarten: *Krisis* (wie Anm. 3), S. 790.

7 Eberhard Busch: *Karl Barths Lebenslauf*. Berlin 1979, S. 80f.

8 Karl Barth: *Vergangenheit und Zukunft* (1919). In: Jürgen Moltmann (Hrsg.): *Anfänge der dialektischen Theologie*, Bd. I. München 1962, S. 42.

9 Busch: *Barths Lebenslauf* (wie Anm. 7), S. 85.

der Bürde und Verantwortung eines politischen Mandats und den damit verbundenen Notwendigkeiten der Staatsräson, stand solchen Erwägungen voller Unverständnis gegenüber.

1919 kulminierte Barths Ablehnung der Naumannschen Theologie schließlich in seinem berühmten Nachruf mit Namen »Vergangenheit und Zukunft«, wobei die »Zukunft« auf den fast zeitgleich verstorbenen Christoph Blumhardt d.J. gemünzt war, die »Vergangenheit« hingegen auf Naumann: »Wenn etwas durch die heutige Weltkatastrophe Lügen gestraft, abgetan und erledigt ist, so ist es die religiöse und politische Gedankenwelt Friedrich Naumanns. Man geht nicht ungestraft so nahe an der Wahrheit – vorbei. Seine Gestalt ist die Verkörperung der tragischen Größe, Schuld und Beschämung nicht nur seines Volkes, sondern unserer ganzen Zeit.«¹⁰ Der große Einfluss Barths trug maßgeblich dazu bei, Friedrich Naumann als Theologen so nachhaltig zu diskreditieren, dass Hermann Timm noch 1967 bemerken konnte, »daß schon die Nennung seines Namens einen abgestandenen und fast widerlichen Geschmack hervorruft«¹¹.

Die Gräben zwischen den theologischen Generationen um 1918 waren also tief, wie sich an der Einschätzung Naumanns durch Barth exemplarisch ablesen lässt. Die Türe für die Vertreter der Vorkriegstheologie war zu, selbst wenn sie inhaltlich an die neuen theologischen Strömungen anschlussfähig gewesen wären. Naumanns Schwager Martin Rade (1857–1940) ist hierfür ein gutes Beispiel. Rade wollte den Neuansatz der Theologie nach dem Weltkrieg unterstützen und bot Vertretern der dialektischen Theologie in seiner kirchlich-liberalen Zeitschrift »Die Christliche Welt« (ChW) ein Forum für neue theologische Gedanken. Die dialektischen Theologen nutzten dieses Forum jedoch dazu, um sich theologisch zu profilieren und sich von Rade abzugrenzen.¹² Mit Herrmann Fischer gesprochen, ist »[d]ie dialektische Theologie [...] die Antwort auf die Dialektik der Aufklärung innerhalb der Theologie. Sie proklamiert nicht einfach die Rückkehr zur Vergangenheit, sondern tritt mit dem Anspruch auf, einen fehlgegangenen Prozeß durch radikale Überbietung zu seiner Wahrheit zu bringen.«¹³ Barth und seine dialektischen Weggefährten waren daher an einer Integration in die Vorkriegstheologie gar nicht interessiert. Basis ihrer Gemeinsamkeit war gerade die Abgrenzung zur Vorkriegsgeneration, nämlich der Dissens über das Wissenschaftsverständnis von Theologie, über die theologische Deutung von Geschichte und über das Verhältnis von Gott und Welt.¹⁴

10 Vgl. Barth: Vergangenheit und Zukunft (wie Anm. 8), S. 43.

11 Hermann Timm: Friedrich Naumanns theologischer Widerruf. München 1967, S. 67.

12 Siehe dazu beispielhaft Friedrich Gogarten (wie Anm. 3).

13 Vgl. Hermann Fischer: Protestantische Theologie im 20. Jahrhundert. Stuttgart 2002, S. 93.

14 Vgl. Christoph Schwöbel: Martin Rade. In: Martin Greschat (Hrsg.): Gestalten der Kirchengeschichte, Bd. 10,1: Die neueste Zeit III. Stuttgart 1985, S. 163–173, hier S. 170f.

Der Hauptkritikpunkt der Nachkriegstheologien an der liberalen Theologie lässt sich unter dem Schlagwort der »Kultursynthese« zusammenfassen, also ein der modernen Kultur gegenüber aufgeschlossenes Christentum. Von linker Seite kam der Vorwurf, das Reich Gottes mit dem Reich der Welt zu verwechseln und Imperialismus und Militarismus theologisch zu rechtfertigen. Von rechter Seite erhob man den Vorwurf, das Christentum zu verwässern, zu verweltlichen und die Kraft der reformatorischen Botschaft dadurch zu schwächen. Der Kulturprotestantismus saß bereits vor dem Weltkrieg zwischen allen theologischen Stühlen und befand sich in einer gesellschaftlichen Außenseiterrolle. Liberale Theologen kamen um 1900 bei Lehrstuhlbesetzungen immer weniger zum Zuge. Liberale Pfarrer waren Restriktionen und Misstrauen ihrer Kirchenleitungen ausgesetzt.¹⁵ Der Mehrheitsprotestantismus war national-konservativ. So liegt eine große Fehleinschätzung der Zustände der Vorkriegstheologie darin, die elitäre und in ihrer Wirkung beschränkte liberale Außenseitertheologie zum Hauptverursacher aller Fehlentwicklungen ihrer Zeit zu machen.

Die Nachkriegstheologie nach 1919 ist also durch das Bewusstsein einer »Krise« gekennzeichnet, wie es der Religionsphilosoph Paul Tillich 1922 mit dem griechischen Wort »Kairos« zum Ausdruck bringt: Im Unterschied zu »Chronos«, der formalen Zeit, beschreibt »Kairos« die »rechte Zeit« oder »den rechten Moment«.¹⁶ »Hier ist der Augenblick zur letzten Vollendung gebracht«, notierte Gogarten hierzu in der »Christlichen Welt«.¹⁷ Man bezeichnete sich selbst als »Theologie der Krise« und empfand sich als Generation, die keine eigene Stunde hat, sondern »zwischen den Zeiten« steht,¹⁸ wie Gogarten 1920 in seinem gleichnamigen Artikel in der »Christlichen Welt« prägnant zum Ausdruck brachte: »So stehen wir mitten dazwischen. In einem leeren Raum. Wir gehören nicht zu den Einen, nicht zu den Andern. [...] Wir können ihnen nicht folgen. Wir konnten es nie.«¹⁹

Die exklusivistische Selbststilisierung der Nachkriegsgeneration als »Krisentheologie«, die sich vom Bewusstsein eines »inhalts- und bedeutungsvollen

15 Zur gesellschaftlichen Randständigkeit des Naumann-Kreises siehe Inho Na: Sozialreform oder Revolution. Gesellschaftspolitische Zukunftsvorstellungen im Naumann-Kreis 1890–1903/04. Marburg 2003, S. 62–75; Thomas Nipperdey: Religion im Umbruch. Deutschland 1870–1918. München 1988, S. 78–81; Gangolf Hübinger: Kulturprotestantismus und Politik. Zum Verhältnis von Liberalismus und Protestantismus im wilhelminischen Deutschland. Tübingen 1994, S. 77, S. 147, S. 166; ders.: Harnack, Rade und Troeltsch. Wissenschaft und politische Ethik. In: Kurt Nowak/Otto Gerhard Oexle (Hrsg.); Adolf von Harnack. Theologe, Historiker, Wissenschaftspolitiker. Göttingen 2001, S. 85–102; Traugott Jähnichen: Christlich-sozialer Idealist. Friedrich Naumann (1860–1919). In: Protestantische Profile 7 (1995), S. 417.

16 Paul Tillich: Kairos. In: Die Tat. Monatszeitschrift für die Zukunft deutscher Kultur 14 (1922), Nr. 5, S. 330.

17 Gogarten: Krisis (wie Anm. 3), S. 771.

18 Ders.: Zwischen den Zeiten. In: ChW 34 (1920), S. 378.

19 A.a.O., S. 374f.

Zeitmoments²⁰ angetrieben fühlt, ist jedoch irreführend: Das Bewusstsein einer Krise, das Empfinden einer Übergangsepoke ist kein Phänomen, das erst nach dem Weltkrieg einsetzt, sondern bereits vor 1914 nicht nur weit verbreitet,²¹ sondern zumindest für die Generation der Schüler des großen Göttinger Theologen Albrecht Ritschl geradezu kennzeichnend ist. »Der ›Kulturprotestantismus‹, dem man später so umstandslos das Prädikat einer kompletten Zeitadaption zustellte, ist selber Ausdruck und theoretisches Mittel einer Krise. Wo in ihm Relationen des Verhältnisses von Christentum und Kultur formuliert wurden, deren formaler Charakter von der Synthese bis zum polaren Gegensatz reichte, wurde nach einer Problemlösung gesucht.«²²

Die Dissonanzen zwischen den Nachkriegstheologien und der liberalen Vorkriegstheologie wurden durch die Überbetonung der Differenz verstärkt. Die Liberalen teilten, wie beschrieben, den theologischen Krisenbegriff der dialektischen Theologie nicht. Sie sahen Gott meist nicht als den ganz Anderen, völlig von der Welt Unterschiedenen an. Im Bewusstsein einer Kultukrise jedoch gab es zahlreiche Ähnlichkeiten und Überschneidungen mit der Nachkriegstheologie.²³ Die dialektische Theologie ignorierte dies allerdings weitgehend, da sie die theologische Differenz zur liberalen Theologie einseitig in den Mittelpunkt ihrer Differenzen zu den Liberalen stellte und die großen Gemeinsamkeiten im allgemeinen Krisenbewusstsein verdrängte. Vor allem aber blendeten die Dialektiker völlig aus, dass es bereits unter den Liberalen große Unterschiede in der zeitdiagnostischen Bewertung eines Krisenbewusstseins gegeben hatte, die sich hauptsächlich zwischen den unterschiedlichen Generationen der liberalen Theologie festmachen ließen.

So waren innerhalb der liberalen Theologie die theologischen, kirchenpolitischen und sozialpolitischen Differenzen zwischen »Jüngeren« der Ritschl-Schule und »Älteren«, d.h. der durch Richard Rothe und die Theologie des »Protestantenvereins« geprägten Theologen der 1860er-Generation (d.h. die Generation, die um 1860 in den Pfarrdienst trat), viel fundamentaler als angenommen. Neben ihrer ausgeprägten Krisenmetaphorik grenzte sich die 1890er-Generation auch in ihrer Konfliktorientierung und in ihrer kantianischen Prägung von den allliberalen Theologen und deren Fortschrittspathos, deren harmonistischem Gesellschaftsbild und deren idealistischer Tradition ab. Die »Jüngeren« operierten zudem bereits mit jenen Begriffen, mit denen später auch die dialektische Theologie die Vorkriegstheologie kritisierte. Die Abgrenzungstendenzen der Nachkriegsgeneration nahmen starken Bezug aus-

20 Vgl. Tillich: Kairos (wie Anm. 16), S. 330.

21 Vgl. Ruddies: Barth und die Liberale Theologie (wie Anm. 2), S. 267f.

22 A.a.O., S. 13.

23 Vgl. Klaus Tanner: Die fromme Verstaatlichung des Gewissens. Zur Auseinandersetzung um die Legitimität der Weimarer Reichsverfassung in Staatsrechtswissenschaft und Theologie der zwanziger Jahre. Göttingen 1989, S. 60–63.

gerechnet auf theologische Entwicklungen der »Älteren«, obwohl die ihrerseits bereits von den »Jüngeren« weithin kritisiert worden waren.²⁴ Von den Nachkriegstheologen wurden die »Jüngeren« jedoch mit den »Älteren« undifferenziert ineingesetzt, ungeachtet ihrer eigenen Abgrenzungstendenzen und Kritikpunkten an ihrer theologischen Elterngeneration. Das betraf auch Friedrich Naumann.

II.

Das 19. Jahrhundert ist eine Epoche mit großen gesellschaftlichen Veränderungen. Naturwissenschaft, Darwinismus, Materialismus, Historismus, aber auch die dramatischen sozialen Veränderungen durch die industrielle Massenproduktion und die damit verbundenen sozialen Probleme sorgen für »Unbehagen«²⁵, Nervosität und stellen die Kultur vor eine »Grundlagenkrise«.²⁶ Im 19. Jahrhundert wird sich die Moderne ihrer selbst bewusst, der Begriff »Krise« wird zur strukturellen Signatur der Neuzeit.²⁷ Dieser Aufbruch in die Moderne löst eine umfangreiche Krisen- und Aufbruchsstimmung aus, die heute vielfach mit dem Jasperschen Diktum einer »Achsenzeit« (im Sinne von »Wendezeit«) bezeichnet wird. So wird die Krise zu einem Dauerphänomen für die Herausforderungen des Jahrhunderts.²⁸ Auch die Theologie erkennt die Krise und die Herausforderungen der Zeit, weiß aber keinen rechten Ausweg aus den »Aporien«, »die sich aus ihrer Teilnahme am krisenförmigen Projekt der Moderne ergeben«.²⁹ Der Ausdruck »Theologie der Krise« beschreibt also den Umstand einer allgemeinen Kulturkrise, die auch der Theologie unbequeme Fragen stellt und Antworten abverlangt. Zunehmend stellt sich die Frage nach ethischen Normen der Weltgestaltung.

Insbesondere die Geisteswissenschaften geraten durch die Naturwissenschaften unter einen großen Legitimierungsdruck, den sie ihrerseits an die Theologie weitergeben. Es entsteht das Bedürfnis, die Geisteswissenschaften durch einen eigenen ›geschützten‹ Bereich, der von der Welt der Natur verschieden ist, gegenüber den Naturwissenschaften geltungstheoretisch zu begründen und zu legitimieren. Ein Resultat dieser Bemühungen ist z.B. die methodische Unterscheidung der Wissenschaften in die ›Natur-‹Wissenschaft, die sich mit

- 24 Vgl. Friedrich Wilhelm Graf: Kulturprotestantismus. Zur Begriffsgeschichte einer theologiepolitischen Chiffre. In: Hans Martin Müller (Hrsg.): Kulturprotestantismus. Beiträge zu einer Gestalt des modernen Christentums. Gütersloh 1992, S. 21–77.
- 25 Vgl. Siegmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur. Wien 1930.
- 26 Hartmut Ruddies: Karl Barth und Ernst Troeltsch. Ein Literaturbericht. In: Verkündigung und Forschung 34 (1989), S. 7.
- 27 Reinhart Koselleck: Krise. In: Geschichtliche Grundbegriffe 3 (1982), S. 627.
- 28 A.a.O., S. 643.
- 29 Ruddies: Barth und Troeltsch (wie Anm. 26), S. 10.

dem Erklären beschäftigt, und in die ›Geistes-‹Wissenschaft, deren Metier das Verstehen ist, in dieser prägnanten Dichotomie erstmals konzipiert von Wilhelm Dilthey, darin »der eigentliche Kulturprotestant [...] in der Nachfolge Schleiermachers«.³⁰ In einer solchen Situation hat die alte idealistische, spekulative Philosophie ausgedient und man bedient sich des Rückgriffs auf Immanuel Kant. Kant beschreibt mit ›Erkennen‹ und mit ›Verstand‹ zwei voneinander getrennte Erkenntnisströme. Die Wiederbelebung dieser kantischen Kategorien durch den Neukantianismus spielt für die Verarbeitung des Krisenbewusstseins des 19. Jahrhunderts fortan eine wichtige Rolle.

Zeitgleich mit dem Neukantianismus wirkt in der Theologie die einflussreiche Schule des Göttinger Theologen Albrecht Ritschl. Sie stellt die Offenbarungstheologie in den Dienst der Erkenntnistheorie: Es gibt keine Kenntnis von den Dingen *an sich*, sondern nur von dem, was ihre Erscheinungen uns zeigen: »Der Biblizist Ritschl ist also in Wahrheit ein Kantianer«³¹, wie Wolfgang Trillhaas provokativ zusetzt. Auch wenn Ritschl zeitlebens bestritt, liberal zu sein, entwickelte sich die Ritschlsche Theologie bei Freunden wie Gegnern zum Inbegriff der liberalen Theologie. Nur die lutherisch-konfessionelle Erlanger Theologie, die in Leipzig ihren zweiten Stützpunkt hatte, verschloss sich dem Einfluss Ritschls – genau jene beiden Fakultäten, wo Naumann auf Geheiß seines konservativen Vaters studiert hatte, um dem vermeintlich »liberalen« Einfluss Ritschls zu entgehen. Dennoch fand Kant im Zusammenhang der »Autonomie des Sittlichen«³² und der Unterscheidung von »Gottessreich und Weltreich« bzw. »Schöpfung« und »Erlösung«³³ auch Eingang in den lutherischen Konfessionalismus. Dieser wiederum war die theologische Schule, durch die Naumann gegangen war, wenngleich er gerade dort eine »innere Distanz zum theologischen Lehrbetrieb seiner Zeit« entwickelte³⁴. Wir stehen hier also vor dem Phänomen, dass sich sowohl liberale, als auch konservative theologische Schulen gleichermaßen des Rückgriffs auf Kant bedienten. So darf man annehmen, dass neukantianisches Gedankengut nicht nur auf die zahlreichen Ritschl-Schüler im Naumannkreis eingewirkt hat, sondern auch Naumann selbst mit jener geistigen Strömung vertraut war, zumin-

- 30 Martin Schmidt: Der Liberalismus als Problem für die Kirche und Kirchengeschichte im 19. Jahrhundert, insbesondere seine Stellung zum evangelischen Christentum. In: Ders./Georg Schwaiger (Hrsg.): Kirchen und Liberalismus im 19. Jahrhundert. Göttingen 1976, S. 22.
- 31 Wolfgang Trillhaas: Albrecht Ritschl. In: Martin Greschat (Hrsg.): Gestalten der Kirchengeschichte, Bd. 9,2: Die neueste Zeit II. Stuttgart 1985, S. 190.
- 32 Christoph Ernst Lüthardt: Geschichte der christlichen Ethik. Bd. II: Geschichte der christlichen Ethik seit der Reformation. Leipzig 1893, S. 502f.
- 33 Holsten Fagerberg: Die Umdeutung der Zweireichelehre im 19. Jahrhundert. In: Niels Hasselmann (Hrsg.): Gottes Wirken in seiner Welt. Zur Diskussion um die Zweireichelehre, 1. Bd.: Dokumentation einer Konsultation. Hamburg 1980, S. 72.
- 34 Peter Theiner: Sozialer Liberalismus und deutsche Weltpolitik. Friedrich Naumann im Wilhelminischen Deutschland (1860–1919). Baden-Baden 1983, S. 14.

dest indirekt durch die Vermittlung der konfessionellen Theologie, z.B. seines Leipziger Professors Christoph Ernst Luthardt.³⁵

Naumanns Weggefährte Martin Rade befand sich, vor allem in seiner Marburger Zeit, in regem Austausch mit Paul Natorp oder Hermann Cohen,³⁶ also jenen Koryphäen, die als sogenannte »Marburger Schule« eine eigene Richtung der neukantianischen Philosophie prägten. Inwiefern auch Naumann selber unter dem Eindruck des Neukantianismus stand, zumindest in dem Sinne, dass über bloße Kenntnisse der damaligen geisteswissenschaftlichen Diskurse hinaus eine konkrete nachvollziehbare Einflussnahme neukantianischer Ideen nachweisbar wäre, ist auf den ersten Blick nicht erkennbar. Die Herausforderungen an die Geisteswissenschaften durch Materialismus, Naturalismus und Industrialisierung, in deren Folge sich im Bereich der Philosophie der Neukantianismus formierte, wurden im Bereich der Theologie und kirchlichen Arbeit auch von Friedrich Naumann aufgegriffen. Seine Lösungsvorschläge, wie sie in den »Briefen« zur Darstellung kommen, weisen Strukturen auf, die auch für den Neukantianismus kennzeichnend sind.

Gerade auch das den aktuellen Zeitentwicklungen gegenüber aufgeschlossene und wachsame Umfeld Friedrich Naumanns wird von dem bereits beschriebenen Krisenbewusstsein erfasst und bestimmt. Anfänglich überwiegt die Angst vor einer sozialen Revolution, die um 1900 zunehmend von einer Kriegserwartung, v.a. mit England abgelöst wird,³⁷ dessen Ausbruch man nicht nur mit Angst um das eigene Überleben, sondern auch mit gespannter Erwartung entgegenblickte.

Dieser aus heutiger Sicht befremdlich wirkende Umstand, mit einem Krieg zugleich auch Hoffnungen zu verbinden, speiste sich aus dem Phänomen, dass Kriegserfahrungen oder Militärreformen historisch gesehen oftmals in engem Zusammenhang mit politischen Emanzipationsprozessen standen.³⁸ Mit Krieg ließen sich aus liberal-emanzipatorischer Sicht deshalb mit voller Berechtigung immer auch Hoffnungen verknüpfen, was vielfach »den Glauben an die ideelle Bedeutung eines deutschen Krieges« festigte.³⁹ Auch die meisten Nationalstaaten waren »von ganzen wenigen Ausnahmen abgesehen [...] als Kriegsgeburen« entstanden,⁴⁰ und die nationale Einigung war stets

35 Vgl. Anm. 32.

36 Vgl. Schwöbel: Rade (wie Anm. 14), S. 168.

37 Vgl. Na: Sozialreform oder Revolution (wie Anm. 15), S. 177, S. 187.

38 Vgl. Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Form der Vergesellschaftung (1908). In: Ders.: Gesamtausgabe 11, hg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt am Main 1992, S. 284–382, hier S. 284 (Kap. IV: Der Streit).

39 Ders.: Deutschlands innere Wandlung. Rede, gehalten in Straßburg, November 1914. In: Ders.: Gesamtausgabe 16, hg. von Gregor Fitz/Otthein Rammstedt. Frankfurt am Main 1999, S. 21.

40 Dieter Langewiesche: Liberalismus heute – historisch gesehen. In: Ders.: Liberalismus und Sozialismus. Gesellschaftsbilder – Zukunftsvisionen – Bildungskonzeptionen. Bonn 2003, S. 227.

ein wichtiges politisches Ziel der Liberalen gewesen. Schließlich war auch der Nationalismus »historisch als Befreiungsideologie entstanden«, trat »als Emanzipationsbewegung auf«, die als »Gegenmodell zur überlieferten Ordnung« der alten konservativen Eliten diente und »auf eine Gesellschaft mit einer egalitären Werteordnung« zielte.⁴¹ Deshalb sprach der Nationalismus anfänglich gerade die Liberalen als die Stimme des aufstrebenden Bürgertums gegen die alten privilegiengeschützten Machteliten an, bevor er sich um 1880 allmählich vom Liberalismus zu lösen begann und schließlich von anderen, nationalen und sozialistischen Parteien übernommen, überformt und vereinahmt wurde.⁴²

Vor diesem emanzipatorischen Hintergrund diente der Nationalismus den Liberalen des 19. Jahrhunderts zur Verwirklichung ihres Leitbilds »der egalitären Staatsbürgerschaft«⁴³ und deshalb konnten die Liberalen den Krieg als legitimes Mittel einer auf bürgerlich-egalitären Emanzipation ziegenden Politik erachten.⁴⁴ In diesem Kontext verband auch Naumanns Krisenbewusstsein mit Kriegsgedanken nicht nur einseitig negative Konnotationen. Die Ambivalenz, mit einer Krise Befürchtungen, zugleich aber auch Hoffnungen zu verbinden, ist also ein typisches Phänomen für die geistige Lage der Zeit um 1900, stellt bei Naumanns Krisenbewusstsein aber nur einen Randaspekt dar.

III.

Naumanns Einsicht in den Transformationscharakter seiner Zeit, die ihn von der Krisenhaftigkeit der zeitgenössischen Geisteskultur und Gesellschaft überzeugte, explizierte er in den »Briefen« in den konkreten Begriffen »Darwinismus«, »Mammonismus/Kapitalismus« und »Militarismus«. Diese drei Schlagworte, auf die er die Veränderungen in Naturwissenschaft, sozialer Frage und Gesellschaft samt ihrer daraus resultierenden Krisenphänomene exemplarisch zuspitzte, ohne sie darauf zu reduzieren, bringen sein Krisenbewusstsein konzentriert auf den Punkt. Sie stellen um 1900 sein hermeneutisches Repertoire zur Zeitanalyse dar. Das soll aber nicht davon ablenken, dass Naumann sein eigentliches Krisenbewusstsein bereits in der Zeit nach dem Studium erhielt, angeregt und angestoßen durch die sozialen Probleme, die ihm in der täglichen Arbeit begegneten. Hier merkte er: an der sozialen Frage entscheiden sich existenzielle theologische Fragen der Glaubwürdigkeit und

41 A.a.O., S. 228.

42 Vgl. ebd.; Heinrich August Winkler: Vom linken zum rechten Nationalismus. Der deutsche Liberalismus in der Krise von 1878/79. In: Geschichte und Gesellschaft 4 (1978), S. 5–28.

43 Langewiesche: Liberalismus heute (wie Anm. 40), S. 218.

44 A.a.O., S. 227.

Nächstenliebe. Ein »weiter so!« konnte es nicht geben.⁴⁵ Nach anfänglicher Sympathie für den religiösen Sozialismus und einer christlich-sozialen Phase fand Naumann seine theologische Heimat in der liberalen Theologie und holte damit in nur knapp zehn Jahren die theologische Entwicklung des 19. Jahrhunderts nach.⁴⁶ Die Arbeit als Pfarrer und in der Inneren Mission führte ihm den Transformationscharakter seiner Zeit vor Augen und schärfe sein Krisenbewusstsein. Später erweitert Naumann die Fragestellung um die Zukunft der Religion überhaupt, wie es in dem bekannten Bild aus dem sechsten Brief zum Ausdruck kommt: »Wir finden das Christentum wie einen Weinstock, der sich an einer Wand emporgerankt hat, die zum Abbruch bestimmt. [...] Nun wird die alte Wand stückweise durch neues Gemäuer ersetzt. Rebe für Rebe muß abgelöst werden und ganze Hälften des Weinstockes liegen zeitweise wie verlorenes Laub am Boden. Das alles aber übersteht der Weinstock, wenn nur die Wurzel noch triebfähig ist. Die Wurzel ist Jesus.«⁴⁷ Die Soziale Frage ist kein vorübergehendes Phänomen, sondern stellt die Theologie und die gesamte Kultur grundlegend in Frage, ist also mithin ein Krisenphänomen. Wenn Naumann im selben Zusammenhang davon spricht, dass »wir [...] zwischen zwei Zeiten stehen«⁴⁸, schimmert das Kairos-Bewusstsein⁴⁹ einer Existenz, die sich als »zwischen den Zeiten«⁵⁰ lebend erfährt und definiert, wie es eigentlich erst für die Nachkriegstheologie nach 1919 so typisch ist, bereits deutlich durch – wohlgemerkt aufgrund des allgemeinen Zeitempfindens, nicht aufgrund einer existentiellen Kriegserfahrung. Eine solch sensible Zeitdiagnostik und das offen ausgesprochene Krisengefühl, das sich aus ihr ableitet, stellt die Exklusivität des Krisenbewusstseins der Nachkriegsgeneration somit deutlich in Frage.

Auf die »Nichtidentität von Politik und Glaube«⁵¹ stieß Naumann durch seine Palästinareise und durch die Vermittlung seiner Freunde Max Weber und Rudolf Sohm.⁵² Insbesondere der Begriff der »Eigengesetzlichkeit«, den man sowohl auf Max Weber wie auf Kants Autonomiebegriff und dessen Unterscheidung von Naturgesetz und Sittengesetz zurückführen kann,⁵³ eröffnete Naumann den Ausweg, mit den Ansprüchen der Welt und der Bergpredigt

45 Vgl. Jähnichen: Christlich-sozialer Idealist (wie Anm. 15), S. 417.

46 Timm: Naumanns theologischer Widerruf (wie Anm. 11), S. 17.

47 Friedrich Naumann: Briefe über Religion. Berlin 1916, S. 22f.

48 A.a.O., S. 30.

49 Vgl. Tillich: Kairos (wie Anm. 16), S. 330.

50 Vgl. Gogarten (wie Anm. 18).

51 Martin Honecker: Politische Ethik und Ekklesiologie. In: Ders.: Sozialethik zwischen Tradition und Vernunft. Tübingen 1977, S. 11.

52 Vgl. Gerd Fesser: Friedrich Naumann (1860–1919). In: Bernd Heidenreich (Hrsg.): Politische Theorien des 19. Jahrhunderts. Konservatismus, Liberalismus, Sozialismus. Berlin 2002, S. 403.

53 Martin Honecker: Das Problem der Eigengesetzlichkeit. In: Zeitschrift für Theologie und Kirche 73 (1976), S. 95.

umzugehen, die er als »zwei Götter«⁵⁴ beschrieb, zwischen die der Mensch gestellt sei, im Wissen, dass es doch nur ein Gott sein könne.⁵⁵ Die Ausweglosigkeit dieser Spannung ist Naumann völlig bewusst: »Hiob kommt aus der Grube und lacht über uns, daß wir nicht weiter sind als er. Wie verhält sich Gott zum Elend, zur Vergewaltigung, zur Tötung?«⁵⁶

Hier stößt Naumann zu einem zentralen theologisch-dogmatischen Problem vor, zugleich verschwimmen bei ihm zunehmend die klaren begrifflichen Zuordnungen: Die dunklen Seiten Gottes nennt er stets »Gott« oder »Welt« (im Sinne von »Schöpfung«). Bei den hellen Seiten Gottes, also Erlösung, Gnade oder Verheißung, ist überwiegend von »Offenbarung« oder »Jesus« die Rede. Naumann weiß, dass bei einer Aufteilung der Eigenschaften Gottes einerseits in »Gott«, andererseits in »Jesus« die Gefahr eines dualistischen Gottesbildes droht, das er deshalb heftig abzuwehren versucht: »Es sind aber nicht zwei Götter, sondern einer. Irgendwie greifen ihre Arme ineinander.«⁵⁷ Naumann ist sich der Gratwanderung eines Gott-Jesus-Dualismus vollkommen bewusst. Eine Trennung von (Gott-)Vater und (Gott-)Sohn in zwei von einander unterschiedene göttliche Personen kann es nicht geben. Erst unsere menschlich-beschränkte Welterkenntnis macht – durch den vermeintlichen Widerspruch zwischen Welt und Offenbarung, zwischen Macht und Liebe – aus einem Gott zwei. Dieses epistemologische Problem liegt für Naumann ganz auf Seiten des Menschen: »Der einzelne Mensch ist beständig zwischen beide gestellt, und zwischen beiden sucht er sich mühsam und um Klarheit ringend seinen Weg.«⁵⁸

So kann Naumann von einer »Unvereinbarkeit der Heilsgedanken und der Weltgedanken«⁵⁹ sprechen: »Der Kampf ums Dasein hat die Völker gelehrt, Panzertiere zu sein. [...] Ob dieser Standpunkt christlich ist? Jedenfalls hat ihn Jesus nicht vertreten! [...] Wer also nur das für christlich hält, wofür er direkte Worte Jesu anführen kann, der muß darauf verzichten, sich für die Staatserhaltung durch das Waffensystem zu entscheiden. Aber läßt sich denn der christliche Gedanke der Bruderliebe überhaupt ohne die Grundlage der Staatsordnung verwirklichen? [...] Oft habe ich mich, wenn ich für die Flotte agitierte, gefragt: würde das Jesus auch getan haben? Wohl nicht! Aber er würde gewußt haben, daß es Leute geben muß, die es tun. Er sagte, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist, aber Menschen, die in dieser Welt leben und wirken wollen, müssen sich über die Grundbedingungen der weltlichen Kultur gerade so klar sein wie über die Beziehungen der Seelen zu Gott.«⁶⁰ Das

54 Naumann: Briefe (wie Anm. 47), S. 72.

55 Ebd.

56 A.a.O., S. 71.

57 A.a.O., S. 72.

58 Ebd.

59 A.a.O., S. 74.

60 A.a.O., S. 81f.

Verhältnis Gottes zu Krieg und Militarismus, für Otto Baumgarten nur als »interimistisches ›Extraordinarium‹«⁶¹ zulässig, wird hier von Naumann auf die Flottenrüstung expliziert.

Die Problemstellung jedenfalls, den Zwiespalt, in dem der Christ in der Welt steckt, hat Naumann klar formuliert: »[C]hristliche Ethik und Politik wird von Naumann in den Briefen über Religion [...] in seiner ganzen Schwere empfunden.«⁶² Die Antwort auf das Nebeneinander seiner Identitäten als »Christ, Darwinist und Flottenschwärmer«⁶³ fasst Naumann im 26. Brief zusammen: »Deshalb fragen wir Jesus nicht, wenn es sich um Dinge handelt, die ins Gebiet der staatlichen und volkswirtschaftlichen Konstruktion gehören. Das klingt hart und schroff für jeden christlich erzogenen Menschen, scheint mir aber gut lutherisch zu sein. [...] Staatliche Dinge sind nach ihm nicht aus dem Evangelium heraus zu entscheiden, sondern können von Juden und Heiden geradesogut entschieden werden wie von Christen, da zu ihrer Regelung nichts gehört als die Vernunft, nicht die Offenbarung. Diese lutherische Scheidung der Gebiete, die uns zeitweilig als Verkürzung des Einflußgebietes des Christentums dem Christentum etwas von seinen Rechten zu nehmen schien, hat sich bei tieferer Durchdringung des Stoffes auch für uns als richtig ergeben. Wir kehren zum alten großen Doktor deutschen Glaubens zurück, indem wir politische Dinge als außerhalb des Wirkungskreises der Heilsverkündigung betrachten. Ich stimme und werbe für die deutsche Flotte, nicht weil ich Christ bin, sondern weil ich Staatsbürger bin und weil ich darauf verzichten gelernt habe, grundlegende Staatsfragen in der Bergpredigt entschieden zu sehen.«⁶⁴ Das sind in der Tat »harte und schroffe«⁶⁵ Worte von »schockierender Entschiedenheit«⁶⁶, durch die Naumann versucht, »Klarheit [...] in den Irrgarten der uns angehenden Wirklichkeit«⁶⁷ zu bringen.

IV.

Es ist theologiegeschichtlich legitim, Naumanns »Scheidung der Gebiete« in den Zusammenhang der sogenannten »Zweireichelehre« zu bringen. Die Zweireichelehre beschreibt die Verhältnisbestimmung zwischen göttlicher Offenbarung und göttlichen Ordnungen, die wir auf der Erde bereits als natür-

61 Günter Brakelmann: Krieg und Gewissen. Otto Baumgarten als Politiker und Theologe im Ersten Weltkrieg. Göttingen 1991, S. 145.

62 Martin Wenck: Friedrich Naumann. Ein Lebensbild. Berlin 1920, S. 106.

63 Naumann: Briefe (wie Anm. 47), S. 8.

64 A.a.O., S. 83f.

65 Vgl. a.a.O., S. 83.

66 Werner Jochmann: Friedrich Naumann. In: Greschat: GdK 10,1 (wie Anm. 14), S. 117.

67 Gerhard Ebeling: Die Notwendigkeit der Lehre von den zwei Reichen. In: ders: Wort und Glaube. Tübingen³1967 (1960), S. 408.

liche Gesetze vorfinden, sie beschreibt den Konflikt zwischen der Liebe und dem Recht. Luther beschreibt dies üblicherweise als »Reich Gottes bzw. Christusreich und Weltreich«⁶⁸, daher »zwei« Reiche, in Anknüpfung an die mittelalterlichen Diskurse um die Lehre von den zwei Schwertern (in Anlehnung an Lk 22,38), die im Zusammenhang des Investiturstreits und der Verhältnisbestimmung zwischen kaiserlicher und päpstlicher Macht im Mittelalter stand. Sowohl die klare methodische Trennung in zwei Bereiche, als auch der Bezug beider Reiche zu Gott wird von Naumann in seine Zeit übernommen. Diese Konsequenz bei der »Scheidung« kann nicht überraschen, denn wie Naumann waren bereits auch die Reformatoren »an einer reinlichen Scheidung der beiden Gebiete interessiert: keine irdische Gewalt soll sich anmaßen, der Seele Gesetze zu geben und sich einzudrängen zwischen sie und ihren Herrn, gar die Wirksamkeit des Evangeliums hindern«⁶⁹. Luther entwickelte allerdings kein ausgeprägtes System, hinterließ aber v.a. in der »Obrigkeitsschrift« (1523) und den Schriften über die Bauernaufstände (1525) Ideen über die Verhältnisbestimmung von Untertanen und Obrigkeit, Kirche und Landesherr, Gott und Welt. Daraus ließ sich später ein Konzept einer Zweireichelehre destillieren.

Bei der Zweireichelehre geht es also um die theologischen Voraussetzungen und Möglichkeiten der Sozialethik, an die sich der Mensch als Sünder beim Handeln in der Öffentlichkeit rückbindet, indem sie »den Zusammenhang von Gott und Welt« zu wahren versucht.⁷⁰ Theologisch gesprochen geht es um die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium. Genau an diesem Konflikt zwischen der »persona privata und der persona publica«⁷¹, also dem »Identitätsverhältnis« zweier »Hinsichten derselben Person«⁷², arbeitet sich Naumann ab. In Weberschen Kategorien ausgedrückt, handelt es sich bei der Zweireichelehre gewissermaßen um die theologische Entsprechung der Spannung zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik.

Die Zuordnung der Naumannschen Theologie in den lutherischen Kontext ist dabei zulässig. Zwar kennt auch Johannes Calvin eine Lehre von den zwei Reichen, z.B. in seinem theologischen Hauptwerk, der »Institutio Christianae Religionis«⁷³, was die Zweireichelehre zu einem »Gemeingut der Reformation«⁷⁴ macht. Doch zum Einen berief sich Naumann selber auf den »alten

68 Max Josef Suda: Die Ethik Martin Luthers. Göttingen 2006, S. 119.

69 Otto Baumgarten: Staat und Kirche (Vom protestantischen Standpunkt aus). In: Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde Bd. I,2. Leipzig/Berlin 1924, S. 17.

70 Martin Honecker: Zweireichelehre und Sozialethik. In: ders.: Sozialethik (wie Anm. 51), S. 178.

71 Gerhard Gloege: Thesen zu Luthers Zwei-Reiche-Lehre. In: Kurt Aland/Wilhelm Schneemelcher: Kirche und Staat. Berlin 1967, S. 74f, zitiert in: Honecker: Zweireichelehre und Sozialethik (wie Anm. 70), S. 179.

72 Ebd.

73 Johannes Calvin: Institutio Christianae Religionis (1559) III,19,15f; IV,20,1.

74 Suda: Ethik Luthers (wie Anm. 68), S. 120.

großen Doktor deutschen Glaubens« und bezeichnete sein Konzept als deziert »lutherische« Scheidung der Gebiete.⁷⁵ Zum Anderen prägte sich die Lehre der zwei Reiche nach 1900 tatsächlich vor allem im evangelisch-lutherischen Kontext aus, während aus dem evangelisch-reformierten Umfeld auch viel Kritik geäußert wurde, die darauf abzielte, dass die lutherische Zweireichelehre »im nationalsozialistischen Deutschland unter dem Deckmantel dieser Lehre den totalitären Staat habe gewähren lassen«⁷⁶, wie wiederum bei Karl Barth deutlich wird.⁷⁷

Dies unterstreicht nochmals, warum Naumann und seine Gesinnungsgenosse so nachhaltig verworfen worden waren: Ein falsch verstandenes Verständnis von Eigengesetzlichkeit konnte dazu beitragen, mithilfe der Zweireichelehre den Nationalsozialismus theologisch gewähren zu lassen oder gar zu legitimieren. Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg hatten die Kritik an der Zweireichelehre und an Naumann für Karl Barth nachträglich bestätigt. So konnte man Naumann und sein Verständnis der Zweireichelehre nachträglich als einen Irrweg darstellen, der theologisch letztlich sogar im Nationalsozialismus münden konnte. Denn wo Naumann in den Augen Barths weitgehende Identifizierungen zwischen dem Reich Gottes und der Welt gemacht hatte, denen zufolge Gott sich in historischen oder politischen Entwicklungen offenbarte, wozu auch Krieg oder politisches Unrecht gehören konnte, setzte Barth die fundamentale und unüberwindliche Andersheit und Erhabenheit Gottes dagegen. Fand Naumann Gottes Spuren in den Erscheinungen des Welt, des Rechts, der Macht, so sprach Barth vom »wahren Gott, dem Richter der Welt, der selber nicht Partei ist in der Welt«⁷⁸. Ein solches Verständnis immunisiert geradezu gegenüber Versuchen einer theologischen Vereinnahmung durch totalitäre Systeme. Man täte Naumann sicherlich Unrecht, wenn man ihm unterstellen wollte, er habe eine Theologie entwickeln wollen, mit deren Hilfe man Krieg, Diktatur oder Totalitarismus theologisch legitimieren kann. Ihm ging es im Gegenteil gerade darum, mithilfe der »Scheidung der Gebiete« eine gegenseitige Vereinnahmung der religiösen Sphäre und der politischen Sphäre zu verhindern. Dennoch fehlte ihm 1903 die historische Erfahrung zweier Weltkriege und des Nationalsozialismus, um missverständliche oder missbräuchliche Interpretationen seines theologischen Konzepts in vollem Umfang zu erfassen und nötige Abgrenzungen oder Konkretionen vorzunehmen.

Auch im lutherischen Kontext wurde vor und während des Dritten Reichs deutliche Kritik an einer Fehldeutung der Eigengesetzlichkeit geäußert, so z.B. in der geheimen Denkschrift »Politische Gemeinschaftsordnung: Ein

75 Naumann: Briefe (wie Anm. 47), S. 84.

76 Suda: Ethik Luthers (wie Anm. 68), S. 120.

77 Vgl. Karl Barth: KD II/2, S. 97.

78 Ders.: Der Römerbrief. München 1922, S. 59.

Versuch zur Selbstbesinnung des christlichen Gewissens in den politischen Nöten unserer Zeit«, die 1943 in der konservativ-lutherisch geprägten Widerstandsgruppe des »Freiburger Kreises« entstand. Diese Kritik wurde nach 1945 von den Theologen, die sich während des Dritten Reiches in der Bekenndenden Kirche organisiert hatten und nach dem Krieg die Meinungsführerschaft der deutschen Nachkriegstheologie übernahmen, fortgeschrieben. So lässt sich nachvollziehen, warum Friedrich Naumann über einen so langen Zeitraum hinweg, gerade auch nach den Erfahrungen von Kirchenkampf und Nationalsozialismus, bis weit in die Mitte des 20. Jahrhunderts theologisch so umstritten war und blieb. Zugleich muss jedoch erwähnt werden, dass die Zweireichelehre umgekehrt auch dazu dienen konnte, politischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus theologisch zu legitimieren, wie es beispielsweise in der Theologie Dietrich Bonhoeffers angedeutet wird. Die Zweireichelehre konnte also je nach Interpretation als Referenz für die Unterstützung oder für die Gegnerschaft zum Nationalsozialismus herangezogen werden.

Insofern gibt es keinen Anlass, Friedrich Naumanns »Scheidung der Gebiete« einseitig in die Reihe der theologischen Vorläufer des Nationalsozialismus zu stellen, da die Zweireichelehre wirkungsgeschichtlich auch zum genauen Gegenteil führen konnte, wofür es gerade auch bei Naumann selbst Anhaltpunkte gibt. Mit »Eigengesetzlichkeit« intendierte Naumann nämlich keineswegs eine quietistische Frömmigkeit, die sich der Macht mit dem Hinweis auf die »Scheidung der Gebiete« unreflektiert ergeben hätte.⁷⁹ Die »Scheidung« hinderte Naumann nicht daran, ausdrücklich anzuerkennen, dass gelebte Religiosität durch Gesellschaft, Kultur und Politik in alle Felder des Lebens hineinwirkt, in denen sie mit vielfältigen anderen Handlungsorientierungen konfrontiert ist. Dies zeigte auch sein eigener politischer Lebensweg. Dass Naumann selber mit der Anerkennung der Eigengesetzlichkeit keine Vorstellung einer rein auf die Innerlichkeit beschränkten Kirchlichkeit verband, bewies er zuletzt in den Verhandlungen zur Weimarer Reichsverfassung (WRV), wo er die Wichtigkeit und Notwendigkeit der öffentlichen Funktion kirchlichen Lebens anerkannte und »aus realpolitischer Einsicht« gegen seine eigenen »ekklesiologischen und kircheninstitutionellen Ideale«⁸⁰ in den Kirchenartikeln festschreiben ließ: »Naumanns Leistung bestand darin, daß es ihm einerseits gelungen war, die überzogenen Privilegierungs- und Sicherungsbedürfnisse des konservativen Flügels (Zentrum, DNVP, DVP) in Blick auf die Kirchen zu dämpfen, nämlich durch die interfraktionelle Vereinbarung über die verfassungsmäßige Fixierung der >gesellschaftlichen religiösen Grundrechte<

79 Vgl. Reiner Anselm: Art. Zweireichelehre I. Kirchengeschichtlich. In: TRE 36 (2004), S. 780.

80 Kurt Nowak: Wege in die Politik. Friedrich Naumann und Adolf von Harnack. In: Rüdiger vom Bruch (Hrsg.): Friedrich Naumann in seiner Zeit. Berlin u.a. 2000, S. 48.

von Mitte März 1919, und daß er andererseits die Sozialdemokraten auf diesen Boden hinüberschob. Die Strategie der ›doppelten Bändigung‹, also des Maximalismus der bürgerlichen Parteien und des Minimalismus der SPD bei der Durchführung der allseits notwendig anerkannten Operation der Trennung von Staat und Kirche, gab den Artikeln 135–141 ihre Prägung. Naumanns Politik lief auf Kompromisse hinaus, in denen den Kirchen nicht zuviel gegeben und nicht zuviel genommen wurde.«⁸¹

Zwar mag man dahinter zurecht zunächst einen eindeutig liberalen Ansatz erkennen, da Naumann bestrebt war, einen Ausgleich zwischen den Interessen des Einzelnen und Notwendigkeiten der Gesellschaft zu erzielen, der für Liberale stets eine wichtige politische Maxime dargestellt hatte. So wollte Naumann keine nivellierende Einheitsideologie fixieren, wie es eine Staatsreligion oder der Laizismus als deren säkularisierte zivilreligiöse Abwandlung darstellen, sondern er verfolgte mit der DDP das Ziel einer institutionellen Verankerung von Subsidiarität und wertegebundenem Pluralismus, die die Existenz einer »deutschen Einheitskultur« bestreit und stattdessen von einer nicht zu ignorierenden »Gespaltenheit in Bekenntnisse und Weltanschauungen« ausging, wie der Theologe und DDP-Politiker Otto Baumgarten notierte.⁸² Auf diese Weise sollten möglichst viele der maßgeblichen zivilgesellschaftlichen Akteure konstitutionell eingebunden und die »Koexistenz und Kooperation aller mit allen«⁸³ eingefordert werden, um die junge Republik zu stabilisieren. Doch neben diesem unzweifelhaft liberalen Ansatz schimmert bei diesem ekklesiologischen Modell einer vom Staat institutionell unabhängigen Kirche auch noch die alte Erlanger Schule durch. Der lutherische Gedanke, dass die christliche Liebesgesinnung den Staat durchdringe und humanisiere, wurde besonders von Naumanns Leipziger Lehrer Luthardt offensiv vertreten. Staat und Kirche, so Luthardt, stünden als wesensverschiedene Größen nebeneinander und seien mit verschiedenen Aufgaben betraut. Nur im Bewusstsein dieser Verschiedenheit sei eine Einigung von Staat und Kirche zu erreichen.⁸⁴

Naumann hätte Luthardt hierin wohl kaum widersprochen, wie umgekehrt vermutlich auch Luthardt gegen das Weimarer Modell der Trennung von Kirche und Staat keine grundsätzlich ablehnenden Einwände hätte geltend machen können. Eine solche lutherisch motivierte Verschiedenheit kam letztlich auch in den Weimarer Kirchenartikeln zum Tragen. Allerdings hing Luthardt dem konservativen Modell einer Volks-»Gemeinschaft« an, während Naumann und die Liberalen in den Verfassungsverhandlungen anstelle des

81 A.a.O., S. 47.

82 Baumgarten: Staat und Kirche (wie Anm. 69), S. 22.

83 Brakelmann: Krieg und Gewissen (wie Anm. 61), S. 214.

84 Vgl. Angelika Dörfler-Dierken: Luthertum und Demokratie. Deutsche und amerikanische Theologen des 19. Jahrhunderts zu Staat, Gesellschaft und Kirche. Göttingen 2001, S. 211.

enger gefassten Gemeinschaftsbegriffs naheliegenderweise den liberal imprägnierten, offeneren Begriff der »Gesellschaft« setzten. Die Frage, ob sich das neue deutsche Staatswesen nach 1919 als »Gemeinschaft« oder als »Gesellschaft« definieren sollte, war in den Verhandlungen zur WRV einer der grundlegenden rechtsphilosophischen Streitpunkte, wo sich die Liberalen und andere Demokraten zugunsten des Gesellschaftsbegriffs vorläufig durchsetzen konnten. Außerdem hatte Luthardt stets die »Vorrangstellung der Kirche gegenüber den Ordnungen von Familie und Staat« betont,⁸⁵ von der beim späten Naumann nicht die Rede sein kann und die in der WRV folgerichtig keinen Niederschlag fand. An diesen Stellen positionierte sich Naumann also gegen seine theologischen Ursprünge, die ihn doch erst an diesen Punkt hatten kommen lassen. Dieses Beispiel macht deutlich, wie Naumann stets in der Lage war, sich von verschiedenen Elementen anregen zu lassen, diese kreativ weiterzuentwickeln und zu etwas eigenständigem Neuen zusammenzuführen. So entzieht Naumann sich, seine Theologie und seine politischen Ansichten zwar eindeutigen retrospektiven Zuordnungen, lässt aber gleichwohl Rückschlüsse auf ein reichhaltiges Arsenal nachvollziehbarer Prägungen zu. Für Naumanns Theologie ist dies, trotz aller Distanznahme während seiner Studienzeit, als Pfarrer und als Vereinsgeistlicher, das konservative orthodoxe Luthertum seiner Studienorte Leipzig und Erlangen, das sich zumindest methodisch immer wieder nachweisen lässt.

Ob der Einfluss des orthodoxen akademischen Luthertums demnach wirklich so ohne Nachhall bei Naumann blieb, wie mit Verweis auf dessen Selbstdarstellungen aus seiner Jugendzeit immer wieder betont wird,⁸⁶ darf also mit einiger Berechtigung bezweifelt werden. Zum Einen hatte Naumann in den »Briefen« selber von einer Rückkehr zu Luther gesprochen und damit eine theologische Versöhnung mit dem orthodoxen Luthertum zumindest in Teilbereichen angedeutet.⁸⁷ Zum Anderen zeigt die Trennung von Kirche und Staat bei gleichzeitiger Anerkennung der staatlichen Garantie des Schutzes der religiösen Grundrechte und institutionellen Selbständigkeit, wie sie Naumann in den Verfassungsverhandlungen durchsetzen konnte, sehr deutliche und eindeutige Anklänge an die orthodoxe lutherische Theologie des 19. Jahrhunderts, die er in Erlangen und Leipzig kennengelernt hatte. So sind die Grundrechteartikel WRV 135–141 nicht nur Ergebnisse des zeitgenössischen liberalen Gesellschaftsverständnisses, sondern lassen sich methodisch auch auf die »Scheidung der Gebiete« und deren lutherische Traditionslinien zurückführen.

85 Anselm: Zweireichelehre (wie Anm. 79), S. 779.

86 Vgl. Heuss: Naumann (wie Anm. 1), S. 46; Jochmann: Naumann (wie Anm. 65), S. 114; Theiner: Sozialer Liberalismus (wie Anm. 34), S. 14.

87 Vgl. Naumann: Briefe (wie Anm. 47), S. 83f.

V.

Der Bezug der »Scheidung der Gebiete« zu Luther stellt den hermeneutischen Schlüssel für Naumanns theologischen Kontext dar. Der Konflikt zwischen dem regnum Christi und dem regnum mundi leitet sich von der reformatorischen Unterscheidung von Gesetz und Evangelium ab. So hielt bereits Luther das natürliche, vernünftige Gesetz für die Norm der Weltgestaltung,⁸⁸ wenngleich er – und das ist entscheidend – der Welt lediglich eine relative Eigengesetzlichkeit zugestehen wollte, keine absolute.⁸⁹ Für die politische Philosophie entwickelte Luthers Zeitgenosse Machiavelli in »Il principe« die Theorie der Autonomie der Politik. Zwei Jahrhunderte später postulierte Adam Smith die Eigengesetzlichkeit des wirtschaftlichen Lebens, die später von marxistischen Theoretikern weiterentwickelt und perfektioniert wurde. Beide Modelle sind Säkularisate der christlichen Naturrechtsidee für die Bereiche der Politik und der Wirtschaft. Unter Hinzunahme des lutherischen Zugeständnisses einer wenigstens relativen Autonomie des weltlichen Regiments, entwickelte sich aus politischen, ökonomischen und auch theologischen Komponenten ab der Aufklärung der neuzeitliche Gedanke der Eigengesetzlichkeit. Spätestens hier wird die Frage virulent, welche Rolle der Glaube angesichts der Autonomie von Politik, Wirtschaft und Naturgesetzen in der politischen Verantwortung effektiv spielen kann: Kann sich ein Christ durch die Bergpredigt politisch leiten lassen? Welche politische Einflussmöglichkeit bleibt in einer Welt mit ihren autonomen Gesetzen, denen man samt seiner religiösen Überzeugungen unterworfen ist?

Mit der Eigengesetzlichkeit der Lebensbereiche wird also das Problem der Staatsräson aufgeworfen, dem Naumann als Politiker natürlich ganz besonders ausgesetzt war.⁹⁰ Nils Søe konzidiert bei Luther eine »unausgeglichene Spannung«⁹¹, die von Naumanns dualistischem Konzept »mit elementarer Gewalt«⁹² öffentlich thematisiert wurde: »Die Liebes- und Gnadenmoral einerseits und die Rechts- und Vernunftmoral anderseits standen also nebeneinander. So wurde der Christ Bürger zweier Welten.«⁹³ Bei Luther ist diese Unterscheidung jedoch »keine schroffe Trennung«, sondern beide Welten werden über das Predigtamt wie in einer Spange zusammengehalten.⁹⁴ Sie dürfen gerade nicht dualistisch verstanden werden, sondern sollen in ihrer

88 Vgl. Ernst Troeltsch: Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. Tübingen 1912, S. 532.

89 Vgl. Martin Honecker: Einführung in die theologische Ethik. Grundlagen und Grundbegriffe. Berlin u.a. 1990, S. 318f.

90 Vgl. Otto Baumgarten: Politik und Moral. Tübingen 1916, S. 114–139.

91 Nils H. Søe: Christliche Ethik. Ein Lehrbuch. München 1949, S. 169.

92 A.a.O., S. 170.

93 A.a.O., S. 169.

94 Honecker: Zweireichelehre und Sozialetik (wie Anm. 70), S. 221.

gleichzeitigen Unterscheidbarkeit und Zusammengehörigkeit erfasst werden, so dass dezidiert von den »beiden Regierweisen Gottes« in der Welt gesprochen werden muss.⁹⁵ Beide Reiche sind Reiche Gottes: Für Luther gehören beide »Reiche« untrennbar »demselben großen Körper der einen Christenheit an«.⁹⁶ Die grundsätzliche Bejahung von politischer und militärischer Gewalt ist für Luther ausschließlich der Notwendigkeit der Erhaltung des äußeren Friedens und der Rechtsordnung geschuldet, nicht einer Überhöhung der Obrigkeit.⁹⁷ So führt Luthers Unterscheidung in zwei Welten also »gerade nicht zu einer theologischen Überhöhung der Politik«.⁹⁸ Um die Unabhängigkeit des kirchlichen Predigtamtes vor staatlicher Einflussnahme zu gewährleisten, kamen im 19. Jahrhundert angesichts des landesherrlichen Kirchenregiments im konservativen Luthertum daher zunehmend Forderungen nach einer stärkeren Trennung von Kirche und Staat auf, u. a. in Erlangen und Leipzig, die sich bei diesen theologischen Forderungen an die Politik besonders hervortaten.⁹⁹

Luthers »doppeltes Ziel«, mit der Zweireichelehre einerseits eine »Entflechtung von geistlicher und weltlicher Gewalt« zu bewirken, andererseits »die Legitimation der Obrigkeit als gottgesetztes Amt« vorzunehmen,¹⁰⁰ das bei Luther allerdings auch durch die Abgrenzung des »weltlichen Lebens gegen mönchische und schwärmerische Weltflucht«¹⁰¹ motiviert ist, lässt sich auch bei Naumann rückverfolgen.¹⁰² Hierbei entwickelt Naumann ein eigentümliches Mischsystem. Im 26. Brief konnotiert man die semantischen Begriffsfelder »Macht«, »Eigengesetzlichkeit«, »Zweckrationalität« oder »Autonomie« – Begriffe, die man nicht mit Luther in Verbindung bringt, wohl aber mit Weber und Kant. Das Gefäß der »Scheidung der Gebiete«, also die theologische Problemstellung, entnimmt Naumann von Luther. Die Füllung jedoch verdankt er zu weiten Teilen Max Weber und zu kleineren Teilen kantischen Kategorien. Anders ausgedrückt: Die Struktur ist konservativ-lutherisch, der Inhalt ist theologisch-liberal. Das war seinerzeit nicht unumstritten, immerhin kommt in den »Briefen« zum Ausdruck, »daß der Christ in der modernen Welt in einem beinahe völligen Dualismus zu leben gezwungen sei«,¹⁰³ wenngleich Naumann jenen Dualismus weitgehend in die Ethik verlagert.¹⁰⁴

95 Anselm: Zweireichelehre (wie Anm. 79), S. 785.

96 Baumgarten: Staat und Kirche (wie Anm. 69), S. 17.

97 Vgl. Honecker: Zweireichelehre und Sozialethik (wie Anm. 70), S. 228; ders.: Eigengesetzlichkeit (wie Anm. 53), S. 119.

98 Honecker: Zweireichelehre und Sozialethik (wie Anm. 70), S. 218.

99 Vgl. Dörfler-Dierken: Luthertum und Demokratie (wie Anm. 84).

100 Heike A. Oberman: Thesen zur Zwei-Reiche-Lehre. In: Erwin Iserloh/Gerhard Müller (Hrsg.): Luther und die politische Welt. Wiesbaden 1984, S. 33.

101 Honecker: Zweireichelehre und Sozialethik (wie Anm. 70), S. 217.

102 Vgl. Jochmann: Naumann (wie Anm. 66), S. 120.

103 Söe: Ethik (wie Anm. 91), S. 170.

104 Vgl. Naumann: Briefe (wie Anm. 47), S. 72.

Naumann konnte also nicht deutlich machen, ob er die von Luther entnommene Eigengesetzlichkeit ebenfalls nur relativ interpretiert oder ob sie nicht vielmehr als absolute Größe verstanden werden müsste.¹⁰⁵ Die »Briefe« legen diesen Schluss auf den ersten Blick zumindest nahe. Eine absolut verstandene Eigengesetzlichkeit müsste demnach zwangsläufig den Widerspruch der Theologie provozieren und sich dem Vorwurf der »doppelten Lebens- und Buchführung«¹⁰⁶ aussetzen, so Naumanns Weggefährte Adolf von Harnack. Honecker will in Naumann gar »[d]as Paradigma einer solchen Auflösung [...] in eine Doppelmoral« erkennen¹⁰⁷. Insbesondere Naumanns Freund Ernst Troeltsch hat stets auf das Problem der »doppelte[n] Moral« der Eigengesetzlichkeit hingewiesen,¹⁰⁸ und beschreibt sie dezidiert als den »schwierige[n] Punkt in der lutherischen Ethik«.¹⁰⁹ Wenn Troeltsch die Unterscheidung »zwischen einer inneren Moral der Person und einer äußeren Moral des Amtes«, zwischen denen ein »überaus peinlicher Gegensatz« bestehe,¹¹⁰ auf Luther zurückführt, drängen sich bei seiner Beschreibung des Menschen »in einer tiefen inneren Spannung, die er nicht zu bewältigen vermag«¹¹¹ Naumanns »Briefe« als Explikationsobjekt geradezu auf. Auch Naumann muss sich den Vorwurf einer »zwiespältigen Anweisung der Christen«¹¹² gefallen lassen, die Troeltsch auf Luther bezieht – Naumann ist also im selben Kontext wie Luther zu nennen. Insofern stellt Naumanns Auslegung der »Scheidung der Gebiete« eine originelle Mixtur aus kulturprotestantischen, neukantianischen und konfessionell-lutherischen Komponenten dar.

Hierbei werden zugleich die Schwierigkeiten deutlich, die bei Naumanns Interpretation der Zweireichelehre entstehen. Zwar weiß er sich mit Luther im Einklang. Allerdings ist ihm die zeitgenössisch-kontextuelle Grundierung der »Scheidung der Gebiete« nicht bewusst, die ihm doch »gut lutherisch zu sein« scheint.¹¹³ Dass beide Reiche innerweltliche Reiche Gottes sind, so wie es bei Augustins Trennung von »civitas Dei« und »civitas terrena/Diaboli«, in der mittelalterlichen Zwei-Schwerter-Theorie und bei Luthers Zwei-Regimenten-Lehre angelegt ist, kommt bei Naumanns »Scheidung der Gebiete« nicht zum Ausdruck, obwohl er sie ausdrücklich in jene Traditionen stellt. Dass Gott die Welt gerade nicht dem Reich des Bösen preisgibt und sie nicht einfach sich selber überlässt, wird von Naumann zwar nicht grundlegend bestritten, aber

105 Vgl. Jochmann: Naumann (wie Anm. 66), S. 117.

106 Adolf von Harnack: Naumanns Briefe über Religion. In: Ders.: Aus Wissenschaft und Leben, Bd. 2, Gießen 1911, S. 78.

107 Honecker: Eigengesetzlichkeit (wie Anm. 53), S. 101.

108 Vgl. Troeltsch: Soziallehren (wie Anm. 88), S. 500.

109 Ebd.

110 Troeltsch: Soziallehren (wie Anm. 88), S. 501.

111 Honecker: Eigengesetzlichkeit (wie Anm. 53), S. 117.

112 Troeltsch: Soziallehren (wie Anm. 88), S. 501.

113 Naumann: Briefe (wie Anm. 47), S. 83.

zugunsten des Gedankens der Eigengesetzlichkeit der – als göttliche Schöpfung verstandenen – Welt zumindest stark in den Hintergrund gedrängt. So kann, soll und muss der Christ in der Welt seinen Glauben und damit die Botschaft von Erlösung und Bruderliebe ausüben, um die zeitlose Predigt Jesu Christi zur Geltung zu bringen und die Welt zu humanisieren: »Der Staat kann, wenn er sich vervollkommenet, mit Motiven der Bruderliebe gesättigt werden, man kann es wenigstens versuchen.¹¹⁴ Aber »Professor Sohm hat recht, wenn er noch heute sagt, daß der Staat ein Heide ist. Ist der Staat, der Rechtsstaat, der Zwangsstaat, ohne Sittlichkeit? Nein! Aber er ist ohne Christentum, denn sein Element ist nicht die allgemeine Liebe, und sein höchstes Ziel ist nicht die Menschheit«,¹¹⁵ so Naumann, »[a]lle Konstruktionen, die den Staat aus der Bruderliebe heraus erklären wollen, sind, geschichtlich angesehen, leeres Gerede. [...] [Man] schadet [...] damit dem Bilde Jesu mehr als man ihm nützt.«¹¹⁶ Der Einfluss Gottes auf die Weltgeschichte und das Leben der Menschen wird von Naumann zwar nicht bestritten,¹¹⁷ jedoch im Detail nicht spezifiziert, sondern bewusst in aller theologischen Unschärfe stehengelassen: »Es genügt mir, zu sagen, daß ich [das Problem] kenne, und daß ich deshalb die Zwiespältigkeit als notwendig begreife, die unser Handeln anfüllt.«¹¹⁸

Naumanns »Scheidung« fehlt also sowohl der eschatologische Bezug der augustinischen Zweireichelehre, als auch der reformatorische Gedanke der providentia Dei, der das Reich der Welt gegen alle Zerstörung, Sünde und Unglaube zu bewahren und zu erhalten versucht, wie es beispielsweise für Luther kennzeichnend ist. Naumann unterscheidet zwischen einem innerlichen Glauben und einer heidnischen Welt, die nach ihren eigenen Gesetzen funktioniert, in welcher der Kampf ums Dasein die ethische Agenda vorgibt, an der man sein Handeln orientieren und Stellung beziehen muss. Die »Scheidung der Gebiete« mag Naumann zwar »gut lutherisch« vorkommen, doch sein Luther heißt in Wahrheit Max Weber, dessen Gedanken zur Eigengesetzlichkeit und zum Kampf ums Dasein er sich aneignet und unter Zuhilfenahme älterer, durchaus lutherischer theologischer Traditionen in die politische Ethik einarbeitet und fruchtbare macht. Naumanns »Scheidung der Gebiete« ist also nur unter der Prämisse ihrer sozialdarwinistisch-weberschen Vorzeichen adäquat zu interpretieren und theologisch zu erfassen.

Dass Naumann bei seiner Aufgabenstellung »letztlich stehen« bleibt, ohne »zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen«,¹¹⁹ ist naheliegend: Gerade

114 A.a.O., S. 68.

115 A.a.O., S. 77.

116 A.a.O., S. 68f.

117 Vgl. a.a.O., S. 38, S. 85.

118 A.a.O., S. 72.

119 Jähnichen: Christlich-sozialer Idealist (wie Anm. 15), S. 417.

das Bewusstsein um die Aporie, keinen schlüssigen »Nachweis eines Begründungszusammenhangs von biblischen Motiven und konkreten, sozialpolitisch durchsetzbaren Forderungen«¹²⁰ führen zu können, konstituiert das Krisenprogramm der liberalen Theologie um 1900. Möglicherweise ist es also begrifflich zu unscharf, Naumann als theologisch »gescheitert« zu bezeichnen,¹²¹ schließlich trifft er mit dieser vermeintlichen Ausweglosigkeit genau in den Kern der Krisentheologie seiner Zeit: »Daß dies zu wenig war, wird nur der behaupten können, der – anders als Naumann – nicht die furchtbare Macht der religiösen und politischen Lagermentalitäten am eigenen Leibe gespürt hat«, so Hartmut Ruddies.¹²² Aus seiner Sicht konnte also er zu keinem anderen Ergebnis kommen, als jene Aporie festzustellen – und genau jene zeitgenössisch-kontextuell bedingte Aporie qualifiziert Naumann als Krisentheologen.

VI.

Mit der Rezeption des Begriffs der »Eigengesetzlichkeit« ist Naumann theologisch endgültig im Bereich des Liberalismus angekommen. Gerade sein Konzept zeigt deutlich, dass der Vorwurf »einer sich selbst so wenig noch ernstnehmenden christlichen Theologie«¹²³ (s.o.) eine realistische Gefahr darstellt. In seiner Theologie könnte man Gott völlig streichen, ohne dass sich das Weltbild dadurch verändern würde. Somit entspricht Naumanns Theologie dem deistischen Weltbild des Liberalismus: »[D]as Werk bedarf des Schöpfers nicht mehr.«¹²⁴ Dies ist von Naumann nicht beabsichtigt – er hält an Gott und dem Glauben an Jesus Christus unbedingt fest. Dennoch ist nicht von der Hand zu weisen, dass die »Scheidung der Gebiete« wie jede Zweireichelehre Gefahr läuft, Gott als wirkmächtige Kraft des Alltags zugunsten der Eigengesetzlichkeit von Welt, Macht, o.ä. zu suspendieren und damit zur Selbstaufhebung der Religion beizutragen. Dies entspricht genau dem Vorwurf Barths, aber auch den selbstkritischen Einwürfen Baumgartens¹²⁵.

Friedrich Naumann selber hat an anderer Stelle Anregungen gegeben, der auch von ihm erkannten Gefahr einer falsch verstandenen Eigengesetzlichkeit zu entgehen. Dass Gottes Liebe und Barmherzigkeit in der Welt nicht auf den

120 Ebd.

121 So Dieter Kleinmann: Friedrich Naumann. In: Klaus Scholder (Hrsg.): Protestantische Profile. Lebensbilder aus fünf Jahrhunderten. Königstein 1983, S. 285.

122 Ruddies: Barth und die Liberale Theologie (wie Anm. 2), S. 121.

123 Vgl. Busch: Barths Lebenslauf (wie Anm. 7), S. 85.

124 Eduard Heimann: Soziale Theorie des Kapitalismus. Theorie der Sozialpolitik (1929). Frankfurt am Main 1980, S. 19.

125 Vgl. Brakelmann: Krieg und Gewissen (wie Anm. 61), S. 131.

ersten Blick erkennbar sind, ist für Naumann kein Grund, an ihrer Wirkmächtigkeit im Alltag des Christen zu zweifeln. Der Blick in die Welt einerseits und der Glauben an Jesus Christus andererseits lassen ihn jedenfalls zu keinem anderen Ergebnis kommen, als zwischen beiden Sphären eine »Scheidung der Gebiete« vornehmen zu müssen. In den »Briefen über Religion« kommt dabei immer wieder zum Ausdruck, dass mit einer »Scheidung« keinerlei Abwertung der religiösen Sphäre intendiert ist – im zweiten Brief ist gar von einer »Notwendigkeit der Religion«¹²⁶ die Rede –, sondern Naumann im Gegenteil mit einer klaren begrifflichen und methodischen Trennung dem ethischen Dilemma der oben beschriebenen »zwei Götter« vielmehr gerade Abhilfe schaffen will: Gerade weil das Böse in der Welt nicht auf Gott zurückzuführen ist, sondern auf die Eigengesetzlichkeit einer von Gott erschaffenen, aber nach ihren Gesetzen selbstständig funktionierenden Welt, kann der Christ an seinem Glauben an Gott und die Verheißung in Jesus Christus unbirrt festhalten. Dass sich der Glaube dadurch nicht selber aufhebt, sondern in der Welt und in der Öffentlichkeit weiterhin wirksam bleibt, hat Naumann in seiner Begegnung mit Karl Barth 1915 deutlich gemacht: Durch die Christen (bzw. alle Gläubigen ihrer jeweiligen Weltanschauungen) wird der Glaube in der Welt wirksam und qualifiziert sich damit als eine öffentliche Größe. Man könnte also umgekehrt sagen: Die klare »Scheidung der Gebiete« befreit den Menschen überhaupt erst zum Handeln in der Welt und bestärkt ihn zugleich in seinem Glauben an die Botschaft Jesu Christi, anstatt ihn in den »schweren Zwangslagen des öffentlichen Lebens«¹²⁷ verfangen zu halten. Diese Erkenntnis lässt Naumann zu einem frühen und profilierten Vordenker der Zweireichelehre werden.

Hierbei lässt sich eine interessante ideengeschichtliche Parallele entdecken: Die Zweireichelehre als Versuch, die Sphäre der Religion und der Politik methodisch auseinanderzuhalten, findet ihre philosophische Entsprechung im den neukantianischen Versuchen, die Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften zu etablieren und ihnen einen eigenen geschützten Bereich zu verschaffen, gleichsam ebenfalls eine Art »Scheidung der Gebiete«. Zweireichelehre und Neukantianismus haben also eine ähnliche Fragestellung und verwenden ähnliche Antwortmuster.

Es ist kaum ein Zufall, dass sich das Konzept der Zweireichelehre ausgerechnet erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts zu formieren beginnt, also parallel zum Neukantianismus. Die Zweireichelehre war 300 Jahre lang nach Luther kein ausgewiesenes Thema der protestantischen Theologie. Erst im 19. Jahrhundert, ausgehend von der Lutherrenaissance um das Reformationsjubiläum im

126 Naumann: Briefe (wie Anm. 47), S. 10.

127 A.a.O., S. 84.

Jahr 1817, beginnt sich ganz allmählich ein Theologumenon zu formieren, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts schließlich, wie oben beschrieben, als »Zweireichelehre« oder »Zwei-Regimenten-Lehre« systematisch erfasst und bezeichnet wird. Es ist substantiell kein Konzept des 16. Jahrhunderts, sondern ein Konzept, mit dem die Theologie des 19. Jahrhunderts auf die aktuellen Herausforderungen ihrer Zeit reagiert. Der Begriff »Zweireichelehre« bürgert sich sogar erst ab den späten 1930er Jahren ein.

Weder mit den Herausforderungen, noch mit ihren Lösungsvorschlägen, wie Naumann sie erarbeitet, steht die Theologie alleine da. Im Gegenteil: Das, was Friedrich Naumann als »Scheidung der Gebiete« bezeichnet und auf Luther zurückführt, ist repräsentativ, nicht nur für die Theologie, sondern für den gesamten Bereich der damaligen Geisteswissenschaften. Die theologischen Lösungsversuche auf die Herausforderungen der Moderne sind in theologischer Sprache verfasst, lassen sich aber eindeutig in zeitgenössische Kontexte einordnen, wie zum Beispiel den Neukantianismus. Die Theologie, wie sie in Naumanns »Scheidung« zum Ausdruck kommt, ist also ein normaler Teil der zeitgenössischen geistesgeschichtlichen Diskurse.

Hierbei kann eine motivatorische Differenz zwischen den theologiegeschichtlichen Epochen festgestellt werden: Die Zweireichelehre vor dem Ersten Weltkrieg wurde von den liberalen Theologen hauptsächlich als apologetisches Konzept herausgearbeitet.¹²⁸ Die neulutherischen Theologen nach dem Ersten Weltkrieg hingegen brachten, an ältere Traditionen anknüpfend, die Zweireichelehre vor allem als krisentheologisches Konzept zur Geltung.¹²⁹ Hierin setzte die Vorkriegstheologie in der Tat einen anderen Akzent als die Theologien nach 1919. Während die Vorkriegstheologie sich auf der ständigen Suche nach der richtigen Verhältnisbestimmung der Theologie zwischen Kulturaffinität und Kulturkritik bewegte, wofür stellvertretend die Person Ernst Troeltschs steht, hatten alle Strömungen der Nachkriegstheologie die klare Entscheidung getroffen, die »Theologie nicht als Appendix zur allgemeinen Geistesgeschichte, sondern als ihr selbstständiges Gegenüber und Bezugspunkt« zu betrachten.¹³⁰ Dass die Nachkriegstheologien damit ebenfalls ihrer – sich nach 1919 dramatisch gewandelten – Geisteskultur entsprachen und dadurch genau jenen »Irrweg« einer Zeitadaption der Theologie wiederholten, den sie der Vorkriegstheologie vorwarfen, wird daran deutlich, dass sich die Kirchen mehrheitlich in Opposition zur Weimarer Republik brachten, wie Klaus Tanner bemerkte: »[I]n der einseitigen Begeisterung für die Bekennende Kirche nach 1933 [wird] häufig übersehen, daß die Geschichte des politischen Widerstands der Kirche schon 1919 beginnt. Mit

128 Vgl. Anselm: Zweireichelehre (wie Anm. 79), S. 778.

129 Vgl. a.a.O., S. 777.

130 Karlmann Beyschlag: Die Erlanger Theologie. Erlangen 1993, S. 154.

der Revolution von 1918/1919 wird die Kirche ein Hort der Gegenrevolution.«¹³¹

Bereits in den 1920er Jahren hatten prominente liberale Theologen wie Otto Baumgarten oder Wilhelm Schubring darauf hingewiesen, dass die kultukritische Potenz der Nachkriegstheologien, wie sie in dialektischer Theologie oder Neuluthertum zum Tragen kam, genauso dem Zeitgeist einer nach 1919 anti-historistischen Kultur folgten, wie die liberale Theologie umgekehrt dem historistischen Zeitgeist vor dem Krieg entsprochen hatte. Anders als es vor dem Krieg z.B. in Troeltsch zum Ausdruck kommt, fehlte den Nachkriegstheologien aber noch ein vergleichbares selbstkritisches Element einer kontextuellen Einordnung ihrer selbst in die zeitgenössische Geisteskultur. Das ist kein Zufall, war doch das Bewusstsein, sowohl von dialektischer Theologie als auch Neuluthertum, gerade durch die dezidierte Kritik ihrer Zeit gekennzeichnet. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dieses Selbstbild durch die Bekennende Kirche fortgeschrieben.

Als apologetisches Konzept verstanden, konnte die Zweireichelehre also zu einer – wenngleich selbstkritisch reflektierten – Selbststimmung der Religion in die Zeitkultur führen, wie es vor dem Ersten Weltkrieg durch die liberale Theologie zum Ausdruck kommt, und nach 1919 in die Bejahung der Weimarer Republik münden. Als krisentheologisches Konzept verstanden, konnte die Zweireichelehre hingegen zur Ablehnung von Staat oder Demokratie durchaus herangezogen werden, wie es nach 1919 (vor allem) durch Neuluthertum und teilweise durch religiöse Sozialisten erfolgte. Die Zweireichelehre konnte man also auf sehr verschiedene Art und Weise für sich deuten und in Anspruch nehmen, ohne dass sich aus ihr eine eindeutige politische Handlungsweise ableitete hätte. Gerade das Fehlen einer klaren und systematisch ausgearbeiteten »Lehre« verunmöglicht daher eindeutige historische Zuweisungen in die eine oder andere Richtung,¹³² was auch auf die theologiegeschichtlich recht späte Entstehung der Zweireichelehre zurückgeführt werden kann. Festzuhalten bleibt, dass trotz der Differenz in der unterschiedlichen Motivation auch die Überlegungen der liberalen Theologie in den theologiegeschichtlichen Diskurs über Entstehung und Erarbeitung von Konzepten zur Zweireichelehre einbezogen werden müssen.

Die Zweireichelehre galt also, wie beschrieben, lange Zeit als typisches Merkmal der Krisentheologie nach dem Weltkrieg, als konfrontative Reaktion auf die liberale Theologie und als »Zuwendung zur ethisch-politischen Problem-

131 Klaus Tanner: Politischer Protestantismus in den deutschen Republiken. In: Walter Sparn (Hrsg.): Wieviel Religion braucht der deutsche Staat? Politisches Christentum zwischen Reaktion und Revolution. Gütersloh 1992, S. 51.

132 Vgl. Anselm: Zweireichelehre (wie Anm. 79), S. 780.

welt der eigenen krisenhaften Gegenwart«.¹³³ Der deutschnationalen Theologe Emanuel Hirsch schrieb 1934, »[a]ller jungen evangelischen Theologie gemeinsam gewesen ist die Entgegenseitung gegen den Kulturprotestantismus«. Hirsch hielt für theologischen Konsens, dass die kulturprotestantische »Verschmelzung von Gottesreich und Reich der bürgerlichen Kultur [...] der neutestamentlichen Entgegenseitung des gegenwärtigen und des kommenden Äon und der reformatorischen Lehre von den zwei Reichen gleichermaßen widersprach«,¹³⁴ und brachte damit eine über die einzelnen theologischen Richtungen der Nachkriegstheologien weit verbreitete Grundüberzeugung zum Ausdruck. Erst in jüngerer Zeit wird eingeräumt, dass auch Vertreter der liberalen Theologie zu den Vorläufern der Zweireichelehre gehören, also ausgerechnet jene Protagonisten einer als überwunden geglaubten vermeintlichen Irrlehre.¹³⁵

Möglicherweise hat sich der eigentlich auf Kultursynthese bedachte Kulturprotestantismus durch den theologischen Einbezug der lutherisch und neukan-tianisch vermittelten Eigengesetzlichkeit tatsächlich zu einem Vorläufer der späteren Zweireichelehre entwickelt.¹³⁶ Das kann nicht sonderlich verwundern, denn »[d]er Kulturprotestantismus ist Krisentheologie seiner Zeit«.¹³⁷ Dementsprechend ist auch Naumann ein Krisentheologe bzw. Exponent einer »Theologie der Krise«. Dies lässt sich an der »Scheidung der Gebiete« nicht zuletzt darum exemplarisch besonders gut ablesen, weil gerade die »Thematierung der Problematik der Eigengesetzlichkeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts«, die Naumanns »Scheidung« zugrunde liegt, »historisch gesehen Ausdruck einer Wertkrise« darstellt.¹³⁸ Wenn immer wieder zu lesen ist, Friedrich Naumann sei ein »Wilhelminer«¹³⁹ gewesen, dann muss dies dahingehend präzisiert werden, dass Naumann vor allem den modernistischen und fortschrittsaffinen Aspekt des wilhelminischen Zeitalters verkörpert.¹⁴⁰ Das gilt auch für sein durch die »Scheidung der Gebiete« zum Ausdruck kommendes Krisenbewusstsein.

133 Hans-Joachim Birkner: Kulturprotestantismus und Zweireichelehre. In: Hasselmann: Gottes Wirken (wie Anm. 33), S. 81.

134 Emanuel Hirsch: Die gegenwärtige geistige Lage im Spiegel philosophischer und theologischer Besinnung. Göttingen 1934, S. 112.

135 Birkner: Kulturprotestantismus (wie Anm. 133), S. 83.

136 A.a.O., S. 91.

137 Ruddies: Barth und die Liberale Theologie (wie Anm. 2), S. 13.

138 Honecker: Eigengesetzlichkeit (wie Anm. 53), S. 106.

139 So z.B. Jürgen Fröhlich: 100 Jahre danach, oder: Naumanns Aktualität in der Gegenwart. In: Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit (Hrsg.): Das Leben und Werk Friedrich Naumanns 1860–1919. Potsdam 2009, S. 47.

140 Vgl. Rüdiger vom Bruch: Einführung. In: ders. (Hrsg.): Naumann in seiner Zeit (wie Anm. 80), S. 2; Fesser: Naumann (wie Anm. 52), S. 405.

VII.

Naumanns Konzeption, die »Krisis der Kultur«¹⁴¹, vor der sich auch die Religion gestellt sieht, durch einen neukantianisch transformierten Rückgriff auf Luthers Zweireichelehre zu begegnen, ist also kein rein auf das 19. Jahrhundert beschränktes Konzept, sondern weist theologiegeschichtlich bereits weit in das 20. Jahrhundert hinein. Dieser Doppelcharakter ist laut Ruddies typisch für die zweite Generation der liberalen Theologie: »Mit dem Verhältnis zum Kulturprotestantismus schien das Verhältnis von Theologie, Kirche und Frömmigkeit gegenüber der modernen Welt insgesamt berührt, denn er schien die einzige Formation zu sein, mit der der Protestantismus einen Zusammenhang mit der Moderne haben kann, in dem zugleich die Differenz von Protestantismus und Kultur erhalten und gewahrt bleiben soll.«¹⁴² Die Kultur »ist nicht identisch mit dem in ihr aufringenden religiösen Leben«,¹⁴³ notierte Troeltsch 1906 und brachte darin das Krisenprogramm des Kulturprotestantismus auf den Punkt. Diese Selbstkritik ist eine der maßgeblichen Erkenntnisse der jüngeren liberalen Theologie¹⁴⁴: »Möglich, daß unserer Welt eine große Krisis droht«, mutmaßte Troeltsch daher 1907.¹⁴⁵ Friedrich Naumann ist samt seinem Umfeld somit ein typischer Vertreter einer Krisentheologie bzw. Umbruchszeitentheologie um 1900, sei es positiv oder auch als Negativschablone oder Feindbild. An ihm lässt sich ablesen, dass bereits die zweite Generation der liberalen Theologen in Struktur analogie zu einer Theologie der Krise steht.¹⁴⁶

Der vielleicht entscheidende Unterschied zwischen den theologischen Generationen vor und nach dem Ersten Weltkrieg ist also nicht das allgemeine Krisenbewusstsein für die Fehlentwicklungen der zeitgenössischen Geistesgeschichte, sondern dass die Theologie nach dem Weltkrieg unter »Krisentheologie« nicht lediglich ein Phänomen der Zeitgeschichte erkannte und den Ausdruck explizit als Selbstbezeichnung für eine gesamte theologische Generation wählte. Hier wurde »eine Kritik kritisch, die außerhalb der dialektischen Theologie theologisch auch präsent war, aber dort eben nicht zu dieser Krise führte«, wie Ruddies den Unterschied zwischen liberaler und dialektischer Theologie pointiert zusammenfasst.¹⁴⁷ Insofern wird nach dem Weltkrieg

141 Georg Simmel: Die Krisis der Kultur (1916). In: Ders.: Philosophische Kultur. Frankfurt am Main 2008. S. 1135–1150.

142 Ruddies: Barth und die Liberale Theologie (wie Anm. 2), S. 14.

143 Ernst Troeltsch: Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. München/Berlin²1911, S. 88.

144 Vgl. Tanner: Fromme Verstaatlichung (wie Anm. 23), S. 61.

145 Ernst Troeltsch: Das Wesen des modernen Geistes. In: Preußische Jahrbücher 128 (1907), S. 40.

146 Vgl. Graf: Kulturprotestantismus (wie Anm. 24), S. 21–77; Hübinger: Kulturprotestantismus und Politik (wie Anm. 15), S. 137.

147 Ruddies: Barth und die Liberale Theologie (wie Anm. 2), S. 268.

nicht nur das bereits zuvor allgegenwärtige Krisenbewusstsein¹⁴⁸ intensiviert, sondern dialektische Theologie und Luther-Renaissance markieren eine innovative Radikalisierung des Krisenbewusstseins der liberalen Theologie, das in ein völlig neues theologisches Programm umgemünzt wird. Gleichwohl ist das Verhältnis zwischen liberaler Theologie und den Nachkriegstheologien nicht nur von Diskontinuität, sondern auch von großer Kontinuität geprägt, wie beispielsweise an Selbstbezeugungen von Bultmann, Gogarten und Barth,¹⁴⁹ umgekehrt von Baumgarten¹⁵⁰ abgelesen werden kann.

Naumanns Verwerfung durch die Nachwelt beruht also auf verzerrten und polarisierten zeitgenössischen Annahmen. Kulturprotestantismus und liberale Theologie müssen, ungeachtet der heftigen Abwehrreaktionen nach 1918, zu Vorläufern der Zweireichelehre gezählt werden, und zwar nicht nur »als Gegenstände pauschaler Distanznahme und Kritik«.¹⁵¹ Der Weltkrieg führte jedoch zum theologischen Epochentausch, der jede noch so anknüpfungswillige Vorkriegstheologie überforderte: »In der Verarbeitung der Kriegsniederlage und der ökonomischen Folgekrise erwies sich die liberale Säule dem Belastungsdruck, der durch die gegeneinandergerichteten Wertetafeln von politischer und intellektueller Revolution für das Bildungsbürgertum noch entscheidend verstärkt wurde, als nicht gewachsen.«¹⁵²

Die Interpretation wird dadurch erschwert, dass Naumann selbst keine einheitliche Richtlinie seiner Gedanken vorgibt: »[W]ir haben eine Welterkenntnis, die uns einen Gott der Macht und Stärke lehrt, der Tod und Schatten und Licht gleichzeitig versendet, und eine Offenbarung, einen Heilsglauben, der von demselben Gott sagt, daß er Vater sei.«¹⁵³ Zum Einen finden sich also Gedanken einer deistisch-liberalen Trennung von Gott und der Wirklichkeit. Solche Ideen finden sich in den »Briefen« vor allem im Mittelteil. Zum Anderen geht Naumann aber auch von einer starken Identifizierbarkeit von Gott mit der Welt, Natur, Geschichte oder dem Kampf ums Dasein aus, wie es eher im Anfangsteil und am Schluss der »Briefe« zum Ausdruck kommt.

Einmal erkennt er Gott notwendigerweise »im geordneten Gang der Dinge«¹⁵⁴, beschreibt die »Lebensverhältnisse selbst« als »gegebene Größen«,¹⁵⁵ und lässt darin sogar eine Nähe zur Natürlichen Theologie anklingen. Andererseits beschreibt er Jesus und die Offenbarung als »Gegenüber einer

148 Vgl. Tanner: Fromme Verstaatlichung (wie Anm. 23), S. 60.

149 Vgl. Rudolf Bultmann: Die liberale Theologie und die jüngste theologische Bewegung (1924). In: Ders.: Glauben und Verstehen I. Tübingen 1954, S. 1–25; Gogarten: Zwischen den Zeiten (wie Anm. 18), S. 374–378; Ruddies: Barth und die Liberale Theologie (wie Anm. 2), S. 145, S. 279.

150 Vgl. Brakelmann: Krieg und Gewissen (wie Anm. 61), S. 164f.

151 Birkner: Kulturprotestantismus (wie Anm. 133), S. 92.

152 Vgl. Hübinger: Kulturprotestantismus und Politik (wie Anm. 15), S. 312f.

153 Naumann: Briefe (wie Anm. 47), S. 72.

154 A.a.O., S. 38.

155 A.a.O., S. 85.

Welt voll Härte und Unreinigkeit«, so dass »diese Predigt nie auf[hört], dringend nötig und unentbehrlich zu sein«.¹⁵⁶ Naumann ist sich bewusst, dass es hier einen augenscheinlichen Widerspruch geben muss, nämlich zwischen einer Identifizierung von Gott und Welt einerseits und einer Diastase von Gott und Welt andererseits. Doch er gedenkt nicht, »dieses alte, harte Problem endgültig« aufzulösen: »Das ist ein Schmerz, Religion ohne Schmerz aber gibt es nicht, hat es nie gegeben.«¹⁵⁷ An dieser Stelle wird für Naumann also der »garstige, breite Graben« zwischen biblischer Offenbarung und Lebenswirklichkeit manifest. Dass dies ein anspruchsvolles Unterfangen darstellt, das einem Christenmenschen viel abverlangt, ist ihm dabei voll bewusst, »aber besser als die Last der halben Wahrheiten, deren Druck auch ich getragen habe«.¹⁵⁸ Faule Kompromisse kann es aus seiner Sicht nicht geben: »Entweder alles ist Liebe oder alles im Kampf.«¹⁵⁹

Zunächst erweckt Naumann den Eindruck, beide Ströme ließen nebeneinander: »Das Leben braucht beides, die gepanzerte Faust und die Hand Jesu, beides je nach Zeit und Ort.«¹⁶⁰ Doch findet er eine Klammer, aus dem Nebeneinander ein Ineinander zu machen: Die Zustimmung zu Staat und Welt findet für Naumann im Gang der Geschichte ihre historische Rechtfertigung. Bei aller Kritik und Distanz hat das Christentum »den Staat als solchen« weder beseitigen noch ändern wollen oder können. Diese »Geschichtstatsache« ermöglicht Naumann die theologische Zustimmung zu einem ordnenden Staatswesen,¹⁶¹ das die Existenz des Individuums nach außen und nach innen schützt, und damit dem Gedanken der Bruderliebe und Sittlichkeit aus sich selbst heraus entspricht. Gott, dessen Botschaft in die Seelen der Menschen Einzug gehalten hat, lässt die Welt und damit eine Grundlage der Staatsordnung historisch gewähren. Hierin lässt sich für Naumann eine indirekte Zustimmung Gottes herauslesen.

Das ermöglicht Naumann einerseits die Zustimmung zu einem sittlichen Staatswesen, das die Bruderliebe ermöglicht. Andererseits hält er genügend Distanz, um sich von einem unsittlichen Staatswesen distanzieren zu können. Solange Gott der Natur, der Kultur, dem Staat, der Welt nicht widerspricht, kann Naumann diesen Größen als Christ zustimmen. Das kritische Potenzial von Religion wird damit zwar keineswegs negiert,¹⁶² dient aber nicht als grundlegende ethische Handlungsmaxime.

Hierin wird einerseits deutlich, warum Naumann stets in der Gefahr steht, dem Missverständnis einer Identifizierung von Gott und Welt Vorschub zu

156 A.a.O., S. 67.

157 A.a.O., S. 72.

158 A.a.O., S. 66.

159 A.a.O., S. 73.

160 A.a.O., S. 74.

161 A.a.O., S. 82.

162 Vgl. Anm. 156; a.a.O., S. 67.

leisten. Den Vorwurf, dadurch den Gang der Geschichte, die »Geschichtstat-
sache« zum Maßstab seiner Theologie zu machen, kann er nicht wirkungsvoll
entkräften. Andererseits zeigt dies auch, warum Naumann als ehemals dezi-
nierter Anhänger des Kaisertums später ohne theologische Widersprüche die
Republik befürworten kann. Der Krieg und die Niederlage 1918 verdeutlich-
ten ihm die Krise der Kultur und ermöglichen ihm theologisch die Hinwen-
dung zur Weimarer Demokratie, vielleicht weil er in Tradition der alttesta-
mentlichen Prophetie die deutsche Niederlage auch als göttlichen Fingerzeig
zu verstehen vermochte, der ihm die Augen für neue politische Perspektiven
öffnen konnte. Naumanns Verständnis von Eigengesetzlichkeit allerdings
verhinderte jegliche theologisch-heilsgeschichtliche Verklärung der politisch-
militärischen Ereignisse als Offenbarung göttlichen Willens. Baumgarten
sprach 1917 hierfür treffend vom »Gehorsam gegen die Wirklichkeit«¹⁶³. Aus
theologiegeschichtlicher Sicht ist es also nachvollziehbar, warum sich gerade
so viele Kulturprotestanten aus dem Umfeld Naumanns 1919 in der ersten
Reihe der Demokraten wiederfanden, so z.B. Rade, Troeltsch¹⁶⁴ oder, gar
»zwingend«, Baumgarten¹⁶⁵: »Was Gottes Wille sei, erfährt das religiöse
Bewußtsein, wenn es sich auf die Wirklichkeit des Lebens und seiner
Geschichte einläßt.«¹⁶⁶ Seine theologische Welterkenntnis und die »kontin-
gente Betrachtung der Geschichtereignisse, auch und gerade im Welt-
krieg«¹⁶⁷ mussten Naumann 1919 also fast zwangsläufig in die DDP führen.
Für die Kulturprotestanten im Umfeld Naumanns ist »[d]ie Entscheidung für
den demokratischen Volksstaat [...] also nicht die Folge einer politischen Phi-
losophie, sondern die Konsequenz erlebter Geschichte«.¹⁶⁸

Naumann selber stellt die Formel auf, dass sich der »christliche Gedanke der
Bruderliebe« nur durch »die Grundlage der Staatsordnung verwirklichen«
lässt.¹⁶⁹ Von daher ist ein Staatswesen aus christlicher Sicht zumindest
solange zustimmungsfähig, als es die Ausübung der christlichen Bruderliebe
ermöglicht. Damit bleibt zwar der Gang der Geschichte und damit der Kampf
ums Dasein gleichwohl Naumanns Messlatte, führt aber gerade nicht zu einer
automatischen Zustimmung zu totalitären politischen Systemen, z.B. im
Sinne einer wörtlichen Interpretation der Bibelstelle in Römer 13. Denn auch
wenn Naumann Anlass bietet, ihm die Identifikation von Gott mit Welt, Natur

163 Otto Baumgarten: Christentum und Weltkrieg. Tübingen 1918, S. 130f; ders.: Kirchliche Chronik. April. In: Evangelische Freiheit 15 (1915), S. 143; ders.: Kirchliche Chronik. November. In: Evangelische Freiheit (1917), S. 358.

164 Vgl. Rudolf von Thadden: Protestantismus und Demokratie. In: Horst Renz/Friedrich Wilhelm Graf (Hrsg.): Protestantismus und Neuzeit. Gütersloh 1984, S. 114.

165 Brakelmann: Krieg und Gewissen (wie Anm. 61), S. 123.

166 A.a.O., S. 224.

167 A.a.O., S. 136.

168 A.a.O., S. 224.

169 Naumann: Briefe (wie Anm. 47), S. 81.

oder Geschichte vorzuwerfen, betont er stets die Notwendigkeit, beides aus-einanderzuhalten.

Das offensichtliche Nebeneinander eines Gottes, den man in Natur, in Geschichte, im Kampf ums Dasein erkennen kann, und eines Gottes der väterlichen Liebe, ist für Naumann Kennzeichen christlicher Existenz: »Man muß mit Wissen und Willen sich von der Unvereinbarkeit der Heilsgedanken und der Weltgedanken überzeugt haben, ehe man weiß, weshalb Jesus sterben mußte.«¹⁷⁰ Person und Predigt Jesu Christi bilden für Naumann also die Klammer zwischen einem Gott der Liebe und einem Gott der Macht, zwischen Evangelium und Welt. Naumann selber bleibt die Antwort auf die Zuordbarkeit beider letztlich schuldig.

Zusammengefasst kann man sagen: Naumann trennt zwar zwischen Gott und Welt im Sinne seiner beschriebenen deistisch-liberalen Interpretation der Zweireichelehre. Sofern Gott aber Natur, Geschichte, Kultur, etc. gewähren lässt, lässt sich für Naumann daraus die Zustimmung Gottes zum Gang der Dinge insoweit implizieren, dass ihm effektiv keine klare Abgrenzung mehr zu einer De-facto-Identifikation zwischen Gott und Welt gelingt. Obgleich Naumann gerade in der Nichtauflösbarkeit beider die Lösung sieht, macht ihn dies für kritische theologische Anfragen zwangsläufig umso anfälliger. Naumanns Bemühungen, die »Bewegungsfähigkeit der Gesellschaft« seiner krisenhaften Gegenwart zu erhalten und theologisch zu unterfüttern, lassen sich also nur »um den Preis mangelnder theoretischer Stringenz«¹⁷¹ angemessen und theologisch verantwortbar durchführen, wie er selber zugibt: »[N]icht als ob dieser Zustand der allein richtige wäre, aber es ist der für uns allein mögliche.«¹⁷²

Gleichwohl bleibt festzuhalten: Durch seine Interpretation der Zweireichelehre schlägt Naumann den Bogen zwischen der konfessionellen Theologie des 19. Jahrhunderts und der antihistoristischen Nachkriegstheologie des 20. Jahrhunderts, auch wenn andere und er sich selbst einseitig dem Kulturprotestantismus zurechnet.¹⁷³ Hätte die Theologie nach dem Ersten Weltkrieg die Türe für die Vorkriegsgeneration nicht so kategorisch zugehalten, hätten Naumanns Konzepte unter Umständen ein Vermittlungsmodell darstellen können, welches sowohl für den Kulturprotestantismus als auch für die theologischen Neuansätze nach dem Weltkrieg beiderseitig anschlussfähig gewesen wäre. Seine theologische Nähe zu Troeltsch und Harnack und sein eigener Ruf haben ihm dies verwehrt. Spekulationen hierüber sind angesichts Naumanns negativer Nachwirkung wenig zielführend, können aber dazu beitragen, die bis heute spürbaren theologischen Fronten der Zeit um 1919 zu relativieren

170 A.a.O., S. 74.

171 Ruddies: Barth und die Liberale Theologie (wie Anm. 2), S. 121.

172 Naumann: Briefe (wie Anm. 47), S. 22.

173 Vgl. Heuss: Naumann (wie Anm. 1), S. 506.

und Naumann theologiegeschichtlich sachgerechter einzuordnen, gerade als Theologen.

VIII.

Zum Abschluß ein Resümee in sechs Thesen.

- (1) Bereits die liberale Theologie um 1900 greift kulturkritische und antiliberalen Elemente auf und ist, vermittelt durch lutherische und neukantianische Elemente, von einem starken Krisenbewusstsein geprägt. Sie ist deshalb mit vollem Recht in der Rückschau und unter den Bedingungen ihrer Zeit bereits als eine »Theologie der Krise« zu bezeichnen, die nicht nur die – sich selbst abgrenzend als »Krisentheologien« definierenden – Nachkriegstheologien nach 1919 mehr oder weniger direkt vorbereitet, sondern in der »die gegenwärtige protestantische Theologie ihre Herkunftsgeschichte erkennen muß¹⁷⁴ und zugleich das theologische Reservoir darstellt, aus dem auch der politische Liberalismus schöpft.
- (2) Der Vorwurf der Kulturaffinität und des Verrats an den Zeitgeist, gerichtet an die Adresse der liberalen Theologie durch die nachfolgenden Generationen, erweist sich dann als zu einseitig, sofern das kulturkritische und konfliktorientierte Krisenprogramm der zweiten Generation der liberalen Theologie ignoriert wird.
- (3) Insofern die liberale Theologie ebenfalls als Krisentheologie zu qualifizieren ist, ist ihre einseitige Verwerfung theologisch genauso zu hinterfragen wie das einseitig negative Urteil über Friedrich Naumann durch die Nachwelt, welches vor allem Naumanns undistanzierter Verhältnisbestimmung von Theologie zu Imperialismus und Militarismus geschuldet ist und dabei zugleich andere Aspekte seiner Theologie überlagert, unter anderem seinen Beitrag zur zeitgenössischen kulturprotestantischen Krisentheologie.
- (4) Mit der »Scheidung der Gebiete« antizipiert Naumann, wenn auch in eigenwilliger Interpretation, das Konzept einer Zweireichelehre, das vor allem als Inbegriff einer Krisentheologie nach dem Ersten Weltkrieg bekannt ist. Dadurch schlägt Naumanns Theologie einen ideengeschichtlichen Bogen zwischen den Krisenphänomenen des 19. Jahrhunderts und ihren zeitgenössischen Lösungsansätzen einerseits, dem krisentheologischen Neuansatz der Zwischenkriegszeit im 20. Jahrhundert andererseits.
- (5) Die Zuordnung Friedrich Naumanns zu einer »Theologie der Krise« hilft dabei, ihn noch stärker als Theologen einer Transformationsepoke und als Mann des Übergangs zu würdigen, dessen Hinweise »auf verantwortliche

¹⁷⁴ Hans-Joachim Birkner: »Liberale Theologie«. In: Schmidt/Schwaiger: Kirchen und Liberalismus (wie Anm. 30), S. 39.

Gesellschaftsgestaltung [...] unverjährt« sind¹⁷⁵ und die Irritationspunkte des modernen, gläubigen Individuums in aller Deutlichkeit offenlegen. Naumanns Beiträge zum stets ambivalenten »Aufbruch in die Moderne« und deren Dialektik können daher auch der heutigen Theologie Anregungen zur Verarbeitung von Transformationsprozessen geben, zumal auch »die gegenwärtige Kulturkritik« wieder »eine starke antiliberale Stoßrichtung«¹⁷⁶ besitzt.

(6) Friedrich Naumann dekonstruiert und entblößt alle harmonistisch geprägten Weltbilder, die davon ausgehen, dass sich ethische und moralische Spannungen theologisch stets reibungslos auflösen lassen können. Gerade auch in der expliziten Anerkennung der Aporie und in der scheinbaren Ausweglosigkeit seiner Theologie liegt ein starker Hinweis auf die Bruchhaftigkeit und Ambivalenz von Theologie und Gegenwart in der Moderne, der bei Naumann so schonungslos deutlich wird wie bei kaum einem anderen seiner theologischen Zeitgenossen. Letztlich bildet sich darin auch die anthropologische Erkenntnis der Reformation vom »simul iustus et peccator« ab. Gleichzeitig nimmt Naumann dabei – gut liberal – jeden einzelnen Menschen in die unentzinnbare Pflicht, sich den Widersprüchen seiner theologisch-moralischen Existenz und seiner Zeit zu stellen.

175 Erich Thier: Art. Friedrich Naumann. In: RGG 4³(1960), Sp. 1384.

176 Hübinger: Kulturprotestantismus und Politik (wie Anm. 15), o.S. (Vorwort).

Jürgen Frölich

»Wirklich staatsmännisch veranlagter Kopf« oder eher »Prophet und Lehrmeister«? Friedrich Naumann als liberaler Politiker im Kaiserreich

Will man die Bedeutung von Friedrich Naumann als liberalen Politiker einschätzen, ist dies selbst dann nicht ganz einfach, wenn man sich wie im Folgenden auf die Zeit beschränkt, in der Naumann für den organisierten Liberalismus unter halbwegs »normalen« Bedingungen wirkte. »Normal« heißt dann, dass man den Fokus auf das Jahrzehnt vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs legt. Diese Beschränkung scheint nicht nur angesichts des knappen Zeitbudgets angebracht, sondern auch weil es wohl nicht nur aus Sicht des Autors die für die liberale Traditionsbildung wichtigste Epoche in der politischen Vita des Namensgebers für die »Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit« ist.

Denn auch für jene elf Jahre zwischen Naumanns Beitritt zum organisierten Liberalismus im Sommer 1903 und der Julikrise 1914, die die gesamte politische Entwicklung in Deutschland alsbald in völlig neue Bahnen werfen sollte, haben Urteil und Einschätzung des Politikers Friedrich Naumann schon unter den Zeitgenossen erheblich divergiert: So ist in einer Darstellung zur damaligen Parteienlandschaft von Naumann als einem »wirklich staatsmännisch veranlagte(n) Kopf« die Rede,¹ während Gustav Stresemann, zeitweise Sympathisant, dann auch politischer Konkurrent von Naumann, in seinem Nachruf ein Jahrzehnt später meinte: »Das Stärkere in ihm war der Prophet und Lehrmeister, das Schwächere der Politiker.«² Ganz folgerichtig bedauerte Stresemann, dass Naumann sich in die Niederungen der Parteipolitik begeben habe und nicht Verkünder und Vordenker der nationalsozialen Ideen geblieben sei.³

Aber nicht nur Zeitgenossen wie Stresemann, der sich nach 1918 zunächst gewissermaßen in Opposition zu Kurs und Zielen Naumanns befand, haben in den Jahren unmittelbar nach seinem Tod den Politiker Naumann kritisch

1 Chr(istian) Grotewold: Die Parteien des Deutschen Reichstags, Leipzig 1908, S. 173.

2 Gustav Stresemann: Friedrich Naumann. In: Ders.: Reden und Schriften. Politik-Geschichte-Literatur 1897-1926. Bd. 1 Leipzig 1926, S. 241-51, hier S. 242.

3 Ebd., S. 246 f.

gesehen. Selbst enge Weggefährten wie Theodor Heuss⁴ oder Hellmut von Gerlach⁵ kamen in der Zwischenkriegszeit zu einer eher ambivalenten Bilanz von Naumanns politischem Wirken, sicherlich nicht unbeeinflusst von der nicht gerade glänzenden Entwicklung des deutschen Liberalismus nach 1918.

Der letztgenannte Aspekt spielte auch für die lange Zeit »klassische« Darstellung zur Geschichte des Liberalismus hierzulande eine gewichtige Rolle, in der Naumann ebenfalls nicht nur gut weg kam: »Bei allem seinem Weitblick, seiner Rednergabe, seinem Fleiß und seiner Kenntnis war seine Begabung doch mehr theoretischer Natur.«⁶ Diese skeptische Sicht auf das Naumannsche Wirken setzte sich übrigens nach 1948 außerhalb der von Heuss nunmehr sehr positiv gepflegten Traditionslinie fort. Nicht überall wird dabei so weit gegangen wie bei Werner Conze – allerdings vor allem, aber nicht nur mit Bezug auf den Naumann der nationalsozialen Ära⁷ – und besonders bei dem amerikanischen Historiker Ralph Raico, der Naumann unterstellt, er habe der »Sache ihrer (gemeint: der Deutschen, J.F.) Freiheit keinen guten Dienst« erwiesen.⁸ Aber Skepsis gegenüber Naumanns politischer Konzeption und seinem parteipolitischen Agieren kann man auch finden in Thomas Nipperdeys sehr abwägender, inzwischen selbst schon wieder klassischer Darstellung des Kaiserreiches⁹ oder auch bei der bis jetzt letzten Naumann-Biographie von Peter Theiner, wo am Ende festgestellt wird: »Im Kaiserreich war für einen Imperialismus liberaler Prägung kein Platz.«¹⁰ Eine positivere Bilanz macht schließlich Dieter Langewiesche in seiner bis jetzt unerreichten Gesamtdarstellung zum deutschen Liberalismus auf.¹¹

4 »äußere Erfolge ... waren ihm versagt«, Theodor Heuss: Das war Friedrich Naumann. (1923) Ndr. Berlin-Wien 1974, S. 65.

5 »Ob er als Politiker groß gewesen ist, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Aber ein ganz Großer und ganz Reiner war er.« Helmut von Gerlach: Von rechts nach links. Hrsg. v. Emil Ludwig. Zürich 1937, S. 155.

6 Friedrich C. Sell: Die Tragödie des Deutschen Liberalismus. (1953) 2. Aufl. Baden-Baden 1981, S. 346.

7 Werner Conze; Friedrich Naumann. Grundlagen und Ansatz seiner Politik in der nationalsozialen Zeit. In: Walter Hubatsch (Hrsg.): Schicksalswege deutscher Vergangenheit. Düsseldorf 1950, S. 355-386, hier S. 386; Conze wendet sich übrigens mit dem liberalen Zeitgenossen Willy Hellpach gegen die »warm preisende« Sicht des anderen liberalen Zeitgenossen Theodor Heuss in dessen Naumann-Biographie, vgl. ebd. S. 355 sowie unten Anm. 37.

8 Ralph Raico: Die Partei der Freiheit. Studien zur Geschichte des deutschen Liberalismus. Stuttgart 1999, S. 261.

9 Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. II: Machtstaat vor der Demokratie. München 1992, S. 532 u. 535. Nipperdey war in den 1960er Jahren an der Herausgabe der Naumann-Werksausgabe beteiligt, vgl. Friedrich Naumann: Werke Bd. 4, Köln/Opladen 1964.

10 Peter Theiner: Sozialer Liberalismus und deutsche Weltpolitik. Friedrich Naumann im Wilhelminischen Deutschland (1860-1919). Baden-Baden 1983, S. 307.

11 Dieter Langewiesche: Liberalismus in Deutschland. Frankfurt/M. 1988, S. 221 f.

Obwohl natürlich Imperialismus und deutsche »Weltpolitik« einen wichtigen Platz in der politischen Konzeption Friedrich Naumanns einnahmen, soll sich hier vor allem – unter der Dichotomie vom »wirklich staatsmännisch veranlagten Kopf« und/oder »Prophet und Lehrmeister« – dargelegt werden, wie das »innenpolitische« Konzept von Naumann aussah und welche Folgen es in dem genannten Zeitraum hervorbrachte. Dazu werden mehr oder minder thesenartig sein politisches Grundverständnis und sein strategisches Konzept, die Situation des deutschen Liberalismus im Jahre 1903 und bei Ausbruch des Weltkrieges sowie die parteipolitischen Etappen dazwischen skizziert mit dem Ziel, am Ende eine neue Bilanz seines innen- bzw. parteipolitischen Wirkens ziehen zu können. Dass dieses für die Entwicklung des Liberalismus am Ausgang des Kaiserreiches bedeutsam gewesen ist, wird auch von den Naumann-Kritikern und -Skeptikern nicht bezweifelt.¹²

»Politik ist der Kampf um die Macht und den Einfluß im Staat.« Dies war einer der Kernsätze von Naumanns Rede auf dem letzten Vertretertag des Nationalsozialen Vereins Ende August 1903.¹³ Was heute eher als eine Binsenwahrheit erscheint, war damals zumindest aus liberaler Sicht doch schon aufsehenerregend. Denn viele liberale Politiker um die Jahrhundertwende dürften vermutlich ähnlich gedacht haben, öffentlich ausgesprochen haben sie es allerdings kaum: Weder im altehrwürdigen »Staatslexikon«¹⁴ noch in Eugen Richters »Politischem ABC-Buch«¹⁵ oder im »Handbuch der National-liberalen Partei«¹⁶ finden sich entsprechende Überlegungen, zumindest nicht an auffälliger Stelle; sie verzichten allesamt gänzlich auf die Stichworte »Macht« und »Politik«. Für Friedrich Naumann war diese Erkenntnis dagegen so wichtig, dass er damit seine Absicht begründete, die Eigenständigkeit des sieben Jahre zuvor von ihm gegründeten »Nationalsozialen Vereins« aufzugeben und diesen in der linksliberalen »Freisinnigen Vereinigung« aufzugehen zu lassen. Er selbst sah, nachdem der Nationalsoziale Verein zweimal bei Reichstags-Wahlen Schiffbruch erlitten hatte, darin keine politische Zukunft mehr, auch selbst dann nicht, wenn man sich aus dem parteipolitischen Kampf auf die Verbreitung von Ideen zurückziehen würde.¹⁷ Stattdessen wollte er nunmehr dazu beitragen, eine »freiheitliche bürgerliche Mit telgruppe« zu schaffen als Auffangbecken für »unsere deutsche Bildungswelt

12 Vgl. etwa Nipperdey (wie Anm. 9), S. 531 f., Stresemann (wie Anm. 2), S. 244 f.

13 Friedrich Naumann: Werke Bd. 5. Köln/Opladen 1964, S. 313.

14 Vgl. Das Staats-Lexikon. Encyclopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. Herausgegeben von Carl von Rotteck und Karl Theodor Welcker. Nachdruck der 2. Auflage Frankfurt/M. 1990, Bde. 8 und 10, hier bes. Bd. 10, S. 678 mit dem Verweis unter dem Stichwort »Politik« auf »Machiavelli« und »Staatswissenschaften«.

15 Eugen Richter: Politisches ABC-Buch. Ein Lexikon parlamentarischer Zeit- und Streitfragen. 7. Aufl. Berlin 1892; unter »Parteien, politische« wird nur auf die im Reichstag und Preußischen Abgeordnetenhaus vertretenen Fraktionen verwiesen, vgl. ebd., S. 272.

16 Politisches Handbuch der Nationalliberalen Partei. 2 Bde. Berlin 1907.

17 Naumann: Werke Bd. 5 (wie Anm. 13), S. 313.

und das Bürgertum«, die ansonsten der »politischen Indolenz« oder der »Reaktion« anheim fallen würden.¹⁸

Lassen wir einmal offen, ob Naumanns Anschluss an den organisierten Liberalismus 1903 ein folgerichtiger Entschluss war¹⁹ oder eher durch Verwerfung noch schlechterer Alternativen »gleichsam im Ausschlussverfahren« erfolgte.²⁰ Jedenfalls war Naumann seit dem Sommer 1903 offiziell Teil der recht heterogenen liberalen Bewegung. Unverzüglich ging er daran, für diese eine politische Strategie zu entwickeln. Dieser lag eine klare Analyse zur Situation des Parteiliberalismus in Deutschland um 1900 zugrunde: Im gleichen Jahr, als Naumanns Nationalsozialer Verein lediglich ein Reichstagsmandat gewonnen hatte, waren immerhin 87 Liberale in den Wallotbau eingezogen. Sie stellten damit bei einem Stimmenanteil von 23 % gut ein Fünftel der nach einem Mehrheitswahlrecht gewählten Abgeordneten.²¹

Allerdings verteilte sich diese auf den ersten Blick recht imposante Zahl auf drei Fraktionen und sie bedeutete gegenüber der vorhergehenden Wahl von 1898 einen Rückgang um rund ein Zehntel an Sitzen. Noch deutlicher wird die Dramatik der Lage durch den Vergleich mit der Situation gut drei Jahrzehnte zuvor in der sogenannten »liberalen Ära« des Kaiserreiches: Damals hatten die Liberalen zusammen bei einem Stimmenanteil von rund 40 % knapp die absolute Mehrheit im Parlament erzielt. Diese Mandatsmacht war bekanntlich nicht nur wegen der blockierten Parlamentarisierung des Kaiserreiches nicht richtig zum Tragen gekommen, sondern auch weil die Aufspaltung des Liberalismus in eine nationalliberale und eine freisinnige Strömung mehr als nur organisatorische Ursachen hatte. Dahinter standen auch tiefgreifende programmatische, konzeptionelle und geographische Unterschiede und Divergenzen, die sich im Laufe des Kaiserreichs zunächst eher vertieften, obwohl sich der politische Rückhalt des gesamten Liberalismus nicht verbesserte, im Gegenteil. Grosso modo kann man – wie allgemein bekannt ist – davon ausgehen, dass die Nationalliberalen eher eine regierungsnahe, häufig mit den Konservativen koalierende Partei darstellten, die Linksliberalen hingegen weit mehr eine oppositionelle Kraft.²²

18 Ebd., S. 315.

19 So meine Einschätzung, vgl. Jürgen Fröhlich: »... den nationalsozialen Gedanken auf den alt-liberalen Untergrund aufsetzen«. Neue Dokumente zur Verbindung zwischen Friedrich Naumann und der Familie von Schulze-Gaevernitz. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 22 (2010), S. 251–260, bes. S. 257 u. 260.

20 So Hans Cymorek: »Das Werden schon erleben, ehe es geworden ist«; Friedrich Naumann. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 15 (2003), S. 133–145, Zitat S. 136.

21 Vgl. hier und zum Folgenden die Tabelle bei Langewiesche: Liberalismus (wie Anm. 11), S. 308 f.

22 Vgl. zusammenfassend Ansgar Lauterbach: Zwischen Reform und Opposition. Zum politischen Selbstverständnis von National- und Fortschrittliberalen in der Ära Bismarck. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 19 (2007), S. 9–30.

Letztere litten allerdings zunehmend darunter, dass sie vor allem während der Ägide ihres langjährigen Frontmanns Eugen Richter eigentlich nur negative Koalitionen zur Verhinderung schließen konnten und sich deshalb politisch immer mehr isolierten. Richters Führungsstil hatte auch dazu geführt, dass sich die freisinnige Richtung des Liberalismus Mitte der 1890er Jahre nochmals spaltete, so dass 1903 drei Fraktionen liberale Politik im Reichstag zu vertreten vorgaben, davon die Nationalliberale Partei als die bei weitem größte. Dann kam Richters Freisinnige Volkspartei, bei der auch die wenigen Abgeordneten der württembergischen Deutschen Volkspartei Unterschlupf gefunden hatten, und schließlich die Freisinnige Vereinigung, deren Führung Richter in tiefer Abneigung zugetan war.²³

Von den liberalen Verlusten hatte bekanntermaßen vor allem die Sozialdemokratie profitiert, die bis 1903 zur wälderstärksten Partei angewachsen war. Aufgrund der ungerechten Wahlkreiseinteilung verfügten aber Konservative und das katholische Zentrum über eine strukturelle Mehrheitsposition im Reichstag, die sie gerade wirtschafts- und finanzpolitisch vor allem im Sinne der groß-agrarischen Interessen auch entsprechend nutzten.

Friedrich Naumann hat sich immer wieder mit dieser – inzwischen gut erforschten – Entwicklung beschäftigt und seine dazu veröffentlichten Analysen mit Zahlen und Statistiken unterlegt.²⁴ Er sah, dass der »Gesamtliberalismus«²⁵ auf Reichsebene nach allen Seiten verloren hatte, insbesondere allerdings eben an die Sozialdemokratie; zugleich wollte Naumann aber bei den Liberalen immer noch ein hohes Potential ausmachen: »Wenn der Liberalismus als eine Einheit aufgefasst werden darf, würde er noch jetzt (gemeint ist 1908, J.F.) die zweite Stelle in den Wählerziffern einnehmen.«²⁶

Dieses Potential zu nutzen, dazu stellte er übrigens schon in nationalsozialer Zeit Überlegungen an. 1901 wurden die ersten Umrisse einer Strategie festgelegt und sogar von einem Delegiertentag des Nationalsozialen Vereins – wenn auch nach kontroverser Debatte²⁷ – verabschiedet. Die Kernpassage des Beschlusses lautete: »Eine Neubildung des Liberalismus in Deutschland kann nur erfolgen, wenn von den bürgerlich-liberalen Elementen die politische

23 Zu Richters Bedeutung für den Linkoliberalismus vgl. zuletzt Jürgen Frölich: Der linksliberale Freisinn – die Partei Eugen Richters? In: *Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung* 19 (2007), S. 31–46 u. Hans-Georg Fleck: Benevolenz, Missachtung, Misstrauen trotz »Schicksalsgemeinschaft«. Organisierter Liberalismus und sozialliberale Gesellschaftsreform zu Zeiten Eugen Richters. In: Ebd., S. 47–85.

24 Vgl. Friedrich Naumann: Die politischen Parteien. In: Ders.: Werke Bd. 4 (wie Anm. 9), S. 99–198, ders.: Der Niedergang des Liberalismus. In: Ebd., S. 215–236 u. ders.: Die Leidensgeschichte des deutschen Liberalismus. In: Ebd., S. 291–315.

25 Dieser Begriff trieb Naumann bereits seit einiger Zeit um, vgl. Frölich: Neue Dokumente (wie Anm. 19), S. 257 f. u. Theiner (wie Anm. 10), S. 109.

26 Naumann: Leidensgeschichte (wie Anm. 24), S. 303 f.

27 Protokoll über die Verhandlungen des Nationalsozialen Vereins (6. Vertretertag) zu Frankfurt am Main vom 29. September bis 2. Oktober 1901. Berlin o. J., S. 109–117.

Bewegung der Lohnarbeiter als zukünftige Grundlage der liberalen politischen Organisation anerkannt und die Machtpolitik des Deutschen Reiches als Bestandteil liberaler Gesamtpolitik begriffen wird. Beides ist nur möglich auf Grund einer volkswirtschaftlichen-industriellen, antiagrarischen Gesamtauf-fassung.«²⁸ Wenn man dazu noch den ersten dieser damaligen Leitsätze hinzunimmt, dann hatte man das Programm, welches Naumann ab 1903 in den Reihen der Liberalen verfolgen sollte. Seine Kernpunkte waren

- Unterstützung für die deutsche Weltpolitik,
- eine pro-industrielle und anti-agrarische Grundausrichtung,
- Neuformierung der liberalen Organisation(en),
- Gewinnung der Sozialdemokratie als Bündnis- und Koalitionspartner.

Alle diese Punkte waren aus unterschiedlichen Gründen unter den organisierten Liberalen alles andere als unumstritten und zwar nicht nur bei den beiden Flügelparteien, also bei den Nationalliberalen und Eugen Richters Volkspar-tei. Schon bei denen, die Naumanns Vorstellung noch am nächsten standen, also bei der Freisinnigen Vereinigung, herrschte keineswegs einmütige Begei-sterung über den Zuzug von Naumann und seiner nationalsozialen Mit-streiter.²⁹

Es spricht jedoch eher für den Politiker Naumann, dass er sich durch die inner- und außerparteilichen Widerstände nicht hat davon abhalten lassen, sein Kon-zept auszubauen und unermüdlich dafür zu werben. Man darf dabei nicht ver-gessen, dass Naumann zu dieser Zeit kurz nach der Jahrhundertwende weder über eine feste berufliche Anstellung noch ein politisches Mandat verfügte, sondern als freiberuflicher Publizist in nicht unwesentlicher Abhängigkeit von privaten Unterstützern lebte, zu denen allerdings einflussreiche Personen aus der geistigen und wirtschaftlichen Elite des Kaiserreichs gehörten wie Max Weber, Max Liebermann, Lujo Brentano oder Robert Bosch.³⁰ Naumann selbst hat sein politisches Konzept »als ein inhaltvolles langes Programm für weite Fristen hinaus« angesehen, das selbst bei seinen beiden wichtigsten Komponenten – der »Einigung der Liberalen« und dem »Zusammenhang zwi-schen Liberalismus und Sozialdemokratie« keine ganz schnellen Erfolge zei-gen würde.³¹

28 Ebd. S. 108; der letzte Satz wurde allerdings von den Delegierten verworfen, ebd. S. 117, vgl. auch Naumann: Niedergang (wie Anm. 24), S. 236.

29 Theiner (wie Anm. 10), S. 125 ff u. 133 f, Frölich (wie Anm. 19), S. 258.

30 Vgl. Frölich: Neue Dokumente (wie Anm. 19), S. 259 f, Ursula Krey: Der Naumann-Kreis – Charisma und politische Emanzipation. In: Rüdiger vom Bruch (Hrsg.): Friedrich Nau-mann in seiner Zeit. Berlin 2000, S. 115-147, hier S. 135 f.

31 Dritter Delegiertentag des Wahlvereins der Liberalen zu Frankfurt am Main 21. und 22. April 1908. Berlin-Schöneberg o. J., S. 47.

Zunächst war es offenbar wohl vor allem sein Einsatz, der Eindruck auf seine neuen freisinnigen Parteifreunde machte.³² Jedenfalls wurde seine Rede auf der Parteiversammlung Anfang 1905 mit »stürmischem Applaus« bedacht und er selbst in den Vorstand gewählt.³³ Das Jahr 1907 stellte dann eine wichtige, aus Naumanns Sicht überaus positive Zäsur da: Zum einen gelang es Naumann erstmals, für sich einen Sitz im Reichstag zu gewinnen. Er brachte dabei das Kunststück fertig, als erster Nichtschwabe in Württemberg gewählt zu werden und dabei noch in einem Wahlkreis, in dem der Liberalismus seit einem Jahrzehnt nicht einmal mehr in die Stichwahl gekommen war.³⁴ Obendrein war der Wahlkampf dort von Naumann und seinem »Wahlkampfmanager« Theodor Heuss gewissermaßen quer zur allgemeinen Frontstellung geführt worden. Denn während auf Reichsebene bei den sogenannten »Hottentottenwahlen« auf Anregung des Reichskanzlers Konservative und Liberale unter ausdrücklichem Einschluss des Freisinns als Verbündete gemeinsam gegen Zentrumspartei und Sozialdemokratie zu Felde zogen, sah Naumann im dritten württembergischen Wahlkreis die Konservativen als seine eigentlichen Gegner. Mit sozialdemokratischer Unterstützung gelang es ihm, sich in der Stichwahl durchzusetzen.³⁵

Und im Reichstag konnte der frischgebackene Abgeordnete sogleich miterleben, dass die drei linksliberal-freisinnigen Parteien, die ihren Mandatsanteil um ein Drittel hatten steigern können, eine Fraktionsgemeinschaft bildeten. Obendrein waren sie, nachdem Bülows Konzept bei den Wahlen aufgegangen war, Teil einer informellen Regierungskoalition – des sog. »Bülow-Blocks« – geworden. Ein nicht unerheblicher Schönheitsfehler aus Sicht Naumanns war allerdings, dass die Freisinnigen diese Koalition zwar mit Bassermann und den Nationalliberalen, aber eben nicht mit Bebels Sozialdemokraten, sondern obendrein mit den Konservativen eingingen, was erneut wie 1903 innerliberale Friktionen hervorrief und schließlich zum Austritt von Naumanns bis dahin engstem Verbündeten im freisinnigen Lager, nämlich des früheren Vorsitzenden der Freisinnigen Vereinigung Theodor Barth führte.

Naumann verteidigte diesen unerwarteten Rechts-Schwenk gegen die innerparteiliche Kritik, die nun von links kam, was seinem strategisch-politischen Talent durchaus zu Ehren gereicht: Denn erstens waren für ihn die Linkslibe-

- 32 Sein Engagement wurde im Rechenschaftsbericht besonders herausgestellt, vgl. Protokoll der Verhandlungen des Wahlvereins der Liberalen zu Berlin am 11. und 12. Februar 1905. Berlin o. J., S. 5.
- 33 Vgl. ebd. S. 15 u. 28.
- 34 Carl-Wilhelm Reibel (Bearb.): Handbuch der Reichstagswahlen 1890-1918. Bündnis-Ergebnisse-Kandidaten. 2 Bde. Düsseldorf 2007, S. 1211-1214.
- 35 Jürgen Frölich: Von Heilbronn in den Reichstag. Theodor Heuss, Friedrich Naumann und die »Hottentotten-Wahlen« in Heilbronn 1907. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 67 (2008), S. 353-366, hier S. 359-364.

ralen zum ersten Mal seit Bestehen des Kaiserreichs der Macht ein wirkliches Stück näher gekommen.³⁶ Und zweitens konnte über den »Bülow-Block« faktisch die von Naumann befürwortete Parlamentarisierung der Reichspolitik vorangetrieben werden, ein Ziel, das Naumann zu diesem Zeitpunkt noch nicht explizit, wohl aber implizit verfolgte, weil er von einer strukturellen Mehrheit für eine Koalition von Liberalen und Sozialdemokraten ausging.³⁷ Die knapp zweijährige Episode des »Bülow-Blocks« blieb – angesichts der Heterogenität der Block-Partner nicht ganz überraschend – weitgehend ohne konkrete Ergebnisse, was wohl eher von konservativer als von liberaler Seite als Erfolg ausgewiesen werden konnte. Immerhin gab es doch mit dem »Reichsverein gesetz« von 1908 ein allerdings nicht unumstrittenes Positivum aus liberaler Sicht, das Naumann dann auch als ein »Ganzes«, was »große Vorteile bietet und einen Fortschritt darstellt«, gegen innerparteiliche Kritiker wie Barth in Schutz nahm.³⁸

Dennoch hielt sich Naumanns Trauer sehr in Grenzen, als ein Jahr später der Bülow-Block über die Erbschaftssteuer auseinanderbrach und die Linksliberalen die Rolle einer die Regierung mitragenden Partei wieder an das Zentrum abgeben mussten. Im Gegenteil, Naumann sah sich dadurch eher wieder auf seine eigentliche Strategie verwiesen, da der Bruch des »Bülow-Blocks« an der richtigen Stelle, nämlich zwischen Konservativen und Nationalliberalen erfolgt sei. Daraus folgerte er: Was in der Finanzkommission des Reichstags durch Konservative und Zentrum überstimmt worden war, sei »die Zukunftsmehrheit von Bebel bis Bassermann. Seit langer Zeit steht dieser Block der Linken zum ersten Male handgreiflich vor der Bevölkerung.«³⁹

Dieser »Links«- oder »Großblock« wurde fortan ungeachtet aller innenpolitischen Wendungen und der Widerstände auf allen Seiten zur leitenden Perspektive seiner politischen Strategie. Das kostete viel Kraft, vor allem weil die beiden explizit genannten Flügelmänner dieses Konzeptes – die Vorsitzenden der Sozialdemokraten und Nationalliberalen – wenig Begeisterung für den Plan zeigten. Mitunter ergriffen auch Naumann schon mal resignative Anwandlungen, etwa als er 1910 angesichts der Taktiererei der potentiellen Bundesgenossen auf nationalliberaler und sozialdemokratischer Seite fragte:

36 Vgl. seine Rede auf dem 2. Delegiertentag der Freisinnigen Vereinigung 1907, zitiert In: Grotewold (wie Anm. 1), S. 200 ff und in: Die Hilfe 7 v. 14.4.1907, S. 229 f.

37 Vgl. Friedrich Naumann: Die politischen Parteien. In: Ders.: Werke Bd. 4 (wie Anm. 9), S. 140 u. Theodor Heuss; Friedrich Naumann. Der Mann – das Werk – die Zeit. 2. Aufl. Stuttgart/ Tübingen 1949, S. 248.

38 Naumann: Das Verein gesetz. In: Die Hilfe 14 v. 5.4.1908, S. 218, vgl. Dritter Delegiertentag des Wahlvereins der Liberalen zu Frankfurt am Main 21. und 22. April 1908. Berlin-Schöneberg o. J., S. 51 sowie die Einschätzungen bei Holger J. Tober: Deutscher Liberalismus und Sozialpolitik in der Ära des Wilhelminismus. Anschauungen der liberalen Parteien im parlamentarischen Entscheidungsprozeß und in der öffentlichen Diskussion. Husum 1999, S. 268.

39 Naumann: Die Entscheidung. In: Die Hilfe 14 v. 4.4.1909, S. 211.

»Man sage uns doch einmal, worauf sonst die Linke warten soll? Wozu betreiben wir denn Politik? Um zu räsonieren oder etwas zu erreichen?«⁴⁰

Im selben Jahr 1910 konnte Naumann zumindest in seinem engeren politischen Umfeld aber einen weiteren Triumph feiern: Die in der parlamentarischen Fraktionsgemeinschaft verbundenen Linksliberalen fanden nun auch verbandsorganisatorisch unter dem Dach der »Fortschrittlichen Volkspartei« zusammen. Mit dieser entstand für Naumann »vom Bodensee bis nach Ostpreußen und Friesland ... eine gemeinsame nationale Geschichte der Vorkämpfer der bürgerlichen Freiheit und des verfassungsmäßigen Rechtes«.⁴¹

Dies war zumindest ein wichtiger Etappensieg für Naumanns Konzept, auch wenn er intern nicht verhehlte, dass die neue Organisation nach seiner Vorstellung noch sehr an Schlagkraft zu wünschen übrig ließ.⁴² Letzteres machte sich 1912 bei der nächsten Reichstagswahl bemerkbar, als sowohl Links- als auch Nationalliberale wohl nicht nur hinter Naumanns Erwartungen zurückblieben.⁴³ Die Nationalliberalen gingen um 5 und der vereinte Freisinn um 7 Mandate zurück, obwohl gerade die Linksliberalen Stimmenzahl und –anteil nicht unerheblich, nämlich um ein Sechstel hatten steigern können. Zu den Verlusten zählte auch Naumanns Wahlkreis in Heilbronn, der an die Sozialdemokraten verloren ging, wobei Naumann ganz knapp am Einzug in die Stichwahl gescheitert war.⁴⁴ Großer Gewinner der Wahl insgesamt waren die Sozialdemokraten, die nun zur stärksten Fraktion im Reichstag aufstiegen.

Naumann stellte dann auch vor allem die gesamtpolitische Bedeutung dieser letzten Reichstagswahl im Kaiserreich heraus und kam alles in allem zu einem positiven Ergebnis, dass es nunmehr keine Mehrheit rechts des Liberalismus in Reichstag mehr gäbe: »Deshalb hat der große Sturm gegen rechts, als er nun doch kam, mich so erfreut, daß ich mein eigenes Wahlschicksal gern darüber vergessen habe.« Im Übrigen fühlte er sich insgesamt glänzend bestätigt: »Das, was ich vor zwölf Jahren in meinem Buch ‚Demokratie und Kaisertum‘ als Ziel der innerdeutschen Entwicklung dargestellt habe, steht vor der Tür.«⁴⁵

40 Naumann: Bassermann und Bebel. In: Die Hilfe 40 v. 9.10.1910, S. 654.

41 Friedrich Naumann: Fortschrittliche Volkspartei. In: Ders.: Werke Bd. 5. Köln/Opladen 1964, S. 448 f.

42 Vgl. Archiv des Liberalismus (ADL) N 109-35, Naumann an Gerhart von Schulze-Gaevertz, 5.12.1910: »Die Stimmung ist gut, aber die Organisation der Liberalen ist viel zu schlecht, um diese Stimmung ausnutzen zu können.«

43 Vgl. Der zweite Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei zu Mannheim, 5.-7. Oktober 1912. Berlin 1912, S. 11.

44 Er war vorher schon recht pessimistisch gewesen, vgl. Naumann an Gerhart v. Schulze-Gaevertz, 7.12.1911, ADL N 109-37, gab dann in der Stichwahl eine Empfehlung für den schließlich siegreichen sozialdemokratischen Kandidaten, Reibel (wie Anm. 34), S. 1213.

45 Naumann: Die deutsche Linke. In: Die Hilfe 5 v. 1.2.1912, S. 66.

Politisch richtig zum Tragen kam diese Koalitionsmöglichkeit im Reichstag eigentlich kaum in den letzten beiden Jahren vor Kriegsausbruch. Immerhin zeigte sich bei einem etwas kuriosen Vorgang, dass die Linksliberalen trotz allem dennoch politisch mehr Gewicht in die Wagschale einbringen konnten: Nach mehreren recht chaotisch verlaufenden Abstimmungen stellten sie im letzten Vorkriegs-Reichstag nicht nur erstmals den Parlamentspräsidenten, sondern auch seinen zweiten Stellvertreter, während der erste Vizepräsident aus den Reihen der Nationalliberalen kam.⁴⁶ Die neue parlamentarische Schlüsselrolle des Liberalismus war also doch mehr als nur eine Fata Morgana.

Und bei der Entscheidung über die neue Wehrvorlage wurde Mitte 1913 die von Naumann, der inzwischen über eine Nachwahl in Waldeck mit nationalliberaler Unterstützung wieder in den Reichstag eingezogen war,⁴⁷ gewünschte Koalition doch noch zumindest teilweise wirksam. Denn die für die Aufrüstung notwendige steuerliche Deckung wurde mit sozialdemokratischen Stimmen gegen die Rechte beschlossen, nachdem vorher Liberale und Zentrum die Truppenverstärkung durchgesetzt hatten. Das Ganze war damals politisch – wie Thomas Nipperdey gemeint hat – eine »Sensation«.⁴⁸

Schließlich fand sich Naumann dann in der berühmt-berüchtigten Zabern-Affäre zum Jahreswechsel 1913/14 auch auf der Seite der großen Mehrheit, die dem Reichskanzler das Misstrauen aussprach, zu der sich nicht ganz zu seiner Freude inzwischen auch das Zentrum gesellt hatte.⁴⁹ Es zeichnete sich nun also das ab, was dann im Laufe des Krieges und vor allem nach seinem Ende zu einer wirklichen innenpolitischen Perspektive wurde, Stichwort »Weimarer Koalition«.⁵⁰

Soweit war es damals aber noch nicht. Dennoch, als Naumann etwa zur gleichen Zeit Bilanz über sein Jahrzehnt bei den Liberalen zog, fiel diese durchaus positiv aus. Der Entschluss der Nationalsozialen zum Anschluss an den Liberalismus sei richtig gewesen und habe »segensreiche Folgen« gehabt.⁵¹ Friedrich Naumann selbst war also offenbar mit diesen zehn Jahren liberaler Politik überhaupt nicht unzufrieden.

Im Grunde genommen kann man ihm auch aus heutiger Sicht zustimmen. Blicken wir zunächst noch einmal auf das, was sich Naumann zur Jahrhun-

46 Vgl. Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789 Bd. 4: Strukturen und Krisen des Kaiserreiches. Stuttgart 1969, S. 325 ff sowie die geringe Begeisterung – nach Naumann hätten die Sozialdemokraten im Präsidium berücksichtigt werden müssen – in: Die Hilfe 11 v. 14.3.1912, S. 161, Das Reichstagspräsidium.

47 Vgl. Reibel (wie Anm. 34), S. 1462-66.

48 Nipperdey (wie Anm. 9), S. 754.

49 Vgl. Naumann: Der Volkswille. In: Die Hilfe 51 v. 18.12.1913, S. 803 u. ders: Die Reichstagsmehrheit. In: Die Hilfe Nr. 27 v. 3.7.1913, S. 418 ff.

50 So auch Langewiesche (wie Anm. 11), S. 227.

51 Friedrich Naumann: An die alten Nationalsozialen. In: Die Hilfe 35 v. 29.8.1913, S. 547.

dertwende vorgenommen hatte und vergleichen dies mit der Situation am Vorabend des Weltkrieges, so können wir eindeutig Veränderungen und auch Fortschritte aus liberaler Perspektive feststellen:

Zunächst einmal stand der Liberalismus insgesamt der deutschen Außen- und »Weltpolitik« weit aufgeschlossener gegenüber als zuvor die Linksliberalen in der Ära Richter, auch wenn dies heute als die eigentliche Hypothek der Ära Naumann im Liberalismus erscheint.⁵²

Zweitens war die Positionierung des gesamten Liberalismus zumindest auf Reichsebene eindeutig anti-agrarisch und anti-konservativ, auch wenn man aus wahlaktischen Gründen manchmal den Schulterschluss mit der Rechten suchte und auch wenn dies in der Nationalliberalen Partei alles andere als umstritten war.⁵³

Beim dritten Programmpunkt, der liberalen Organisation, waren sicherlich die klarsten Fortschritte erzielt worden: Nicht nur hatten die Linksliberalen zu organisatorischer Geschlossenheit gefunden, sie erzielten auch 1912 die bei weitem höchste Stimmenzahl im Kaiserreich, die Nationalliberalen immerhin noch die zweithöchste. Bei Nachwahlen konnte die Fortschrittliche Volkspartei ihre Mandatszahl noch steigern, so dass sie sich unmittelbar vor Kriegsende noch vor den Nationalliberalen als »drittstärkste Fraktion« im Reichstag sah.⁵⁴

Das Verhältnis zwischen beiden liberalen Richtungen war auch weit besser als ein Jahrzehnt zuvor, ein organisatorischer »Gesamtliberalismus« schien wirklich keine Chimäre mehr zu sein.⁵⁵

Dagegen war die Entwicklung hinsichtlich des vierten Programmpunktes eher ambivalent: Ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie war zwar partiell möglich, sogar – wie der »Großblock« in Baden zeigte – auch über aktuelle Anlässe hinaus. Aber der große Linksblock blieb doch noch Utopie, zu unterschiedlich waren die Positionen zwischen Liberalen und sozialdemokratischer Arbeiterbewegung, etwa in der Außenpolitik. Immerhin bestand er seit 1912 zumindest als rechnerische Möglichkeit, und allein das hatte augenscheinlich innenpolitische Folgen, wie sich etwa beim Kurs des Zentrums offenbarte. Übrigens sah sich Naumann nach Kriegsausbruch durch die sozialdemokratische Zustimmung zu den Kriegskrediten in seiner innenpolitischen Konzept-

52 Vgl. etwa Theiner (wie Anm. 10), S. 307, anders Stresemann (wie Anm. 2), S. 247, vgl. aber auch Naumanns Ausführungen über »Weltpolitik und Frieden« in: Der zweite Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei zu Mannheim, 5.-7. Oktober 1912. Berlin 1912, S. 78: »Eine Politik der Linken wird immer eine Politik des Friedens sein.«

53 Vgl. etwa Taschenbuch für Nationalliberale Wähler. Hrsg. vom Centralbureau der Nationalliberalen Partei Deutschland. Berlin 1911, S. 122 f.

54 Die Hilfe 31 v. 30.7.1914, S. 489.

55 Vgl. etwa ebd., S. 61 f. oder E. Rebmann: Politik vom nationalliberalen Standpunkte. In: Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung. Hrsg. v. D. Sarason. Leipzig/Berlin 1914, S. 28 sowie Alastair P. Thompson: Left Liberals, the State and Popular Politics in Wilhelmine Germany. Oxford/New York 2000, S. 306 f.

tion wiederum bestätigt, zumindest tat er so nach außen: »Kein Krieg ohne die zwei großen Mächte Demokratie und Kaisertum. ... Die Sozialdemokratie stellt sich mit beiden Füßen auf den Boden der Tatsachen und wird vaterländische Arbeiterbewegung. ... Das haben wir immer von ihr erwartet, aber wir wurden deshalb Träumer genannt.«⁵⁶ Auf alle Fälle war zu diesem Zeitpunkt das machtpolitische Gewicht der Liberalen viel größer als zu Beginn des Jahrhunderts, also gewissermaßen in Vor-Naumann-Zeiten.

Nicht nur gemessen an der eigenen Zielsetzung war Naumanns politisches Wirken also nicht ohne unbezweifelbare positive Folgen für den Liberalismus geblieben.⁵⁷ Dessen Gewicht hatte sich gewandelt und seine strategische Position war verbessert. Naumanns Konzept kann man demnach wohl nicht als verfehlt ansehen, zumal es sich für Gesinnungsfreunde und Wähler als attraktiv erwiesen hatte. Das allein hob ihn schon unter seinen liberalen Mitstreitern und innerparteilichen Konkurrenten hervor. Es war zudem vor allem seinem Einsatz zu verdanken, dass dieses Konzept einer neuen Positionierung des Liberalismus überhaupt in Angriff genommen worden war.

Hilfreich war dabei zweifellos, dass Naumann zumindest im persönlichen Umgang über Charisma verfügte. Und er wirkte dabei – etwa im Gegensatz zu Eugen Richter – sympathisch. Für beides gibt es zahllose zeitgenössische Zeugnisse.⁵⁸ Schließlich wird man auch seine parteipolitische Durchsetzungskraft nicht allzu gering ansetzen dürfen. Wir haben also ein Konzept, das beharrlich verfolgt und mit persönlicher Ausstrahlung umgesetzt wurde und schließlich entsprechende Erfolge in der gewünschten Richtung zeigte. Was soll man mehr von einem bürgerlichen Politiker verlangen, der weder Interessengruppen noch eigenen Wohlstand im Hintergrund hatte, sondern sich nur auf seine eigenen persönlichen Talente stützte?

Man braucht nun nicht so weit zu gehen wie der Zeitgenosse Oscar Stillich, für den Naumann »einer der befähigsten und großzügigsten unter den Vertretern des liberalen Gedankens der Gegenwart« war.⁵⁹ Zweifellos rachte Nau-

56 Die Hilfe 32 v. 6.8.1914, S. 508.

57 So auch Thompson (wie Anm. 55), S. 360: »in 1903 left liberals appeared condemned to the margins of German politics. ... Against this background the left liberal revival by 1914 was substantial.« Vgl. auch Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte Bd. III: Von der »Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1849–1914. München 1995, S. 1054, der der Fortschrittlichen Volkspartei «ein entwicklungsfähiges Potential» bescheinigt.

58 Vgl. Joachim Radkau: Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens. München/Wien 2005, S. 518 ff, Paul Rohrbach: Um des Teufels Handschrift. Zwei Menschenalter erlebter Weltgeschichte. Hamburg 1953, S. 15, Angelika Schaser: Helene Lange und Gertrud Bäumer. Eine politische Lebensgemeinschaft. Köln/Weimar 2000, S. 129 u. vor allem Hans Cymorek: Und das soll Naumann sein? Wege zu einer Biographie Friedrich Naumanns. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 14 (2002), S. 245–257, hier S. 245: »das Naumann-Erlebnis durchzieht in jeweils individueller Färbung die Erinnerungsliteratur einer ganzen Generation.«

59 Oscar Stillich: Die politischen Parteien in Deutschland. II. Der Liberalismus. Leipzig 1911, S. 330.

mann unter allen seinen liberalen Zeitgenossen am Vorabend des Weltkriegs heraus und stellte er zwar nicht formal, aber doch realiter die eigentliche Galionsfigur nicht nur des linken Liberalismus dar, auch dank mancher biographischer Zufälle: So waren Eugen Richter, Karl Schrader und Theodor Barth zu diesem Zeitpunkt tot; deren Nachfolger wie Otto Fischbeck, Ernst Müller-Meiningen, Hermann Pachnicke oder Otto Wiener reichten bei weitem nicht an Naumanns öffentliche Ausstrahlung heran; ihre Namen sind heute weitgehend vergessen. Blieben als einzige Konkurrenten noch die großen Führungsfiguren der süddeutschen Volkspartei – Friedrich Payer und Conrad Haussmann -, welche nun gerade 1907 Naumann den Weg in die erste Reihe der Politik geebnet hatten. Seine, Naumanns – spätere – Wahl zum ersten Vorsitzenden der DDP, die ein Jahr nach Kriegsende von der Parteibasis durchgedrückt wurde, war insofern durchaus folgerichtig.

Wenn es aber stimmt, dass Naumann die Galionsfigur des spätwilhelminischen Liberalismus war und dieser Liberalismus eine Art von Renaissance erlebte, dann kann man natürlich Naumanns Wirken für den Liberalismus weder als unheilvoll ansehen noch meinen, sein Wirken sei ohne äußere Erfolge geblieben. Vielleicht fällt es heute leichter, indem man aus einer längeren Perspektive heraus die historischen Aufs und Abs des Liberalismus in Deutschland besser überblicken kann und sich dabei eben nicht mehr an seiner nur vorübergehenden dominanten Rolle in der parteipolitischen Landschaft orientiert, wie dies die Beobachter im ersten Drittel und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts taten, Gewinne und Verluste des Liberalismus einzuschätzen.

Um nun aber nicht in eine mögliche Falle der Hagiographie zu tappen und Naumanns Schwächen völlig auszublenden, sei am Ende das Zitat eines anderen Zeitgenossen angeführt, dem hier uneingeschränkt zugestimmt werden kann: »Viele Dinge sehe ich heute anders als er, ... aber ich kann eigentlich nicht sagen, daß Naumann, seit ich seine Grenzen eher beurteilen kann, für mich kleiner geworden ist.«⁶⁰ Dies schrieb Theodor Heuss nicht etwa in seiner großen Naumann-Biographie, sondern mitten in der hier im Blickpunkt stehenden Epoche, nämlich im Juni 1911 an einen früheren Studienfreund, den Historiker Willy Andreas. Dieses Zitat lässt sich wohl sehr gut auf unsere Fragestellung nach der Bedeutung des Politikers Naumann übertragen, der immer beides – sowohl »staatsmännisch veranlagter Kopf« als auch »Lehrmeister« – war, in beiderlei Hinsicht durchaus nicht ohne Erfolg.

60 Theodor Heuss – Aufbruch im Kaiserreich. Briefe 1892-1917. Hrsg. u. bearb. von Frieder Günther. (= Stuttgarter Ausgabe. Briefe) München 2009, S. 311.

Philippe Alexandre

Ein früher Verständigungspolitiker? Friedrich Naumann und Frankreich

Am 14. November 1958, bei der ersten öffentlichen Veranstaltung der Friedrich-Naumann-Stiftung, erklärte Theodor Heuss: »Es wäre, glaube ich, verkrampft, eine kontinuierliche außenpolitische Konzeption Naumanns rekonstruieren zu wollen. Sicher ist dies, dass durch sein Grundgefühl als wichtigste Aufgabe die faire Bereinigung der Beziehung zu Frankreich ging; dort ist er gern gereist, hat sich menschlich wohlgefühlt, die politische Begegnung mit Jaurès hat ihn freudig gemacht.¹

Dieses Zeugnis von Theodor Heuss soll der Ausgangspunkt unserer Überlegungen sein. Der Name Friedrich Naumanns bleibt zwar in der Geschichtsschreibung mit den Machtkategorien der Zeit des Imperialismus eng verbunden; er gehörte in der frühen Zeit seiner publizistischen und politischen Karriere, d.h. in der Zeit, als er 1895 die Wochenschrift »Die Hilfe« und ein Jahr später den Nationalsozialen Verein ins Leben rief, zu den Wortführern einer Machtpolitik. Man stellt nun fest, dass Frankreich einen besonderen Platz in den Konzeptionen des Machtpolitikers Naumann einnahm. Erstens wünschte er – wie Theodor Heuss bezeugt – eine Verständigung und ein Zusammensehen mit Frankreich. Zweitens haben Frankreichs außenpolitische Erfolge seit 1904 eine nicht unbedeutende Rolle gespielt in dem Orientierungswandel, der sich in Naumanns außenpolitischen Vorstellungen bis 1914 vollzog. Zwar machte dieser Wandel aus ihm keinen Pazifisten; vergeblich versuchten eminente Vertreter der Friedensbewegung ihn für ihre Sache zu gewinnen; Naumann gehörte aber zu den deutschen linksliberalen Politikern, die am Vorabend des Ersten Weltkrieges an deutsch-französischen Parlamentarierkonferenzen teilnahmen und sich publizistisch für eine Verständigungspolitik nicht nur mit Frankreich, sondern auch mit England, einsetzten. Der Krieg sollte das Resultat dieser Ansätze zunichte machen.

1 Theodor Heuss: Friedrich Naumanns Erbe. Tübingen 1959, S. 37.

Der Imperialist der nationalsozialen Zeit

Schon bevor Max Weber in seiner Freiburger Rede von 1895 betonte, die Nation brauche Instinkt, Energie, Leidenschaft, hatte sich der soziale Pastor und »junge« Christlich-Soziale Naumann zum nationalen Machtstaat bekehrt². Der ›Kampf ums Dasein‹ – der darwinistisch geprägte Topos der Zeit – war der Gesichtspunkt, unter dem er die Geschichte und die internationales Beziehungen betrachtete; deshalb befürwortete er die Flottenpolitik, den Militarismus und die Kolonialexpansion. »Wir leben nun einmal in einem Zeitalter, wo die einzelnen Völker große Wirtschaftskörper sind«, schrieb er im März 1895, »und deshalb können wir uns der Möglichkeit nicht entziehen, dass es Gegensätze gibt, die nur mit Pulver und Blut ausgeglichen werden können. Es gibt Machtfragen, also brauchen wir Macht.«³

Diese unsentimentale Einstellung zu den weltpolitischen Problemen blieb bis zu seinem Tod von einer Ethik der Verantwortung gegenüber dem eigenen Volk geprägt. Im Kampf ums Dasein sei es, erklärte er damals, die Pflicht eines Volkes, sich zu erhalten, um so mehr, wenn es zu den »Weltvölkern« gehöre: »Die Verteilung der Welt steht auf der Tagesordnung. Wer dabei zu spät kommt, der muss sterben, weil er in späteren Jahrhunderten von den Kolossalmächten erdrückt werden wird.«⁴

Deshalb konnte er sich nicht zu den »Zukunftsträumen« des jungen bürgerlichen Pazifismus bekennen, der warnend und mahnend den Zusammenschluss der abendländischen Kulturwelt zu einer großen Einheit forderte. Naumann antwortete damals den Pazifisten: »Wir unsererseits halten es für verlorene Zeit, diesen Dingen nachzuhängen. Wir haben soviel zu tun, dass wir die Internationalität der Politik künftigen Geschlechtern sehr gern überlassen.«⁵

Naumann sollte aber nicht bei dieser ablehnenden Haltung bleiben. In dem schon erwähnten Einführungsvortrag von 1958 charakterisierte Theodor Heuss seinen politischen Mentor mit folgenden Worten: »Er ist [...] wie ein Seismograph dieser in aller Wirrung und häufigen Verkrampftheit reichen, schicksalsreichen Periode.«⁶ Man könnte hinzufügen: Naumann ging einerseits mit Sachlichkeit und ruhiger Überlegung an die Probleme, also auch an die außenpolitischen, heran. Was sein Denken aber eben auch kennzeichnet, ist der Gegensatz zwischen nationalem Ethos und untersuchender Vernunft.

2 Friedrich Naumann: »Wochenschau«. In: Die Hilfe, Nr. 28, 14.7.1895, S. 1-2.

3 N.[aumann], »Wochenschau«. In: Die Hilfe, Nr. 10, 10.3.1895, S. 1.

4 N.[aumann], »Wochenschau«. In: Die Hilfe, Nr. 13, 29.3.1896, S. 2.

5 N.[aumann], »Wochenschau«. In: Die Hilfe, Nr. 4, 27.1.1895, S. 1 f.

6 Theodor Heuss (wie Anm. 1), S. 14.

»Die faire Bereinigung der Beziehung zu Frankreich«

Diese Wesenszüge seines Temperaments sollten auch seine Konzeption der deutsch-französischen Beziehungen prägen. Einen »Anschluss« beider Völker im Interesse beider Seiten hielt Naumann für möglich. Diese Überzeugung gründete sich auf folgende Argumente: Deutschlands Sieg im Jahre 1871 habe Frankreich von seiner Höhe gestürzt, das Zarenreich sei für Frankreich kein zuverlässiger Verbündeter und letzteres habe mit Deutschland »einen gemeinsamen Gegner in der Weltgeschichte«; das »Herrenvolk des Welthandels«, das »englische Riesenreich«.⁷

Naumanns Verhältnis zu Frankreich beschränkte sich nicht auf diese politischen Überlegungen. Wiederholte er sich als Tourist und Beobachter im Nachbarland auf. Im Jahre 1900 besuchte er die Pariser Weltausstellung, 1907 war er in der Bretagne, reiste von Jersey nach Saint-Malo, besichtigte den Mont Saint-Michel, genoss erholsame Stunden am Strand, interessierte sich für die französische Gotik der Bretagne und der Normandie⁸. Drei Jahre später wählte er Südfrankreich, Avignon und Arles als Reiseziel⁹. Im Frühjahr 1914 unternahm er eine Reise nach Nord- und Mittelfrankreich, über die er unter dem Titel »Im Lande der Gotik« berichtete¹⁰.

Diese Reisen haben seine Wahrnehmung des Nachbarvolkes mit beeinflusst; sie waren auch jedesmal ein Anlass zu Berichten, in denen er seine Konzeption der deutsch-französischen Beziehungen näher bestimmte. Sein Besuch auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 bestärkte ihn in der Überzeugung, die Voraussetzungen für eine Annäherung mit Frankreich müssten geschaffen werden. Er meinte damals: »Zwischen uns und den Franzosen bestehen keine sehr tiefen Unterschiede, soweit es sich um Nordfranzosen handelt. [...] Wir sind trotz verschiedener Sprache und Geschichte im Grunde Glieder desselben Menschenschlages.« Dies schrieb er allerdings unter dem Eindruck, den die bunte Menge der aus allen Weltteilen kommenden Besucher und Teilnehmer der Ausstellung auf ihn machte.

Er fügte aber hinzu: »Unser älterer Bruder, der Franzose, ist von Haus aus talentvoller als wir, er hatte mehr Glück, mehr Glanz, mehr Liebe. Er besitzt noch heute den Ring, der die Menschen zwingt, ihm freundlich zu sein.« Naumann warf auch eine zentrale Frage auf, die ganz logisch aus dem Wunsch nach der Annäherung resultierte: Was konnten die Deutschen und die Franzo-

7 Friedrich Naumann: »Deutschland und Frankreich«. In: Die Hilfe, Nr. 5, 29.1.1899, S. 2 f.

8 Friedrich Naumann: Sonnenfahrten. Berlin 1907, S. 9-27: »In der Bretagne«.

9 Friedrich Naumann: Werke, 6. Band: Ästhetische Schriften, hrsg. von Heinz Ladendorf. Köln/Opladen 1969, S. 484-490: »IX. Reiseberichte: Avignon«; S. 491-500: »Arles«.

10 Friedrich Naumann: »Im Lande der Gotik«. In: Die Hilfe, Nr. 22, 28. 5.-Nr. 27, 2. 7. 1914. S. auch Im Lande der Gotik. Nordfranzösische Wanderungen. Berlin 1915, 47 S.; Werke, 6. Band: Ästhetische Schriften, S. 509-543: »Im Lande der Gotik«.

sen einander bringen? Nachdem die letzteren lange Zeit »Lehrmeister« und »Erzieher« für die Deutschen gewesen waren, schien nun die Zeit näher zu rücken, in der das Verhältnis des »geistigen Gebens und Nehmens« ein gegenseitiges werden würde. Naumann meinte, dass die Franzosen ihrerseits von der »festeren Konsequenz des Denkens« und vom technologischen Können der Deutschen etwas zu lernen hätten¹¹. Eines war für ihn sicher: Angesichts ihrer Leistungen waren die Deutschen Frankreich, der »ersten Kulturmacht des Kontinents«, ebenbürtig¹².

Ging er auf geopolitische Fragen ein, so sprach Naumann um die Jahrhundertwende im Gefühl einer deutschen Überlegenheit gegenüber dem schwächer gewordenen Frankreich, das nun als »Mittelmacht« um seinen Rang in der Welt ringen musste. Das Angelsachsenstum sah er in einem Niedergangsprözess begriffen, der eine neue Rollenverteilung in den internationalen Beziehungen mit sich bringen würde, und gerade deshalb war es seine Überzeugung, dass Deutschland von nun an eine führende Rolle in der Welt zu spielen habe. In Gedankengängen über Napoleon, den er als »den letzten, größten Vorkämpfer des Kontinentes gegen das Angelsachsenstum« betrachtete, bemerkte Naumann: »Wenn jemand imstande ist, seine Weltaufgabe fortzusetzen, so sind es die Deutschen, die gerade er zertreten hat, wie er konnte.«¹³ Den 18. Januar 1871, die Kaiserproklamation im Spiegelsaal des Versailler Schlosses, betrachtete er als eine entscheidende Wende, und ohne – wie er sagte – »einen herausfordernden Stolz« an den Tag zu legen und ohne »die Wunde vergrößern« zu wollen, gestand er: »Ein Gefühl eigenartiger Befriedigung ist es doch, dass das Stieffkind der europäischen Kulturfamilie endlich auch seine Ruhmestage hatte.«¹⁴ In dem 18. Januar 1871 sah er aber auch eine Warnung für die Herrschenden, die, meinte er implizit, aus dem Sturz Napoleons III. und dem Zusammenbruch Frankreichs eine Lektion ziehen sollten.

In jedem der »Pariser Briefe« kam Naumanns Überlegenheitsgefühl als Deutscher zum Ausdruck in Formulierungen, in denen er Topoi seiner Zeit wieder aufgriff. Indem er versuchte die Franzosen als Volk mit »italienische(em)« und »deutsche(m) Blut« zu charakterisieren. Und: »Das Franzosenstum als solches hat seine Grenzen. Man muss dieses Volk lieben. Es ist nett, edel, sittig. Aber die Macht des Hammers hat es nicht in den Händen. Es trank zu stark am Brunnen der Ethik.«¹⁵ Der »ethische Enthusiasmus der Franzosen« machte sie vergessen, so Naumann, dass in der Welt alles ›Kampf ums Dasein‹ ist. Als einen charakteristischen Repräsentanten dieses Idealismus betrachtete er den

11 Fr. Naumann: »Pariser Briefe. VI.«. In: Die Hilfe, Nr. 28, 1900, S. 5-6; hier S. 6.

12 Ebenda.

13 Friedrich Naumann: »Pariser Briefe. I.«. In: Die Hilfe, Nr. 23, 1900, S. 10-12; hier S. 11.

14 Ebenda.

15 »Pariser Briefe. VI.«. In: Die Hilfe, Nr. 28, 1900, S. 5-6; hier S. 5.

Sozialisten Jean Jaurès; bei ihm glaubte er die Ideen von Rousseau nachwirken zu sehen. Die »Macht des Hammers« hatten dagegen die Deutschen – im konkreten wie im übertragenen Sinne¹⁶.

Die Frage, ob Deutsche und Franzosen »aus der Entfremdung herauskommen« konnten, betrachtete er als eine »geistige Lebensfrage« für beide Völker:

»Sollten sie [die Franzosen] mit uns Einheit finden, sollten sie lernen, Deutschtum und Franzosentum als einen Kultukörper zu betrachten, so würde für sie und für uns der Umkreis des nationalen Seelenlebens ungeheuer erweitert. Wir ergänzen uns. Vorläufig aber trägt Paris noch seinen Kranz von Festungswällen im Blick auf uns. Die Zeit der Harmonie ist noch nicht da, aber wir hoffen, daß sie kommt.«¹⁷

Der Wandel in der außenpolitischen Orientierung 1904-1914 – war Friedrich Naumann ein Pazifist?

Solche Töne stehen im Kontrast zu dem »herausfordernd-aggressiven Tenor« von Naumanns Publizistik in der nationalsozialen Phase¹⁸. Nach dem Scheitern des Nationalsozialen Vereins wechselte er ins politische Lager des Linksliberalismus, was wohl zu einem Wandel in seinen außenpolitischen Konzeptionen beigetragen hat. Wenn er 1905 während der Marokkokrise noch die machtpolitische Option akzentuierte, so war es – nach Peter Theiner – aus takitischem Kalkül: Es galt, damit Teile der öffentlichen Meinung für den Liberalismus zu gewinnen¹⁹.

Der Wandel, der sich seit dieser Zeit bei Friedrich Naumann vollzog, lässt sich an einigen Fakten feststellen, unter anderem an seiner Reaktion, als August Niemanns Roman »Der Weltkrieg« erschien²⁰. In diesem Buch erkannte er, wie er in der »Hilfe« schrieb, eine »deutsch-nationale Protzenhaftigkeit«, die er als Symptom für »die kleinbürgerlich-nationale Illusion« einstufte, »die blind auf den Gegner losrennt, ohne seine Größe zu kennen«²¹.

Niemanns Roman erschien in der Zeit, als es Théophile Delcassé gelang, die Entente zwischen Frankreich und England in die Wege zu leiten. Naumann zeigte sich beeindruckt von der Energie und den diplomatischen Erfolgen des französischen Außenministers, den er 1900 in Paris in der Kammer gehört

16 »Pariser Briefe. IX.«. In: Die Hilfe, Nr. 31, 1900, S. 10-11. Dieser Artikel ist der Maschinendienstabteilung der Pariser Weltausstellung gewidmet.

17 »Pariser Briefe. VI.«. In: Die Hilfe, Nr. 28, 1900, S. 5-6; hier S. 6.

18 Peter Theiner: Sozialer Liberalismus und deutsche Weltpolitik. Friedrich Naumann im Wilhelminischen Deutschland (1860-1919). Baden-Baden 1983, S. 217-223.

19 Ebenda, S. 218.

20 August Niemann: Der Weltkrieg. Deutsche Träume. Berlin 1904, 386 S.

21 Die Hilfe, Nr. 34, 21. August 1904, S. 3. Zitiert von Theiner (wie Anm. 18), S. 218.

hatte. Das Jahr 1904 schien zunächst die bisherige Konstellation des europäischen Kräftespiels in Frage zu stellen: Russland hatte den Krieg gegen Japan verloren, Deutschland sein Heer verstärkt. Die Entente mit England und der erfolgreiche Besuch des Präsidenten der Republik Émile Loubet in Italien bewahrten aber Frankreich vor einer Isolierung.

Die französisch-englische Annäherung von 1904, die eine Verschlechterung der außenpolitischen Situation des Deutschen Reiches bedeutete, beunruhigte Naumann. Was er 1906, im Gedenkjahr des Zusammenbruchs des alten Reiches, über Napoleon und das »napoleonische Frankreich« schrieb, zeugt von der pessimistischen Grundhaltung, mit der er die Zukunft seines Vaterlandes ins Auge fasste. Nach den außenpolitischen Erfolgen, die Frankreich wiederholten Krisen zum Trotz erzielte, klangen seine Betrachtungen über das Nachbarvolk wie ein Appell an die deutschen Regierenden. Wollten diese die Lebensinteressen ihrer Nation im internationalen Kräftespiel wahrnehmen, so mussten sie sich fähig zeigen, meinte Naumann, »den Willen und die Phantasie der Masse den Machtproblemen der Nation näher zu bringen« und die Entwicklung einer »demokratischen Nationalstimmung« zu ermöglichen²². Die Weltpolitik des Reichskanzlers von Bülow betrachtete er – wie viele im Naumann-Kreis – mit zunehmender Besorgnis, und diese Unruhe wurde um so größer, als das Parlament und die öffentliche Meinung nur wenig von der »Geheimkrämerei« der Diplomaten erfuhr. Daraus resultierte eine Vertrauenskrise, die das Deutsche Reich schwächte. Diplomatie, betonte Naumann im Jahre 1904, erforderne nicht nur »Technik«, sondern auch »Instinkt«; »eine instinktive, unmittelbare Wirkung des Selbsterhaltungstriebes der Nation soll im Staatsmann vorhanden sein.«²³

Nach den Erfolgen des französischen Außenministers Delcassé musste er feststellen: »Frankreich steht jetzt so gut da wie seit Jahrzehnten nicht«;²⁴ »Verschiebungen« seien eingetreten, »die uns benachteiligt haben«. Diese neue Situation bestärkte bei ihm die Angst vor einer Koalition der Weltmächte gegen Deutschland, eine Angst, die fast zur Besessenheit geworden war. »Was wir sehen, schrieb er damals, »ist, daß sich ein gemeinsames Vorgehen der Weltmächte anbahnt, dessen Ziel gar kein anderes sein kann, als Deutschlands Demütigung, sobald dazu der Zeitpunkt geeignet erscheint.« Naumann war überzeugt – viele seiner Zeitgenossen teilten diese Überzeugung –, dass dem »unbequemen« Deutschland eine Isolierung drohte.

»Und wer wird uns helfen wollen? Gern hilft uns niemand, nicht nur weil jede politische Macht ihre berechtigte Selbstsucht hat, sondern auch weil unsere Nation es

22 Fr. Naumann: »Napoleon. II.«, In: Die Hilfe, Nr. 48, 2.12.1906, S. 2-3; »Napoleon. III.«, In: Die Hilfe, Nr. 49, 9.12.1906, S. 6 f.

23 Naumann: »Bülow's Weltpolitik«, In: Die Hilfe, Nr. 19, 8.5.1904, S. 2-3; hier S. 2.

24 Ebd., der Satz ist durch Sperrdruck hervorgehoben.

so gar wenig versteht, sich die Sympathie der Nachbarn zu erwerben. Das ist nicht Schuld mangelnder Höflichkeit. An dieser haben es weder der Kaiser noch sein Kanzler fehlen lassen, es liegt viel tiefer. Wir sind den anderen unbequem als Konkurrenten und wir erwecken nirgends das Gefühl, dass es eine Freude sein könne, mit uns geschichtliche Gemeinschaft zu haben. Das ist traurig zu sagen, aber es ist leider doch wahr.«²⁵

Diese Äußerung allein zeigt, dass Naumann auf seine Weise auch Gefühlspolitiker sein konnte, dass der Wandel in seinen außenpolitischen Optionen nicht ein gradelänger sein konnte. Peter Theiner hat Recht, wenn er meint: »Gewissermaßen zähnekirschen und resigniert, aber doch unmissverständlich plädierte er nun für einen defensiv bestimmten außenpolitischen Kurs.«²⁶ Während der Agadirkrise hielt »Die Hilfe« 1911 einen gemäßigten Ton für angebracht und warnte vor einer unnützen und gefährlichen Aufregung:

»Nur unsere nationalistischen Überpatrioten und Militärlieferanten können nicht an sich halten, und es ist geradezu unverantwortlich, daß sie schon wieder nicht mehr und nicht weniger an die Wand malen als den Krieg mit Frankreich. Reicht es nicht, daß sie sich mit vorschnellen Resolutionen lächerlich machen, ist es wirklich notwendig, das deutsche Volk zu beunruhigen, das nicht in der Ferne daran denkt, zu Kriegsgefühlen aufgepeitscht zu werden, ist es nicht in höchstem Maße töricht, gerade in solchem Augenblick d[as] Verhalten der Regierung als ›feig und schwächlich‹ zu desavouieren, weil diese Regierung, im Gefühl der militärischen Kraft, einstweilen vernünftig zu schweigen weiß?«²⁷

Naumann beschäftigte sich in diesem Zusammenhang mit der Frage des Friedens in Europa. Wie sollte dieser Friede herbeigeführt werden? Zwei Modelle waren möglich. Ein Zustand des dauernden Friedens könnte eintreten, wenn eine Macht den anderen so überlegen wäre und ihre Überlegenheit mit so viel Mäßigung auszuüben verstände, dass sie dauernd in der Lage wäre, den Frieden zu diktieren, denn der Friede sei nur durch Zwang herzustellen; beim jetzigen Gleichgewicht der Mächte sei dies aber nicht zu erwarten²⁸. Die Alternative lautete: Die Staaten könnten – wie industrielle Syndikate – »Abrüstungsverträge« und Verträge zur Verminderung ihrer Gegensätze schließen.

25 Naumann: »Bülow's Weltpolitik« (wie Anm. 23).

26 Theiner (wie Anm. 18), S. 219.

27 »Politische Notizen. Marokko.« In: Die Hilfe, Nr. 18, 4.5.1911, S. 273. Der Publizist Paul Rohrbach, ein früherer Redakteur und regelmäßiger Mitarbeiter der »Hilfe«, empfahl damals »ruhig Blut in Marokko«; dieses Gebiet war seiner Ansicht nach kein »geeignetes Objekt für die politische Ausdehnung Deutschlands« und es lag nicht »auf dem Wege zu irgendwelchen Gegenden der Welt, nach denen wahre Lebensnerven Deutschlands hin[ie]fen«. Paul Rohrbach: »Ruhig Blut in Marokko!«. In: Die Hilfe, Nr. 20, 18.5.1911, S. 307-308.

28 Friedrich Naumann: »Der Zwang zum Frieden«. In: Neue Hamburger Zeitung, 24.4.1912 und Die Hilfe, 25.4.1912. S. auch Lang: »Der Zwang zum Frieden«. In: Die Friedens-Warte, Juli 1912, S. 267.

Diese Überlegungen sowie weitere Artikel Naumanns, die den »Zwang zum Frieden« betonten, genügten bei weitem nicht, um aus ihm einen Pazifisten zu machen. Der österreichische Publizist Alfred Fried, der 1911 den Friedensnobelpreis erhielt, versuchte – aber vergeblich – ihn für die Sache des Pazifismus zu gewinnen. Um das Verhältnis zwischen Naumann und der Friedensbewegung zu charakterisieren, kann man nur – so Peter Theiner – von »gelegentlichen gedanklichen Berührungspunkten«²⁹ sprechen.

Die »Friedens-Warte«, das Hauptorgan der Friedensbewegung in Deutschland, verfolgte mit Aufmerksamkeit den Wandel, der sich bei dem liberalen Politiker vollzog. Nach der Veröffentlichung eines Berichts Naumanns über eine Studienreise von Reichstagsabgeordneten zu den deutschen Hauptkriegs- und Handelshäfen schrieb Alfred Fried in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift.

»Wir, die wir Naumann seit langem schon langsam, aber in gerader Linie auf uns zukommen sehen, mußten hoffen, dass er uns in dieser Schrift um ein gut Teil näher kommen wird. Es scheint fast, dass es so ist; aber zur ausgesprochenen Annäherung ist es dabei nicht gekommen. Dazu hat Naumann die Probleme des Pazifismus noch zu wenig studiert. Er schwimmt noch zu sehr an der Oberfläche. Er laboriert noch zu sehr mit Schlagworten und Sammelbegriffen, die der wissenschaftliche Pazifismus bereits zu Präzisionswerkzeugen ausgestaltet hat. [...]«³⁰

Im Mai 1911 begrüßte die »Friedens-Warte« Überlegungen von Naumann über die Methode, mit der man die Abrüstungsfrage lösen könnte; sie bezeichnete seinen Artikel als »eines der erfreulichsten literarischen Produkte, die uns [Pazifisten, Ph. A.] in der deutschen Presse in letzter Zeit zu Gesicht gekommen sind«³¹. In einer Rede vom 30. März hatte der Reichskanzler Bethmann Hollweg die Abrüstungsverträge mit dem Abschluss industrieller Verträge verglichen; der Herausgeber der »Hilfe« stimmte ihm zu.

»Das Syndikat ist die Grundform der Gegenwart. Es bedeutet die Überwindung von Konkurrenz ohne formelle Beseitigung der Selbständigkeit. Selbständige (souveräne) Einzelunternehmer schließen Verträge über die Verminderung ihrer Gegensätze. Solange diese Verträge bestehen, sind sie gebunden. Ihre Selbständigkeit wird erst wieder frei, wenn die Verträge abgelaufen sind. Dann aber ist inzwischen der ganze Betrieb so sehr auf Vertragsformen eingerichtet, dass es die einzelnen nicht mehr vertragen, für sich allein zu existieren.«³²

29 Peter Theiner (wie Anm. 18), S. 221.

30 A. H. F. (Alfred Hermann Fried): »Friedrich Naumann, Die Reichsmarinefahrt; das Verkehrsschiff; das Kriegsschiff; die Werften; Küsten und Kanal; Geldfragen. Berlin: Buchverlag der ›Hilfe‹ 1910« (Rezension). In: Die Friedens-Warte, Nov. 1910, S. 217-218.

31 [Anonymer Verfasser]: »Rüstungsproblem. Friedrich Naumann über das Rüstungssyndikat«. In: Die Friedens-Warte, Mai 1911, S. 148-149. Es handelt sich hier um eine Rezension eines Artikels, der unter dem Titel »Das Rüstungssyndikat« in der »Hilfe« vom 6. April 1911, S. 210-211, erschienen war.

32 Ebenda.

Dieser Artikel zeugt davon, dass der Imperialist Naumann sich Gedanken machte über die Art und Weise, wie die »beständige Kriegsgefahr« ausgeschlossen werden konnte. »Der Zweck des Vertragssystems ist die zeitweise Ausschließung dieser Gefahr bis auf vorher bestimmte Ablaufstermine, ähnlich wie beim System der Handelsverträge.«³³ Diese Diskussion fand statt, kurz bevor die zweite Marokkokrise ihren Höhepunkt erreichte.

Der große Unterschied zwischen Naumann und den Pazifisten war, dass er bei der Feststellung des bewaffneten Friedens blieb und sich – wie es in der »Friedens-Warte« hieß – mit dieser Feststellung zufrieden gab, während die organisierte bürgerliche Friedensbewegung konkrete Forderungen artikulierte. Den »Fatalismus« von Naumann musste das Organ des organisierten Pazifismus ablehnen: Der liberale Politiker ging nicht über das Prinzip: *Si vis pacem, para bellum*³⁴ hinaus; die Pazifisten waren dagegen überzeugt, dass mit Reformen in dem Staatenverkehr wenn auch nicht »der ewige Friede«, – wie Gegner der Friedensbewegung oft spöttisch lächelnd sagten, – so doch ein Dauerfrieden herbeigeführt werden konnte, z.B. durch die Einrichtung eines internationalen Schiedsgerichts. Naumann meinte, dass auch das Problem einer solchen Schiedsgerichtsbarkeit eine Machtfrage sei, worin ein Mann wie der Völkerrechtler Hans Wehberg mit ihm nicht übereinstimmen konnte³⁵.

Ein Mitarbeiter des Organs der Deutschen Friedensgesellschaft, »Völker-Friede«, entrüstete sich 1911 über die Ideen, die Naumann in seinen »Briefen über Religion« vertrat³⁶. Hier lautete die Kritik:

»Ich [...] fand darin keine Anteilnahme an der Friedensbewegung oder für die Friedensidee, wohl aber solche für Flottenbau und Militarismus. In den »Briefen« wird die Lehre Jesu der Menschen- und Nächstenliebe auch bei veränderten Lebensanschauungen, zu denen die Ergebnisse der Naturwissenschaft führen können, als für alle Zeiten geltend dargestellt, nur sei ihr ethischer Wert mehr für das Innenleben des Menschen. Denn im Außenleben, da herrsche der ›Kampf ums Leben‹. [...] Herr Naumann nimmt diesen Kampf und diese Zustände fast als etwas Unabänderliches hin, und hier darf man sich schon erlauben, ihm entgegenzutreten.«³⁷

Auch hier wurde Naumann der Vorwurf des Fatalismus gemacht, wobei der Kritiker doch zugab:

33 Ebenda.

34 Ebenda.

35 Dr. H. W. (Hans Wehberg): »Friedrich Naumann über den Zusammenhang zwischen Rüstungsfrage und Schiedsgerichtsbarkeit«. In: Die Friedens-Warte Februar 1913, S. 66–67.

36 Diese »Briefe« lagen 1910 in der 5. Auflage vor.

37 C. Simon (Neustadt a. Haardt): »Friedensfrage und soziale Frage«. In: Völker-Friede, Heft 9, September 1911, S. 79–81.

»Nun könnte Herrn Naumann einwenden, [...] solange die Verhältnisse unsicher seien, müssten wir eine starke Flotte haben und unsere Wehrkraft voll und ganz erhalten. Dagegen wird nichts einzuwenden sein; nun dürfte Herr Naumann einige Zusätze machen, die ungefähr lauten könnten: ›Ich beklage jedoch aufs tiefste, dass Staaten, die sich Kulturstaaten nennen, solange in diesem verderblichen, unvernünftigen Zustand verharren, dass sie bis heute keine ernsten Schritte gemacht haben, um zu obligatorischen Schiedsgerichten, zu einer internationalen Rechtspflege zu gelangen, um dadurch ihren Völkern die Segnungen eines dauernden Friedens zu verschaffen.‹«

Derselbe Autor lehnte auch Naumanns Argument ab, demzufoge »durch den Riesenpanzer [Schiffe, Ph. A.] der heutigen Großstaaten Kriege seltener werden«. Diesem Argument stellte er folgendes entgegen: »Das scheint mir ein schlechter Trost zu sein, namentlich auch, weil Kriege dadurch um so furchtbarer werden, und dieser Riesenpanzer alle Jahre Milliarden verschlingt, die ein ungeheures Opfer besonders für die ärmeren Bevölkerung bilden.«³⁸

Naumann war ein nüchtern denkender Politiker. Ging es um Lebensfragen der Nation, dann stützte er sich oft in seinen Überlegungen auf konkrete Daten. Er wusste, dass in der Politik, und besonders in den internationalen Beziehungen, alles von den Machtverhältnissen abhängt. Im Mai 1912 machte die »Friedens-Warte« ihre Leser auf einen »bemerkenswerten« Artikel der »Hilfe« aufmerksam, in dem er statistische Berechnungen aus dem Jahre 1909 veröffentlichte, und zwar Ziffern, die die militärische Stärke der beiden Dreibünde in Europa zeigten:

	Personenzahl überhaupt	Davon in der Marine	Größere Kriegsschiffe
Russland Frankreich England	2 144 000	225 000	246
Deutschland Österreich-Ungarn Italien	1 383 000	85 000	129

»Diese Zusammenstellung gibt viel zu denken und sollte von denen, die bei uns zum Kriege drängen, fleißig gelesen werden«, lautete Naumanns Kommentar zu diesen Ziffern. Und er fuhr fort: »Der Unterschied ist nämlich auch dann noch groß, wenn man die englischen Truppen in Indien und die russischen Bestände in Sibirien abzieht. Er ist so groß, dass er durch keine

38 Ebenda, S. 81.

Rüstungsvorlage ausgeglichen werden kann.«³⁹ Solche Gegebenheiten können das wachsende Interesse erklären, das er nun offensichtlich für Initiativen zugunsten der internationalen Verständigung zeigte.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs: der Verständigungspolitiker

Naumann verfolgte damals die Debatten in der französischen Kammer, kommentierte die Reden von Jean Jaurès, der die Politik der europäischen Regierungen scharf kritisierte. Der französische Sozialist machte auf den Gegensatz aufmerksam, der darin bestand, »daß alle Staatsreden von Friedensbeteuerungen überfließen, während doch stets neue Kanonen gefordert werden«. Naumann stimmte ihm zu. Da man aber aus der Situation des bewaffneten Friedens nicht herauszukommen vermochte, war es seines Erachtens die Pflicht der Reichsregierung, eine verantwortungsbewusste Außenpolitik zu treiben⁴⁰. Beachtenswert ist, dass von nun an Naumann Initiativen unterstützte, die die internationale Verständigung überhaupt und insbesondere die deutsch-französische fördern sollten. 1911 gehörte er zu den Unterzeichnern⁴¹ eines Aufrufs zur Gründung des deutschen Verbands für internationale Verständigung. Dieser Aufruf ging von der Feststellung aus, dass »ein neues Zeitalter« angebrochen sei und dass dieses Zeitalter »neue Forderungen« mit sich bringe. Die Verfasser schrieben:

»Schon haben die technischen Umwälzungen eine Epoche des Internationalismus herbeigeführt, aber diese politische Organisation der Kulturwelt ist hinter ihr zurückgeblieben bei dem Nebeneinander unverbundener Einzelstaaten. [...] Wem die nationale Kultur am Herzen liegt, der wird mit uns erwägen, welche Blüte der heimischen Zivilisation überall begründet werden könnte, wenn es möglich wäre, ein Zeitalter der internationalen Verständigung in der Politik heraufzuführen. Die Zeit drängt. [...] Wenn die Rüstungen der großen Mächte in dem jetzigen Tempo fortschreiten, so bedeuten sie ein Wettlaufen zum Verderb.«⁴²

Die Absicht dieser Initiative, die im Rahmen der Bewegung der *conciliation internationale* erfolgte⁴³, war nicht, die Verständigung um jeden Preis zu for-

39 »Militärziffern«. In: Die Friedens-Warte, Mai 1912, S. 187-188. Es handelt sich hier um eine Rezension eines Artikels mit dem gleichen Titel in der »Hilfe« vom 2. Mai 1912.

40 Naumann: »Der europäische Friede«. In: Die Hilfe, Nr. 3, 12.1.1911, S. 34-35.

41 Karl von Amira, Julius Bachem, Wilhelm van Calker, Hermann Cohen, Friedrich Curtius, Paul Ehrlich, Max Fleischmann, Wilhelm Förster, Bertold Freudenthal, Ernst Hackel, Adolf Theodor Lipps, Hermann Muthesius, Paul Natorp, Martin Rade, Heinrich Sieveking, Friedrich von Thiersch, Ernst Troeltsch, Max Weber, Heinrich Weinel gehörten zu den Unterzeichnern.

42 »Aufruf zur Begründung eines Verbandes für internationale Verständigung«. In: Die Friedens-Warte, Mai 1910, S. 84-85.

43 Siehe Th.[éodore] Ruyssen: »Le Congrès de la Conciliation à Heidelberg (5-7 octobre 1912)«. In: Conciliation internationale. Bulletin trimestriel (Paris), 1913, Nr. 1, S. 5-68.

dern, sondern »die Ansätze zu einer Versöhnung zwischen Nationalismus und Internationalismus«, wie sie schon auf den Haager Konferenzen gemacht worden waren – im Sinne einer schiedsrichterlichen Beilegung internationaler Konflikte, zu unterstützen und Teile der öffentlichen Meinung dafür zu gewinnen. Es galt »ein anderes politisches System im Staatenverkehr« herbeizuführen. Die Begründer dieses Verbands für internationale Verständigung waren Realpolitiker. Was den Anstoß zu ihrer Initiative gab, war nicht eine Gesinnungsethik, was sie selber betonten, sondern vielmehr pragmatische Gesichtspunkte. In ihrem Aufruf hieß es: »Hier handelt es sich nicht um eine einseitig ethisch-humanitäre Bekämpfung des Krieges, mit der allein wenig auszurichten ist, hier handelt es sich um praktische Ziele der internationalen Politik.«⁴⁴

Naumann war – wie sein Schwager Martin Rade und eine Anzahl Männer der Fortschrittlichen Volkspartei – Mitglied dieses Verbands für internationale Verständigung⁴⁵. Gleichwohl übte er nie Kritik an der bestehenden europäischen Ordnung, d.h. an einer Ordnung, die nicht nur auf dem bewaffneten Frieden, sondern auch auf einem aus Grund- und Rückversicherungsverträgen resultierenden Gleichgewicht beruhte. Die Verständigung mit Frankreich betrachtete er offensichtlich als eine zusätzliche Friedensgarantie und als einen Vorteil für beide Länder.

Diese von ihm herbeigewünschte Verständigung erwies sich aber als schwierig, auch wenn es ja Perioden der Entspannung gab. Die Marokko-Affäre von 1911 und die elsass-lothringische Frage, sowie die Hetzkampagnen der »Chauvinisten«, die jenseits der Vogesen aus den deutsch-französischen Gegensätzen Kapital schlugen, verdunkelten die Aussichten auf eine Verbesserung der Lage. Nach seiner Reise in Nord- und Mittelfrankreich bemerkte Naumann im Frühjahr 1914 in Aufzeichnungen: »Fast scheint es mir, als ob der Militarismus in Frankreich auffälliger sei als bei uns.«⁴⁶ Der Patriotismus, den er im Nachbarland selbst mit Bewunderung beobachtete, der französische Wahlkampf von 1914, in dem »die deutsche Drohung in den grellen Farben geschildert« wurde, die Art und Weise, wie die Hetzartikel der alldeutschen Blätter in der französischen Presse rezipiert wurden, die Folgen des berüchtigten Vorfalls im Elsaß-Städtchen Zabern, das alles beunruhigte ihn und führte ihn zur Erkenntnis: »Zwischen beide Völker schiebt sich die Agitation der nationalistischen Parteien und das Aufregungsbedürfnis der nationalistischen Zeitungen. Nicht etwa so, als ob ohne diese Zwischenmitglieder alles von selber harmonisch sich abwickeln würde, aber die Nervosität könnte um vieles gemindert werden.« Er stellte fest, dass die Vergeltung-

44 »Aufruf« (wie Anm. 42).

45 Ruyssen (wie Anm. 43), S. 63.

46 Friedrich Naumann: »Aus Frankreich«. In: Die Hilfe, Nr. 18, 30.4.1914, S. 382-383.

idee in Frankreich noch lebendig sei. Die Jahre 1806 bis 1812 hatten in Deutschland nicht die gleiche Wirkung gehabt, bemerkte er, weil der »Nationsinn« unter den Deutschen erst im Entstehen war, weil Leipzig und Waterloo eine Art Ausgleich darstellten. »Dieser Ausgleich fehlt[e] dem französischen Gemüt.«⁴⁷

Diese Überlegungen bewogen ihn dazu, an der zweiten⁴⁸ deutsch-französischen Parlamentarierkonferenz, die Ende Mai 1914 in Basel⁴⁹ stattfand, teilzunehmen. Diese war die Fortsetzung einer bilateralen Kooperation, die im Mai des vorigen Jahres gelegentlich einer ersten Begegnung von deutschen und französischen Abgeordneten in Bern angefangen hatte. Der Rüstungswettlauf, die Balkankriege, die eine Auseinandersetzung zwischen Russland und Österreich zur Folge haben konnten, die Spannung, die seit der Marokkokrise zwischen Deutschland und Frankreich wuchs, erforderten eine Initiative, mit der Parlamentarier die Regierungen der beiden Länder bei der Regelung der »deutsch-französischen Frage« unterstützen würden. Alle Punkte, über die Meinungsverschiedenheit herrschte, sollten nicht erörtert werden.

Aus mehreren Gründen hatten sich die meisten Abgeordneten der deutschen bürgerlichen Parteien von der Berner Konferenz ferngehalten. Viele auf deutscher Seite hatten auf eine Teilnahme verzichtet, weil am 16. Mai, also wenige Tage später, die Neuwahl des Preußischen Landtags anstand. Die Sozialisten hatten diese Begegnung initiiert. »Entscheidend für die Zurückhaltung der bürgerlichen Parteien war vor allem das Misstrauen, vor den Karren eines sozialistischen Unternehmens gespannt zu werden.«⁵⁰ Gerade in dieser Zeit standen alle übrigen Parteien »in der Frage der Wehrvorlage in geschlossener Front gegen die Sozialdemokratie«. Das Fernbleiben rechtfertigte man mit dem Argument: Es wäre ein Widerspruch, die Heeresverstärkungen im Reichstag zu befürworten und sie in Bern mit den Sozialisten zu verurteilen⁵¹. In einer Resolution war der Wunsch geäußert worden, über diese punktuelle Manifestation hinauszugehen und die Zusammenarbeit fortzusetzen. Zu diesem Zweck wurde ein ständiger Ausschuss gebildet, in dem der süddeutsche Demokrat Conrad Haßmann (Fortschrittliche Volkspartei) neben dem Franzosen d'Estournelles de Constant eine prominente Rolle spielen sollte⁵².

47 Ebenda.

48 An der Teilnahme am ersten Treffen vom Mai 1913 in Bern war er durch Wahlkampfverpflichtungen verhindert worden. S. Theiner (wie Anm. 18), S. 222.

49 S. Alwin Hanschmidt: »Die französisch-deutschen Parlamentarierkonferenzen von Bern (1913) und Basel (1914)«. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 26 (1975), S. 335-359.

50 Ebenda, S. 342.

51 Ebenda, S. 343.

52 Siehe ebenda, S. 347, sowie Georges Aubert: La folie franco-allemande. Étude contemporaine. Paris 1914, besonders die Seiten 235-256, und Ruyssen (wie Anm. 43).

Naumann, der zu Pfingsten 1914 an der zweiten deutsch-französischen Konferenz in Basel teilnehmen konnte, empfand sich – nach dem Wort von Conrad Haußmann – als »Parlementarier der Verständigung«⁵³.

Seine Hoffnung war, dass diese verantwortungsbewussten Abgeordneten in der gespannten Stimmung etwas bewirken könnten als »verfassungsmäßiger Ausdruck der öffentlichen Meinung«. In Basel freundete er sich mit dem französischen sozialistischen Parteiführer Jean Jaurès an⁵⁴.

Anschließend berichtete er in der »Hilfe«: »Wir bringen aus Basel keine fertige Formel mit für alle Schwierigkeiten, die sich zwischen uns und den Franzosen erheben können, aber den Anfang eines Vertrauens von Parlament zu Parlament. Das ist etwas Großes.«⁵⁵ Er meinte, man könne etwas erreichen,

»indem ein Hauptproblem der auswärtigen Politik direkt von den zuständigen Parlamenten aufgegriffen und bearbeitet wird. Das mag den zünftlerischen Geheimkrämern der auswärtigen Politik ungewohnt und darum unberechtigt scheinen, liegt aber im Gange der Entwicklung. Seit Jahrzehnten haben wir zugesehen, dass die geheimnisvolle Amtsbehandlung des deutsch-französischen Verhältnisses einen Fortschritt nicht erreicht hat. Fragen zwischen Völkern lassen sich eben nicht mehr bloß als Korrespondenz zwischen zwei Amtsstellen behandeln. Die Völker selber wollen miteinander reden und haben dazu neben der unpersönlichen Presse kein anderes Mittel als die Aussprache ihrer Vertreter.«⁵⁶

Was es zu erreichen galt, war »eine Verminderung der gegenseitigen Kriegsfurcht«. Als er nach Basel ging, zeigte sich Naumann zuversichtlich. Er sagte sich: Unsere Völker wollen den Frieden, wir Abgeordneten wollen als Vermittler und Vertreter unseres Volkes jenseits der Grenze Aufklärungsarbeit leisten; im Rückblick schob er die Schuld am inzwischen ausgebrochenen Krieg den Franzosen zu:

»Immer, wenn ich in Frankreich gewesen bin, habe ich in Nord und Süd diesen Zug zum Militarismus gefunden: Republik mit nationalem Siegeswillen. Eine Minderheit schloss sich von dieser Stimmung aus; wer aber die Soldaten durch französische Provinzstädte ziehen sah, der wusste, dass die letzten Ideale der vielen Leute noch immer etwas Napoleonisches an sich hatten.«⁵⁷

53 Friedrich Naumann: »Deutsch-französische Annäherung«. In: Die Hilfe, Nr. 24, 11.6.1914, S. 378 -379.

54 Ebenda.

55 Ebenda.

56 Ebenda.

57 Friedrich Naumann: Deutschland und Frankreich. Stuttgart/Berlin 1914, S. 9.

Der Krieg machte die Bemühungen von Bern und Basel zunichte

Im Zusammenhang der bewaffneten Konfrontation musste sein Diskurs nun ganz andere Akzente bekommen. Auch wenn er das Wirken des Patrioten Jean Jaurès würdigte und ihn einen »Märtyrer seiner deutsch-französischen Friedensidee«⁵⁸ nannte, stimmte er bald in den Chor der Kriegspropaganda ein. Wie alle deutschen Meinungsführer verbreitete er die Parole: »Auf deutscher Seite bestand eine Angriffsabsicht nicht.« Als früheres Mitglied der Marokkokommission im Reichstag versicherte er: »Wir hielten Frankreich für sich allein nicht für einen gefährlichen Nachbar. [...] Wenn bei uns noch gelegentlich vom ›Erbfeind‹ geredet wurde, so klang das veraltet und war fast nur noch ein Ausdruck für Jahrhundertfeiern.«⁵⁹

Naumann zählte im September 1914 zu den Unterzeichnern des »Manifestes der 93«, des sogenannten »Aufrufs an die Kulturwelt«, mit der deutsche Intellektuelle der Propaganda der westlichen Gegner entgegenzuwirken versuchten. Es galt hier nicht allein die Auswüchse des Krieges in Belgien zu widerlegen, sondern auch nach der Beschießung der Kathedrale von Reims das Bild des »barbarischen« Deutschland zu korrigieren.

Deutsche Soldaten hatten sich an Naumann gewendet und ihn gebeten, ihnen Exemplare seines Reiseberichts »Im Lande der Gotik« zukommen zu lassen. Für die deutschen Soldaten in der Champagne wurde eine Frontausgabe vorbereitet. In dem Vorwort schrieb er:

»... die gebildeten Franzosen wissen, wenn sie sich erinnern wollen, auch ohne meine Hilfe, wie das deutsche Volk sorgsam, treu und dankbar zur Kunst aller Länder und Zeiten steht. [...] Die französische Gotik ist seit langem von deutschen Wanderern besucht worden, und kein Deutscher, auch kein deutscher Artillerist ist gefühllos gegenüber den Schönheiten der Dome. Wenn ihn der Krieg und die feindliche Aufstellung zwingen zu schießen, so tut er es, aber das tut auch jeder Franzose und Engländer. [...] Auch mitten im Kampfe sind viele unserer lieben tapferen Söhne und Brüder voll von Interesse für das Land, auf dessen Boden das gewaltige Ringen sich abspielt. [...]k⁶⁰

Im September 1914 – während der Ersten Schlacht an der Marne – warf Naumann einen Rückblick auf die Vorkriegszeit, und versuchte die Haltung der Franzosen zu verstehen. Diese standen vor einer Alternative, erklärte er: die Verständigung mit Deutschland oder die Allianz mit Russland und England. Nun hatten sie sich entschieden für eine Option, die er als eine »verhängnis-

58 Ebenda.

59 Ebenda.

60 Friedrich Naumann: »Im Lande der Gotik«. In: Die Hilfe, Nr. 22, 28.5. bis Nr. 27, 2. 7. 1914. Siehe auch ders.: Im Lande der Gotik. Nordfranzösische Wanderungen, Berlin 1915, 47 S.; hier: »An den Leser«. Bl. 2.

volle Bündnispolitik« bezeichnete. Da sie jetzt Gegner waren, galt es sie schnell und so zu schlagen, dass sie sich anders besannen. Naumann wünschte einen Separatfrieden, der ihm vorteilhaft für beide Seiten schien; sollten sich aber die Franzosen in einer Fortsetzung des Krieges ausbluten, dann würden sie selber die Schuld tragen.

Wie alle Deutschen hatte er einen baldigen Sieg über Frankreich erwartet. Der Stellungskrieg und der nun unsicher gewordene Ausgang des bewaffneten Konflikts änderten die Aussichten; die Hoffnung auf eine Verständigung mit Frankreich gab er aber nicht auf. In seinem Buch »Mitteleuropa«, der ein Beitrag zur Kriegszieldiskussion sein sollte, schrieb er 1915:

»Als der Krieg begann, haben viele von uns, auch ich, gedacht, es könnte noch eine Verständigung mit Frankreich⁶¹ eintreten, denn auf deutscher und auf österreichischer und ungarischer Seite besteht keine Feindschaft gegen Frankreich. Sobald die Franzosen es wollen, können wir ihnen die Hand reichen, aber allerdings erschwere jeder weitere Kriegsmonat die gegenseitige Annäherung. Frankreich hat sein Schicksal an Englands Seite gewählt, wird von nun an von England benutzt, wird keinen selbständigen Frieden für sich allein mehr machen wollen, wird leider wohl in nächster Zukunft an Englands Seite ein größeres und besseres Portugal werden. Wir lassen darum in den folgenden Ausführungen die Franzosen aus dem Spiel, immer noch hoffend, dass sie in fernerer Zukunft sich einmal zu Mitteleuropa rechnen werden.«⁶²

In der Entstehungsgeschichte des mitteleuropäischen Gedankens, wie sie Naumann schilderte, bedeutete der deutsche Sieg von 1871 – nach seiner Ansicht – »die endgültige Befreiung Mitteleuropas von Frankreich«, die die Annäherung zwischen Preußen, Süd- und Mitteldeutschland und Österreich-Ungarn ermöglichte, »die Abgrenzung Mitteleuropas nach Westen hin«; nun musste die Abgrenzung nach der russischen Seite kommen⁶³.

Weil er an einen Verständigungsfrieden glauben wollte, gehörte Friedrich Naumann zu denjenigen, die 1917 die Friedensresolution des Reichstages unterstützten. In einer Reichstagsrede vom 25. Juni 1918 »über die Kriegslage und den Weg zum Frieden« empörte er sich wieder einmal über das Bild, das die englische und französische Propaganda von Deutschland zu vermitteln suchte. Diese Rede zeigt vor allem, wie sich seine Konzeptionen der Zeit vor der Jahrhundertwende entwickelt hatten. Es ging ihm nicht mehr allein um die Zukunft Deutschlands, sondern auch um die Europas, »um unseren lieben, alten Erdteil«, wie er sagte. Er appellierte an das Verantwortungsgefühl der »Staatslenker«: »Ihr sollt kämpfen, solange ihr kämpfen müsst«, sagte er ihnen warnend, »aber ihr sollt nicht glauben, dass mit den militäri-

61 Im Text der Originalausgabe hervorgehoben.

62 Friedrich Naumann: Mitteleuropa. Berlin, 1915, S. 1-2.

63 Ebenda, S. 52-53.

ischen Mitteln allein alles gemacht werden kann! Neben das militärische Mittel, das in seiner gewaltigen Wucht wirkt, gehört der Geist, der Gedanke, das Gewissen der Völker, der Wille und Verstand, der in die Zukunft hineinblickt.«⁶⁴

Der Ausgang des Krieges und der Versailler Vertrag entsprachen solchen Erwartungen bei weitem nicht. In einem seiner letzten »Hilfe«-Aufsätze, den er »Was ist der Friede?« betitelte, protestierte Naumann gegen den Pariser Gewaltfrieden. Mit dem Realismus, der ihm eigen war, stellte er nüchtern fest: »Friede kann nicht aus sich selbst heraus geboren werden, sondern nur aus dem Krieg. Europa hat Frieden durch die Kanonen.«⁶⁵ Die Weltlage der Nachkriegszeit schien ihn in einer Überzeugung zu bekräftigen, die er schon aus der weltgeschichtlichen Entwicklung der Vorkriegszeit gewonnen hatte: »Die Geschichte des Friedens ist die Geschichte der Konzentration der Souveränitäten. Nur die Großen dürfen sich noch streiten. Darin besteht der heutige Weltfriede, soweit er vorhanden ist. Der politische Großbetrieb, das ist der Friede.«⁶⁶

Beachtenswert ist der selbstkritische Abstand, mit dem er kurz vor seinem Tod die eigene geistige Entwicklung in Sachen Außenpolitik beurteilte. Er schrieb:

»Einigermaßen einseitig habe ich vor 15 Jahren die staatstechnische und militärische Seite der Friedensentwicklung dargestellt und von dem moralischen Einfluss pazifistischer Gesinnungsbewegungen wenig erwartet. Heute würde ich ihn stärker in Rechnung setzen, obwohl man zugeben muss, dass beim Pariser Friedensschluss blutwenig moralischer Pazifismus zutage getreten ist. Die wirklichen Friedenshersteller sind auch dieses Mal, wie früher, interessierte und rücksichtslose Rechner gewesen.«⁶⁷

Naumann wollte dennoch einen Fortschritt darin erkennen, dass man »mit den Worten Völkerbund und Menschheitsfrieden gespielt« hatte. Das war, wie er hoffte, ein Zeichen. Die »Weltorganisation« schritt schnell voran, das Tempo der »Menschheitssozialisierung« wurde lebhafter: Das beobachtete er mit Zufriedenheit, auch wenn vorübergehend die Deutschen als Volk durch den Pariser Frieden proletarisiert waren. Kurz vor seinem Tod richtete er noch diese richtungsweisende Mahnung an sie: »Man macht uns alle zu Lohnsklaven der Herrenvölker. Von da an, wo wir das wissen, fängt ein anderes politi-

64 Friedrich Naumann: »Reichstagsrede über die Kriegslage und den Weg zum Frieden vom 25. Juni 1918. Stenographische Berichte des Reichstags, XIII. Legislatur-Periode, 2. Session, Bd. 313, S. 5642 B bis 5648 A.« Wiederabgedruckt in ders.: Werke, Bd. 5, Köln/Opladen 1964, S. 609–625; hier S. 625.

65 Friedrich Naumann: »Was ist Friede?« In: Die Hilfe, Nr. 27, 1919; sowie ders.: Werke, Band 5, S. 648–653; hier S. 649.

66 Ebenda.

67 Ebenda, S. 651.

sches Denken an; wir wollen sein, was wir sind, damit wir wieder mehr werden! Wir organisieren die Menschheit von unten her, vom Keller aus. Das ist die deutsche Lebenserhaltung.«⁶⁸

Diese kurze Übersicht bestätigt die Äußerung von Theodor Heuss: Von einer kontinuierlichen außenpolitischen Konzeption Friedrich Naumanns kann kaum gesprochen werden. Er hat vor allem *reagiert*, – wie ein »Seismograph«, – gegenüber den Situationen und Krisen, die in der spannungsvollen Zeit vor 1914 aufeinanderfolgten, und dann je nach der Entwicklung des Weltkrieges. Ein machtpolitischer Tenor durchzog seine Publizistik bis 1919, eines ist aber beachtenswert bei ihm: Der national orientierte, aber offene Politiker war ständig auf der Suche nach alternativen Optionen, die erlaubt hätten, eine Machtpolitik und eine Verständigungspolitik zu vereinbaren. Diese Optionen waren, wie Theodor Heuss sagte, »die faire Bereinigung der Beziehung zu Frankreich«, dann auch eine Annäherung an England, eine Neugestaltung der europäischen Ordnung. Als ein Pazifist kann Naumann zwar nicht bezeichnet werden; aber in der Zusammenarbeit der deutschen und französischen Parlamentarier im Rahmen der Interparlamentatischen Union und auf den deutsch-französischen Parlamentarierkonferenzen der unmittelbaren Vorkriegszeit sah er eine Hoffnung, den Frieden sichern zu können, auch und nicht zuletzt im Interesse des deutschen Vaterlands. Der Krieg machte diese Ansätze zu einer Verständigungspolitik zunichte und wegen seines frühen Todes wissen wir nicht, ob und inwiefern er eine Annäherung des besieгten Deutschlands an Frankreich gefördert und für welche außenpolitischen Optionen er sich als führender Politiker der Weimarer Zeit entschieden hätte.

68 Ebenda, S. 653.

Thomas Hertfelder

Friedrich Naumann, Theodor Heuss und der Gründungskonsens der Bundesrepublik*

Nach der historischen Bedeutung Friedrich Naumanns für die Bundesrepublik Deutschland haben Historiker erstaunlich selten gefragt. Für die Naumann-Forschung war dies nicht unbedingt von Nachteil. Denn die bereits mit der Naumann-Biographie von Theodor Heuss einsetzende Konzentration auf Friedrich Naumann *in seiner Zeit*¹ hat den Blick frühzeitig dafür geschärft, das Wirken des liberalen Publizisten und Politikers in den diskursiven Feldern von Politik, Ökonomie, Gesellschaft und Kultur des Deutschen Kaiserreichs in seiner Komplexität und Ambivalenz zu erfassen. Eine solche Historisierung erschien schon allein deshalb geboten, weil die ungeheure Produktivität Naumanns zwischen Theologie und Politik, Publizistik und Pädagogik, Ästhetik und Ökonomie wohl nur dann überhaupt zu begreifen ist, wenn man sie im Zusammenhang mit den Problemlagen des späten Kaiserreichs sowie den Überzeugungen und Praktiken sieht, die der zeitgenössische bildungsbürgerliche Kulturprotestantismus dazu entwickelt hat.² So ist Naumann seit nunmehr über siebzig Jahren in immer wieder neuen Konjunkturen Gegenstand der historischen Reflexion geworden,³ in kaum einer Geschichte des Kaiserreichs fehlt sein Name.

* Dieser Beitrag geht aus einem Referat hervor, das ich auf dem von der Friedrich Naumann Stiftung für die Freiheit in Heilbronn veranstalteten Kolloquium »150 Jahre Friedrich Naumann« am 22. Oktober 2010 gehalten habe. Eine wesentlich erweiterte Fassung wird demnächst in der Kleinen Reihe der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus unter dem Titel »Von Naumann zu Heuss. Aspekte einer politischen Traditionsbildung« erscheinen. Für die Unterstützung bei der Materialsuche danke ich Monika Faßbender, Jürgen Fröhlich und Carolin Götz.

- 1 Theodor Heuss: Friedrich Naumann. Der Mann. Das Werk. Die Zeit. Stuttgart/Berlin 1937 (Zweitaufgabe Stuttgart 1949).
- 2 Gangolf Hübinger: Kulturprotestantismus und Politik. Zum Verhältnis von Liberalismus und Protestantismus im wilhelminischen Deutschland. Tübingen 1994; vgl. zuletzt Michel Grunewald/Uwe Puschner (Hrsg.): Das evangelische Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1871–1963). Bern 2008.
- 3 Die Bibliographie von Alfred Milatz hat bereits 1957 380 Aufsätze und Bücher zu Naumann ausgewiesen, vgl. Alfred Milatz: Friedrich-Naumann-Bibliographie. Düsseldorf 1957. Zur jüngeren Forschung vgl. z.B. Moshe Zimmerman: A Road not Taken – Friedrich Naumann's Attempt at a Modern German Nationalism. In: Journal of Modern History 17 (1982), S. 689–706; Peter Theiner: Sozialer Liberalismus und deutsche Weltpolitik. Friedrich Naumann im Wilhelminischen Deutschland (1860–1919). Baden-Baden 1983; Wilhelm Spael: Friedrich Naumanns Verhältnis zu Max Weber. Sankt Augustin 1985; Stefan-Georg

Über die Wirkungsgeschichte Naumanns hingegen wissen wir wenig. Naumanns Nachleben wird in aller Regel mit dem Verweis auf Theodor Heuss abgetan, manchmal mit verblüffend weitreichenden Folgerungen. Ein prägnantes Beispiel hierfür bietet das für die DDR maßgebliche Lehrbuch der Geschichte von Fritz Klein, das die marxistisch-leninistische Interpretation von Naumanns Wirken im Kaiserreich mit einem überraschenden Exkurs zur Bundesrepublik verbindet. In der Bundesrepublik Deutschland seien, so der Doyen der DDR-Zeitgeschichtsschreibung, wesentliche Vorstellungen von Naumanns nationalsozialen Ideen verwirklicht: Ein reiner Imperialismus, die uneingeschränkte Herrschaft des Finanzkapitals sowie die Kapitulation der Sozialdemokraten vor einer Bourgeoisie, deren Diktatur verschleiert werde durch die »verschwommene Reformideologie Naumanns«. Als Gewährsmann seiner Deutung dient Klein kein anderer als Theodor Heuss, der sich als Mitglied des Parlamentarischen Rats und erster Bundespräsident immer wieder auf Naumann berufen habe.⁴ In dem die Bundesrepublik Deutschland tragenden politischen Grundkonsens erkennt der DDR-Historiker somit einen späten Sieg des national-sozialen Pfarrers, der zu Lebzeiten weder die Sozialdemokratie noch die Mehrheit des Bürgertums für seine Politik zu gewinnen vermochte. Auch westdeutsche Historiker haben die Frage nach Naumanns Bedeutung für die Bundesrepublik gelegentlich gestreift. So stellte Thomas Nipperdey 1992 in seiner Deutschen Geschichte lapidar fest, Naumann werde als Politiker des Kaiserreichs, zumal unter Intellektuellen, eher überschätzt und sei zudem über seinen Schüler Heuss »zu einer Art ‚Mythos‘ geworden«.⁵

Theodor Heuss und der Naumann-Mythos: Die Frage nach diesem Zusammenhang drängt sich nicht nur jedem auf, der sich wissenschaftlich mit Naumann beschäftigt. Sie führt auch, wie der folgende Beitrag zu zeigen versucht, auf verschlungenen Wegen auf Spuren jener vielfältigen Legitimationsgeschichten der jungen Bundesrepublik, die bis heute auf kontroverse

Schnorr: Liberalismus zwischen 19. und 20. Jahrhundert. Reformulierung liberaler politischer Theorie in Deutschland und England am Beispiel von Friedrich Naumann und Leonard T. Hobhouse. Baden-Baden 1990; Olaf Lewerenz: Zwischen Reich Gottes und Weltreich. Friedrich Naumann in seiner Frankfurter Zeit. Sinzheim 1994; Marcus Llanque: Friedrich Naumann und das Problem des nationalen Sozialliberalismus. In: Richard Faber (Hrsg.): Liberalismus in Geschichte und Gegenwart. Würzburg 2000, S. 131-149; die Beiträge in Rüdiger vom Bruch (Hrsg.): Friedrich Naumann in seiner Zeit. Berlin/New York 2000; Inho Na: Sozialreform oder Revolution. Gesellschaftspolitische Zukunftsvorstellungen im Naumann-Kreis 1890-1903/04. Marburg 2003, sowie die Beiträge von Philippe Alexandre, Jürgen Fröhlich, Wolfgang Hardtwig, Christian Mack und Christhard Schrenk in diesem Heft.

- 4 Fritz Klein: Deutschland von 1897/98 bis 1917. Berlin 1961, S. 98; die Passage hat Klein wörtlich in alle späteren Auflagen übernommen, vgl. ⁴1977, S. 101, ⁵1986, S. 84f, Zit. S. 85.
- 5 Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie. München 1992, S. 531.

und politisch durchaus folgenreiche Weise fortgesponnen werden.⁶ In dieser Perspektive stellt sich die Frage nach den Nachwirkungen Friedrich Naumanns jedenfalls nicht nur akademisch. Methodisch lässt sie sich nach immerhin bald einem Jahrhundert Naumann-Forschung und der neuerdings intensiven Erschließung der Korrespondenz von Heuss⁷ auf einer breiten Basis von Quellen und unter einer Vielzahl möglicher Perspektiven diskutieren.

Übereinstimmung besteht dahingehend, dass Theodor Heuss bei der Rezeption und Aneignung von Naumanns politischem und publizistischem Wirken bis ins späte 20. Jahrhundert hinein eine zentrale Rolle gespielt hat. Diese Rolle wurde in der Forschung keineswegs nur positiv gesehen: Heuss habe »die Erinnerung an Naumann kanalisiert, monopolisiert, sakralisiert und säkularisiert«, lautet das Urteil Ursula Kreys.⁸ Doch wirft auch dieser Befund Fragen auf. Wie konnte unter den zahlreichen wortgewaltigen Anhängern des national-sozialen Politikers gerade Heuss zu seinem autoritativen Interpreten werden? Welches Naumann-Bild hat er über die Epochenschwelle von 1945 hinweg in die Nachkriegszeit und in die Gründungsperiode der Bundesrepublik hinein transportiert? Welchen Wandlungen war dieses Bild unterworfen? Welche Funktion hat der Rekurs auf Naumann in der Gründungsphase der Bundesrepublik und in der Ära Adenauer erfüllt? Und schließlich: Wie ging es im Jahrzehnt nach dem Tod von Theodor Heuss mit der liberalen Naumann-Rezeption weiter?

- 6 Vgl. Jens Hacke: Die Bundesrepublik als Idee. Zur Legitimationsbedürftigkeit politischer Ordnung. Hamburg 2009. Thomas Hertfelder/Andreas Rödder (Hrsg.): Modell Deutschland. Erfolgsgeschichte oder Illusion? Göttingen 2007; Edgar Wolfrum: Die gegückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart 2006, S. 11-19.
- 7 Theodor Heuss: Aufbruch im Kaiserreich. Briefe 1892-1917, hrsg. v. Frieder Günther, München 2009; Theodor Heuss: Bürger der Weimarer Republik. Briefe 1918-1933, hrsg. v. Michael Dorrmann, München 2008; Theodor Heuss: In der Defensive. Briefe 1933-1945, hrsg. v. Elke Seefried, München 2009; Theodor Heuss: Erzieher zur Demokratie. Briefe 1945-1949, hrsg. v. Ernst Wolfgang Becker, München 2007; Theodor Heuss: Hochverehrter Herr Bundespräsident! Der Briefwechsel mit der Bevölkerung, hrsg. v. Wolfram Werner, Berlin/New York 2010. Drei weitere Bände zur Bundespräsidialzeit sowie zum Altbundespräsidenten sind in Arbeit.
- 8 Ursula Krey: Demokratie durch Opposition: Der Naumann-Kreis und die Intellektuellen. In: Gangolf Hübinger/Thomas Hertfelder (Hrsg.): Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik. Stuttgart 2000, S. 71-92, hier S. 73. Vgl. demgegenüber die positive Sicht in den Skizzen von Klaus Scholder: Friedrich Naumann, Theodor Heuss und die deutsche Demokratie. In: Liberal 26 (1984), S. 79-85 sowie Barthold C. Witte: Theodor Heuss und Friedrich Naumanns Nachleben in der Bundesrepublik. In: Vom Bruch, Naumann (wie Anm. 3), S. 361-367.

1. Vom Schüler zum autoritativen Interpreten: Theodor Heuss und Friedrich Naumann

Als der 22jährige Theodor Heuss 1907 um die Hand der Professorentochter Elly Knapp anhielt, bat er seinen Arbeitgeber Friedrich Naumann, bei dessen Wochenschrift »Die Hilfe« Heuss als Redakteur tätig war, um dessen Zustimmung.⁹ Was wie ein Relikt aus vormodernen Zeiten anmutet, trifft ins Zentrum des Verhältnisses zwischen den beiden liberalen Politikern. Für Heuss war Naumann im Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs weit mehr als nur Redaktionschef und politischer Mentor geworden. Er sah in Naumann eine Art Ersatzvater, der bei allen lebenswichtigen Weichenstellungen im Spiel war: Von der Wahl des Studienorts¹⁰ über die Berufswahl¹¹ bis hin zur Wahl der Ehepartnerin¹².

Auf den Namen Friedrich Naumann war Heuss bereits als Schüler im Kreis seiner Familie gestoßen. Dort war dem Vierzehnjährigen die »Hilfe« in die Hände gefallen, die der politisierende Vater, ein Anhänger Eugen Richters und der württembergischen Demokraten, in den späten 1890er Jahren abonniert hatte. Die Idee, sich den Sozialdemokraten anzuschließen, verwarf der Gymnasiast alsbald, nachdem er den nationalsozialen Pfarrer bei einer Rede in Heilbronn erlebt hatte und immer mehr in den Bann von Naumanns Schriften gezogen wurde.¹³ In Bezug auf den Vater bot das Auftreten Naumanns eine doppelte Chance: Einerseits war Naumanns Programmatik durchaus nicht un- oder antibürgerlich, manches ließ sich mit der politischen Vorstellungswelt des Vaters Louis Heuss verbinden.¹⁴ Andererseits bot die Begegnung mit Naumann dem jungen Heuss die Chance der Abgrenzung vom politischen Weltbild eines Eugen Richter, den Louis Heuss verehrte, Naumann hingegen für seinen dogmatisch erstarrten Liberalismus kritisierte. Dabei markierte wohl weniger Naumanns sozialpolitischer Impetus als vielmehr sein vehementes Eintreten für den Imperialismus Wilhelms II. die entschei-

9 Heuss an Naumann, 20.7.1907. In: Heuss, Aufbruch (wie Anm. 7), Nr. 67, S. 222-224.

10 Seinen Lebenserinnerungen zufolge überredeten ihn die beiden Naumannianer Georg Hohmann und Eugen Katz zum Studium bei dem Münchner Nationalökonom und Naumann-Anhänger Lujo Brentano, vgl. Theodor Heuss: Vorspiele des Lebens. Tübingen 1953, S. 216.

11 Heuss nahm noch vor Abschluss seiner Promotion Naumanns Angebot an, in Berlin in die Redaktion der »Hilfe« einzutreten, vgl. Naumann an Heuss, 12.3.1905, Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus (hinfort SBTH), NL Heuss, A: 14/193 (= Deutsches Literaturarchiv Marbach [hinfort DLA]), vgl. auch Heuss, Vorspiele (wie Anm. 10), S. 300f.

12 Heuss lernte seine spätere Frau Elly Knapp 1905 im Hause Naumann kennen. Vgl. hierzu auch Theodor Heuss/Eddy Knapp: So bist Du mir Heimat geworden. Eine Liebesgeschichte in Briefen aus dem Anfang des Jahrhunderts, hrsg. v. Hermann Rudolph, Stuttgart 1986.

13 Vgl. Heuss an Eberhard Goeß, 26.11.1901. In: Heuss, Aufbruch (wie Anm. 7), Nr. 7, S. 84-89; Vorspiele, S. 184-191, 196f.

14 So z.B. die Sensibilität für soziale Not, die offenbar auch Louis Heuss eigen war, vgl. Heuss, Vorspiele (wie Anm. 10), S. 63f.

dende Differenz zum Vater.¹⁵ Über die Identifikation mit Naumann konnte der junge Heuss somit sein rebellisches Element ausleben, ohne die vom familiären Sozialmilieu gesteckten Grenzen zu verlassen oder die Welt des kindlich bewunderten Vaters in Bausch und Bogen vernichten zu müssen.¹⁶ Dies galt auch über den frühen Tod des Vaters im Mai 1903 hinaus.

Bereits zu Naumanns Lebzeiten machte Heuss aus seiner Bewunderung für seinen Lehrer keinen Hehl. Er gratulierte ihm zur Ehrenpromotion,¹⁷ lobte in Rezensionen seine Schriften¹⁸ und wurde nicht müde, ihn in seiner Korrespondenz zu preisen und notfalls zu verteidigen.¹⁹ Als Naumann 1907 auf Grund des unermüdlichen Einsatzes seines Wahlhelfers Heuss seinen Einzug in den Deutschen Reichstag feiern konnte, gewann die Beziehung zwischen Heuss und Naumann an emotionaler Intensität.²⁰ Zudem schloss Naumann nicht nur seinen jungen Redakteur, mit dem er nahezu täglich zu tun hatte,²¹ ins Herz, sondern auch dessen Verlobte Elly Knapp, der er Briefe und Zeichnungen schickte.²² In diesen Jahren, zwischen 1905 und 1912, wurde Naumann für Heuss zum Protektor, Mentor und – wie er es selbst ausdrückte – »geistigem Vater«²³; umgekehrt beriet Heuss Naumann in politischen und publizistischen Fragen.²⁴ Aus der politischen Arbeitsgemeinschaft erwuchs eine Freundschaft, die angesichts der Zugehörigkeit der beiden Männer zu unterschiedlichen Generationen durchaus ungewöhnlich war.²⁵

- 15 Vgl. Heuss an Wilhelm Heile, 22.5.1947. In: Heuss, Erzieher (wie Anm. 7), Nr. 87, S. 276. Gegenüber Heile bekannte Heuss, dass er das Soziale in seinem Denken nicht erst durch Naumann, sondern bereits von seinem Vater vermittelt bekommen habe.
- 16 Vgl. Heuss an Wilhelm Stapel, 27.5.1946. In: Heuss, Erzieher (wie Anm. 7), Nr. 35, S. 174. Heuss spricht hier davon, dass der Weg zu Naumann auch eine Lösung von seiner Familientradition bedeutet habe.
- 17 Heuss an Naumann, 10.8.1903. In: Heuss, Aufbruch (wie Anm. 7), S. 108.
- 18 Z.B. Theodor Heuss: Ein »Naumannbuch«. Rezension zu: Heinrich Meyer-Bensey (Hrsg.): Naumann-Buch. Eine Auswahl klassischer Stücke aus Friedrich Naumann's Schriften. Göttingen 1903. In: Neckar-Zeitung Nr. 180 v. 11.8.1903; ders.: Mitteleuropa. Rez. zu: Friedrich Naumann: Mitteleuropa. Berlin 1915. In: März Nr. 9 v. 23.10.1915, S. 41–44.
- 19 Z.B. Heuss an Lulu von Strauß und Torney, 1.10.1903. In: Heuss, Aufbruch (wie Anm. 7), Nr. 17, S. 113: »Ich bin gewiß, auch Sie werden nicht ohne innere Bereicherung den Gedanken dieses Mannes nachgehen«; Heuss an Georg Hohmann, 30.10.1906, ebd., Nr. 43 , S. 177; Heuss an Lulu v. Strauß und Torney, 20.6.1907, 17.9.1907, ebd., Nr. 72, S. 207, 234; an Georg Friedrich Knapp, 25.12.1909, ebd., Nr. 93, S. 287.
- 20 Vgl. etwa Heuss an Elly Knapp, 7.2.1907, ebd., Nr. 52, S. 192. In einem Brief an Willy Andreas spricht Heuss davon, wie aus dem »Gefühl der Abhängigkeit« eine »Freundschaft« geworden sei, Heuss an Willy Andreas, 15.6.1911, ebd., Nr. 114, S. 331.
- 21 Vgl. Heuss an Willy Andreas, 15.6.1911, ebd., Nr. 114, S. 331: »Ich bin fast täglich mit ihm zusammen und weiß, wie er arbeitet und was er noch arbeiten will.«
- 22 Heuss an Elly Knapp, 6.u.7.5.1907, ebd., Nr. 56, S. 200; Elly Heuss-Knapp: Ausblick vom MünsterTurm. Erinnerungen, Tübingen/Stuttgart 1952, S. 68–74 passim.
- 23 Heuss an Lujo Brentano, 18.9.1919. In: Heuss, Bürger (wie Anm. 7), Nr. 26, S. 130.
- 24 Vgl. Heuss an Naumann, 27.10.1910. In: Heuss, Aufbruch (wie Anm. 7), Nr. 106, S. 312–315; Heuss an Naumann, 15.10.1915, ebd., Nr. 188, S. 464–466.
- 25 Zwischen 1910 und 1912 gingen Heuss und der um 24 Jahre ältere Naumann im persönlichen Verkehr zum vertrauten »Duc über, vgl. Heuss an Naumann, 3.5.1912, ebd., Nr. 130, S. 356.

Über fünfzehn Jahre hin bis in den Ersten Weltkrieg hinein folgte Heuss den elastischen politischen Programmen und Zielen Naumanns nahezu ohne Einschränkungen. Gleichviel ob es sich um Naumanns emphatische Bejahrung des kapitalistischen Industriealters, seinen scharfen Kurs gegen die ostelbischen Großagrarier, seine Analyse der ökonomischen Klassenlage, sein Eintreten für den Freihandel, seine Option für den imperial ausgreifenden Nationalstaat unter Kaiser Wilhelm II. handelte oder um die Demokratisierung des Wahlrechts, die Gewinnung der Arbeiterschaft auf dem Wege bürgerlicher Sozialreform und die Öffnung der Linksliberalen zur Sozialdemokratie – in allen politischen Grundsatzfragen der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg erwies sich Heuss als ein treuer Gefolgsmann.²⁶ Als Naumann nach Ausbruch des Krieges sein »Mitteleuropa«-Konzept 1915 vorlegte, lobte Heuss das Buch emphatisch und regte die Herstellung einer Feldpostausgabe an.²⁷ Eine nennenswerte politische Differenz²⁸ wurde erst 1917 über der Friedensresolution des Deutschen Reichstages erkennbar, die Naumann im Parlament unterstützt, Heuss hingegen als eine »Entwertung der tauschbaren Faustpfänder« mißbilligt hat.²⁹ Auch in der Einschätzung der Grundrechte, wie sie unter Naumanns Einfluss 1919 im zweiten Hauptteil der Weimarer Reichsverfassung kodifiziert wurden, deutete sich ein Dissens an: Heuss sprach abschätziger von einer »Lyrik der Menschen- und Grundrechte«.³⁰ In beiden Fällen lag Heuss auf der Linie von Positionen, die Naumann bereits hinter sich gelassen hatte, sein Schüler aber offenbar nicht aufzugeben bereit war. Der engen Verbundenheit tat dies keinen Abbruch.³¹

In den zahllosen Elogen, die Heuss nach Naumanns Tod verfasst hat, imaginedierte er in seinem Lehrer nachgerade den Antitypus des klassischen Wilhel-

- 26 Vgl. hierzu Jürgen C. Heß: Theodor Heuss vor 1933. Ein Beitrag zur Geschichte des demokratischen Denkens in Deutschland. Stuttgart 1973, S. 21-42; Rainer Burger: Theodor Heuss als Journalist. Beobachter und Interpret von vier Epochen deutscher Geschichte. Münster 1999, S. 79-101.
- 27 Heuss an Naumann, 15.10.1915. In: Heuss, Aufbruch (wie Anm. 7), Nr. 188, S. 464-466; Heuss: Mitteleuropa. In: März 9, Bd. 4 v. 23.10.1915, S. 41-44.
- 28 Differenzen in Fragen des Kunstgeschmacks gab es bereits vorher, vgl. Heuss an Willy Andreas, 15.6.1911. In: Heuss, Aufbruch (wie Anm.7), Nr. 114, S. 331f.
- 29 Heuss an Naumann v. 28.7.1917, Heuss, Aufbruch (wie Anm. 7), Nr. 217, S. 516-518, hier S. 517; in seiner Antwort wies Naumann Heuss' Einschätzung zurück, ebd., Anm. 8. In seiner Naumann-Biographie sah Heuss die Friedensresolution rückblickend differenzierter: Heuss, Naumann (1937), S. 508-511.
- 30 Theodor Heuss: Das Verfassungswerk. In: Deutsche Politik 4/II v. 1.8.1919, S. 132f. Zu Naumanns Grundrechtskatalog vgl. Dieter Beese: Staatsbekenntnis und Volkskatechismus – Friedrich Naumann und die Weimarer Verfassungsberatungen. In: Traugott Jähnichen (Hrsg.): Auf dem Weg zum Grundgesetz. Beiträge zum Verfassungsverständnis des neuzeitlichen Protestantismus. Münster 1999, S. 55-76.
- 31 Vgl. bereits Heuss an Willy Andreas, 15.6.1911, Heuss, Aufbruch (wie Anm. 7), Nr. 114, S. 331f. »Viele Dinge sehe ich heute anders als er, besonders in den künstlerischen Dingen, aber ich kann eigentlich nicht sagen, daß Naumann, seit ich seine Grenzen eher beurteilen kann, für mich kleiner geworden ist. [...] Meine Meinungen über ihn stammen aus der genauen Kenntnis der menschlichen, familiären, geistigen Hintergründe.«

miners: diskursiv statt autoritär, feinfühlig statt herzlos, intellektuell beweglich statt dogmatisch erstarrt, progressiv statt konservativ.³² Nicht in allem, aber in vielem erschien ihm Naumann offenbar anders als der eigene, als autoritär und schwierig empfundene Vater. Diese Beziehung bildete den Kern jenes metapolitischen Naumann-Bildes, das Heuss noch zu Naumanns Lebzeiten verinnerlicht und später auf vielfache Weise tradiert hat. Naumanns überraschender Tod am 24. August 1919 bedeutete für Heuss und seine Frau somit eine harte Zäsur: »Naumanns Tod hat uns beide des geistigen Vaters beraubt [...]. Unsere Sorge ist jetzt die Weiterführung seines Werkes«, schrieb er am 18. September 1919 an seinen Doktorvater Lujo Brentano.³³ Was aber konnte die Weiterführung des Werkes unter völlig geänderten politischen Rahmenbedingungen heißen?

Zunächst und vor allem hielt Heuss nach Naumanns Tod an Grundüberzeugungen fest, die er während seiner Lehrjahre im Naumann-Kreis gewonnen hatte.³⁴ Dazu gehörte erstens der Glaube an die nationale Demokratie als die dem Industriezeitalter angemessene Form politischer Herrschaft. Wie Naumann konzipierte Heuss die Demokratie nicht als ahistorische Verfassungsnorm, sondern funktional als diejenige Herrschaft, in der die divergierenden gesellschaftlichen Interessen zum Ausgleich kommen. Den Prüfstein hierfür sah Heuss in der von ihm aufmerksam verfolgten Entwicklung der Sozialdemokratie, die seinem Urteil zufolge bereits während des späten Kaiserreichs über ihre zunehmende Einbindung in parlamentarisch-demokratische Prozeduren aus ihrer intransigenten Oppositionshaltung gegenüber dem Staat herausgefunden hatte. In dem Maß, in dem die Demokratie gesellschaftliche Kräfte zu integrieren und die Bürger für den Staat zu gewinnen vermochte, sollte sie, so der Naumannianer Heuss, der Steigerung nationaler Macht und Wohlfahrt zugute kommen: Für Naumann wie für Heuss waren Demokratie und Nation zwei eng miteinander verwobende Konzepte.

Zweitens war Heuss mit dem späten Naumann davon überzeugt, dass in der Gewährung individueller Freiheit die Voraussetzung für die Entfaltung der ökonomischen und kulturellen Ressourcen der Nation liege. So hat der historisch informierte Nationalökonom Heuss immer wieder darauf hingewiesen, dass die Industrialisierung im 19. Jahrhundert unter den Bedingungen des sich entfaltenden Kapitalismus weite Kreise der Bevölkerung aus dem Elend des vorindustriellen Pauperismus herausgeführt und ein Mindestmaß an materiellem Wohlstand ermöglicht habe. Individuelle Ressourcen wie Wissen, Talent,

32 Vgl. mit anderer Akzentsetzung Martin Doerry: Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminen und die Krise des Kaiserreichs. Weinheim/München 1986.

33 Heuss an Lujo Brentano, 18.9.1919. In: Heuss, Bürger (wie Anm. 7), Nr. 26, S. 130; vgl. auch Rundschreiben an die Leser der Hilfe, 12.4.1933. In: Heuss, Defensive (wie Anm. 7), Nr. 11, S. 134f.

34 Vgl. hierzu wie zum folgenden Heß, Heuss (wie Anm. 26); sowie zu Naumann die in Anm. 3 genannte Literatur.

Kreativität, Fleiß, Wagemut und Leistung galt es so zu organisieren, dass der Primat der persönlichen Verantwortung erkennbar blieb.

Die Grenzen, die dem liberalen Prinzip der freien individuellen Entfaltung gegenüber zu setzen waren, hat Heuss vielleicht weniger scharf gesehen als der in Organisationen und Strukturen denkende Naumann, aber er hat sie gesehen – eine dritte Gemeinsamkeit. Diese Grenzen lagen für beide vor allem im kulturprotestantischen Ideal der autonomen Persönlichkeit begründet, auf deren Schutz es den Naumannianern im Zeitalter der »Masse« und »Maschine« entscheidend ankam, und zwar in der ökonomischen wie in der kulturellen Sphäre. Gleichviel ob es um das Elend der Heimarbeiter, die patriarchalische Betriebsverfassung im Wilhelminischen Kaiserreich oder um die Ausnutzung von Marktübermacht bei Lohnverhandlungen ging, setzten Naumann und Heuss, inspiriert durch den liberalen Gewerkschaftstheoretiker Lujo Brentano, auf die kollektive Organisation von Interessen und deren geregelten Ausgleich, darin lag der Kern ihres sozialen Liberalismus.³⁵ Zwar hatte dabei das Prinzip der Selbsthilfe, etwa in Form von Genossenschaften, Gewerkschaften und betrieblicher Mitbestimmung, Vorrang vor staatlichen Maßnahmen, doch unterlag auch staatliche Sozialpolitik, solange sie dem Volkswohl diente und der Entfaltung von Produktivität und Kreativität nicht im Wege stand, keinem Anathema.³⁶ Wenn Heuss später die übermäßige Aktivität des modernen Interventionsstaats beklagte, so tat er dies bezeichnenderweise vor allem aus Sorge um den Staat.³⁷

Denn er war viertens in der Nachfolge Naumanns ein liberaler Etablierter: Ihm galt der Staat nicht nur als ein notwendiges Übel, dessen Funktion sich in der Gewährleistung von Sicherheit und Ordnung erschöpfen würde; der Staat war mehr als nur eine Sozialagentur unter vielen. Explizit an Hegel anknüpfend sah Heuss im Staat einen historisch gewachsenen Träger von Vernunft und Würde, den Garanten der guten Ordnung, den entscheidenden Agenten des politischen Interessenausgleichs und die höchste institutionelle Verkörperung der Nation.³⁸ Anders als die Altvorderen des Frühliberalismus und anders

35 Vgl. hierzu Hans-Georg Fleck: Sozialliberalismus und Gewerkschaftsbewegung. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine 1868-1914. Köln 1994; zum sozialen Liberalismus bei Heuss auch die knappe Charakteristik bei Ralf Dahrendorf: Theodor Heuss. Zur geistigen Gestalt des Politikers und Publizisten. In: Ders./Martin Vogt (Hrsg.): Theodor Heuss. Politiker und Publizist. Tübingen 1984, S. 13-20, hier S. 14-16.

36 Vgl. Friedrich Naumann: Neu-deutsche Wirtschaftspolitik. In: Ders.: Werke. Politische Schriften, hrsg. v. Theodor Schieder, Bd.3: Schriften zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, bearb. v. Wolfgang Mommsen, Köln/Opladen 1964, S. 71-534, hier S. 496-503; Heß, Heuss (wie Ann. 26), S. 132-140.

37 Heuss: Ansprache anlässlich der Hundertjahrfeier der Hüttenwerke Ruhrort-Meiderich am 4.11.1952, Ms. SBTH NI Heuss 8/79 (= DLA), S. 8.

38 Selbst die Erfahrung der NS-Herrschaft vermochte diese Staatsauffassung nicht zu erschüttern, vgl. Heuss' kritische Einlassung zur Staatsbestimmung, wie sie der Herrenchiemseer Verfassungsentwurf vorgesessen hatte. In: Der Parlamentarische Rat. Akten und Protokolle [hinfest: Parl. Rat]. Bd. 9: Plenum, hrsg. v. Wolfram Werner, München 1996, S. 115f.

auch als mancher zeitgenössische Linksliberale dachten Naumann und Heuss den demokratischen Staat nicht in strikter Gegenüberstellung zur Gesellschaft. Ihr demokratisch kontrollierter und liberal eingehegter Staat war vielmehr auf vielfache Weise mit der Gesellschaft verflochten. Er soll zwar nicht als Unternehmer auftreten, aber er bleibt, so Naumann, »in Wirtschaftssachen eine höchst notwendige Kontroll- und Aufsichtsinstanz«³⁹ – auch dies gehörte zum sozialen Liberalismus. Weder Naumann noch Heuss vertraten einen laissez-faire-Liberalismus. Zwar hatten beide eine freiheitliche ökonomische Ordnung vor Augen, doch war sie nicht der Dreh- und Angelpunkt ihres Denkens, sondern hatte sich in das dynamische Beziehungsgefüge zwischen Nationalstaat, Gesellschaft und Kultur funktional einzufügen.

Naumann und noch mehr Heuss hatten erkannt, dass das institutionelle Arrangement allein die Demokratie nicht tragen würde, das Gemeinwesen vielmehr der Pflege seiner sozialmoralischen Grundlagen bedürfe und der demokratische Staat auf Ressourcen der Legitimität in besonderer Weise angewiesen blieb – ein Gedanke, der eher der republikanischen als der klassisch liberalen Theorie zuzurechnen ist.⁴⁰ Diesem Umstand trugen sie dadurch Rechnung, dass sie sich intensiv um die Pflege der politischen Bildung und eines demokratischen Staatsbewusstseins kümmerten – ein fünftes Moment der Kontinuität von Naumann zu Heuss.

Auf einer metapolitischen Ebene verbindet beide sechstens die ausdrückliche Anerkennung historisch gegebener Machtkonstellationen, die nach ihrer Auffassung nicht voluntaristisch oder durch gesinnungspolitischen Eifer, sondern allein durch die nüchterne Analyse der historischen Situation und die Organisation von politischer Gegenmacht zu ändern war. Naumann wie Heuss haben in der Ausformulierung und Begründung ihrer politischen Positionen der historischen Reflexion ein hohes Gewicht beigemessen, wenn auch in unterschiedlicher Akzentuierung. Mehr als Heuss hatte sich Naumann von den historischen Evolutionslehren des 19. Jahrhunderts beeinflussen lassen. Er glaubte an einen historischen Fortschritt, der sich in den Zahlenkolonnen des Statistischen Jahrbuchs ablesen und in die Zukunft hochrechnen ließ;⁴¹ die Anerkennung und Antizipation von Modernität im Licht eines unentrinnbaren Fortschritts bestimmte sein Denken. Darin unterschied er sich von seinem weniger zahlenwütigen Schüler Heuss, der in hohem Maß historisch dachte, die Dinge kontemplativer sah und in jeder nur erdenklichen Situation nach

39 Naumann, Wirtschaftspolitik (wie Anm. 36), S. 488. Vgl. hierzu auch die Einleitung von Wolfgang Mommsen. In: Naumann, Werke, Dritter Band (wie Anm. 36), S. XI-XXII.

40 Vgl. Herfried Münkler: Soziomoralische Grundlagen liberaler Gemeinwesen. Überlegungen zum späten Ralf Dahrendorf. In: Mittelweg 36 2/2010, S. 22-37.

41 Naumanns große Programmschriften »Demokratie und Kaiserreich«, »Neudeutsche Wirtschaftspolitik« sowie »Mitteleuropa« stützten sich entscheidend auf die Auswertung und Extrapolation statistischen Materials; die lineare Hochrechnung der Bevölkerungsentwicklung im Deutschen Reich bis 1925 gehört zu seinen großen Irrtümern.

historischen Argumenten und Analogien suchte.⁴² Auf je eigene Weise mußten beide erfahren, dass ihr exzessiver Umgang mit der Geschichte der Sicherheit des Urteils nicht nur zuträglich war.

Auf der Grundlage dieses Fundus an gemeinsamen Überzeugungen hatte sich Heuss nach 1919 vorrangig in den von Naumann begründeten oder inspirierten Institutionen engagiert; zu nennen sind hier vornehmlich der Deutsche Werkbund, die Deutsche Hochschule für Politik und die Deutsche Demokratische Partei (bzw. Deutschen Staatspartei ab 1930), der Heuss gleich nach ihrer Gründung beitrat und deren Reichstagsfraktion er mit Unterbrechungen von 1924 bis 1933 angehörte. In einem ganz unmittelbaren Sinn trat Heuss das Erbe Naumanns an, als er zu Beginn des Jahres 1933 noch vor der Übertragung der Macht an Hitler die Herausgeberschaft von Naumanns Zeitschrift »Die Hilfe« übernahm. Nachdem Heuss von 1905 bis 1912 in der »Hilfe« sich seine ersten beruflichen Sporen verdient hatte, leitete er nun von Januar 1933 bis Dezember 1936 als Herausgeber und Chefredakteur unter denkbar schwierigen Umständen das vom Abonnentenschwund gebeutelte Blatt.⁴³ Mehr als alles andere macht die Übernahme der von Naumann begründeten Zeitschrift zu diesem außerordentlich kritischen Zeitpunkt deutlich, wie sehr Heuss an einer Kontinuität des Naumannschen Wirkens gelegen war: »In der ‚Hilfe‘ suche ich ja ein Stück Naumannscher Tradition zu erhalten«, schrieb er 1934 an Karl Barth.⁴⁴ Sein Interesse für die von Naumann inspirierten Institutionen hielt auch über die Zäsuren von 1945 und 1949 hinweg an. So überrascht es wenig, dass er 1949 zur Wiedereröffnung der Deutschen Hochschule für Politik sprach,⁴⁵ sich weiterhin für die Arbeit des Werkbundes interessierte und schließlich 1958 maßgeblich an der Gründung der Friedrich-Naumann-Stiftung mitwirkte.⁴⁶

Als besonders nachhaltiges Feld der Traditionsbildung erwiesen sich ferner die zahlreichen persönlichen und politischen Freundschaften, die im Umfeld Naumanns erwachsen waren und die Heuss über Jahrzehnte hin auch dann noch pflegte, wenn die früheren Vertrauten in ganz unterschiedlichen politi-

- 42 Vgl. z.B. die historischen Vergleiche, die Heuss bei der Beurteilung Hitlers in seinem Buch »Hitlers Weg« zieht, vgl. Heuss: Hitlers Weg. Eine historisch-politische Studie über den Nationalsozialismus. Stuttgart/Berlin/Leipzig 1932, S. 115-118.
- 43 Vgl. Burger, Heuss (wie Anm. 26), S. 291-313; Jürgen Frölich: »Die Umformung des deutschen Seins erlaubt keine passive Resignation«. Die Zeitschrift »Die Hilfe« im Nationalsozialismus. In: Christoph Studt (Hrsg.): »Diener des Staates« oder »Widerstand zwischen den Zeilen? Die Rolle der Presse im »Dritten Reich«. Münster 2007, S. 115-129.
- 44 Heuss an Karl Barth, 25.5.1934, Heuss, Defensive (wie Anm. 7), Nr. 52, S. 232.
- 45 Theodor Heuss: Die Menschenrechte in der politischen Bildung. In: Das sozialistische Jahrhundert 3/2 (1949), S. 59-69.
- 46 S. hierzu Monika Faßbender: Die Friedrich-Naumann-Stiftung als Vermächtnis von Theodor Heuss? In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 20 (2008), S. 113-128 ; dies.: »Auf der Grundlage des Liberalismus tätig«. Die Geschichte der Friedrich-Naumann-Stiftung. Baden-Baden 2010, S.28-44, sowie unten S. 137ff.

schen Lagern gelandet waren. Dazu gehörten etwa der Theologe Gottfried Traub, der Arzt Georg Hohmann, der Publizist Wilhelm Stapel, der Historiker Walter Goetz und der Kunsthistoriker und Diplomat Wilhelm Hausenstein.⁴⁷ Politische Differenzen spielten denn auch keine Rolle, als sich Heuss nach 1945 für diese frühen Weggefährten einsetzte, etwa für Stapel und Hausenstein.⁴⁸ Ein Grenzfall war der Stellvertretende Ministerpräsidenten der DDR und Vorsitzenden der Ost-CDU, Otto Nuschke, der in jungen Jahren zu Naumanns Anhängern gezählt hatte und gegen Ende der Weimarer Zeit Reichsgeschäftsführer der Deutschen Staatspartei gewesen war. Ihm übersandte Heuss im Dezember 1953 in denkbar distanzierter Form den eben erschienenen Band seiner Jugenderinnerungen.⁴⁹ Wer einmal durch die Schule Naumanns gegangen war, konnte kein ganz unanständiger Mensch sein – diese Überzeugung lag solchen Bemühungen zu Grunde.⁵⁰

In einer weit verzweigten Publizistik, die mehr als 30 Artikel, Rezensionen, Nachrufe, Essays und Bücher über Naumann umfasste, versicherte sich Heuss ein Leben lang seiner politischen Herkunft.⁵¹ Allen diesen Arbeiten liegt die

- 47 Mit allen genannten Personen pflegte Heuss langjährige Korrespondenzen, die zum Teil in Heuss' Nachlaß BA N 1221, vor allem aber in den Nachlässen der jeweiligen Empfänger zu finden sind. Eine Auswahl der wichtigsten Schreiben von Heuss dokumentiert die Stuttgarter Ausgabe. Zu Goetz, Hausenstein und Stapel vgl. auch deren Würdigungen in Hans Bott/ Hermann Leins (Hrsg.): Begegnungen mit Theodor Heuss. Tübingen 1954, S. 33-38, 274-280, 242-244 mit den jeweiligen Referenzen von Naumann.
- 48 Vgl. im Zusammenhang mit Stapels Entlassung Heuss an Berthold Mitte, 13.8.1946, Heuss, Erzieher (wie Anm. 7), Nr. 44; Ulrich Lappenküper: Wilhelm Hausenstein – Adenauers erster Missionschef in Paris. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 43 (1995), S. 635-678; Hausenstein hatte 1919 Naumann einen bedeutenden Nachruf gewidmet, vgl. Wilhelm Hausenstein: Friedrich Naumann in seiner Zeit. In: Der Neue Merkur 3 (1919/20), S. 420-434. Auch im Zusammenhang mit einer Diffamierung von Walter Goetz schaltete sich Heuss ein, vgl. Heuss an Ernst Mosich, 24.5.1947, Heuss, Erzieher (wie Anm. 7), Nr. 88.
- 49 Heuss an Otto Nuschke, 15.12.1953, BA N 1221, 172; Heuss hat die wenigen Zeilen des Briefes zwar diktiert, aber durch einen Mitarbeiter des Präsidialamts unterschreiben lassen; vgl. auch Heuss, Vorspiele, S. 215.
- 50 Vgl. hierzu unten S. 127.
- 51 Theodor Heuss: Ein »Naumannbuch«. In: Neckar-Zeitung Nr. 170 v. 24.7.1903, S. 1f; Ders.: Ein Buch über Naumann. In: Neckar-Zeitung Nr. 299 v. 21.12.1904, S. 1f; Ders.: Anti Naumann (Rezension zu: Heinrich Jaeger: Anti Naumann. Das ungleiche, aber gerechte Wahlrecht der Zukunft. Aachen 1909). In: Die Hilfe Nr. 38 v. 19.9.1909, S. 598f; Ders.: Friedrich Naumann. (Zu seinem 50. Geburtstag). In: Berliner Börsen-Courier, 25.3.1910; Ders.: Friedrich Naumann als Schriftsteller. In: Der Bücherwurm. November 1911, S. 37-39; Ders.: Naumann und die Weingärtner. In: Neckar-Zeitung Nr. 298 v. 20.12.1911; Ders.: Naumanns Sieg. In: Neckar-Zeitung Nr. 141 v. 20.6.1913; Ders.: Friedrich Naumann zum Gedächtnis (1919). In: Dahrendorf/Vogt (wie Anm. 35), S. 108-119; Ders.: Friedrich Naumann als Persönlichkeit. In: Neue Hamburger Zeitung, 25.8.1919; Ders.: Naumann. In: Vossische Zeitung, 26.8.1919; Ders.: Naumann als politischer Pädagoge. In: Die Hilfe Nr. 16 v. 15.8.1923, S. 288f; Ders.: Friedrich Naumanns Verhältnis zur Kunst. In: Die Hilfe Nr. 16 v. 15.8.1924, S. 271-275; Anon. [T. Heuss]: Ein Friedrich-Naumann-Haus. In: Die Hilfe Nr. 11 v. 1.6.1927, S. 286f; Ders.: Max Liebermann und Friedrich Naumann. In: Die Hilfe Nr. 14 v. 15.7.1927; Ders.: Friedrich Naumann. In: Ders.: Führer aus deutscher Not. Fünf politische Porträts. Berlin 1927, S. 7-45 (Neudruck u.d.Titel: Das war Friedrich Naumann. München 1974); Ders.: Friedrich Naumann und das Beamtenproblem. In: Beamtenbund 13, 1929, Nr. 5 [1929]; Ders.: Von den Nationalsozialen zu den

Überzeugung zu Grunde, dass Naumann trotz mangelnder politischer Erfolge eine überragende Figur der jüngeren deutschen Geschichte gewesen sei. Aus den zahlreichen kleineren Gelegenheitsarbeiten und publizierten Gedenkvorträgen ragt als Solitär die Naumann-Biographie aus dem Jahr 1937 mit ihrer Neuauflage von 1949 hervor, die bis heute in der Forschung als Referenzwerk herangezogen wird.⁵² Für die Kanonisierung seines Naumann-Bildes dürfte nur sein Naumann-Aufsatz in den »Großen Deutschen« (1957) von vergleichbarer Wirkung gewesen sein.⁵³ Noch als Altbundespräsident hielt er, nunmehr aus der Distanz eines halben Jahrhunderts, vielbeachtete Vorträge über seinen Mentor;⁵⁴ das Vorwort zu der ab 1964 erscheinenden, sechsbandigen Ausgabe der Werke Naumanns diktierte er buchstäblich auf dem Sterbebett.⁵⁵

Nationalsozialisten. In: Der Staat seid Ihr! Zeitschrift für deutsche Politik 1 (1931), S. 8; Ders.: Friedrich Naumann als Sozialpolitiker. In: Neckarzeitung v. 24. 8.1931, S. 2 (Rezension zu: Johannes Schneider: Friedrich Naumanns soziale Gedankenwelt, Berlin 1929); Ders.: Nationalsozial – nationalsozialistisch. In: Die Hilfe Nr. 5 v. 30.1.1932, S. 111f (Auszug aus »Hitlers Weg»); Ders.: Friedrich Naumann und sein Kreis. In: Vom Gestern zum Morgen. Eine Gabe für Gertrud Bäumer. Berlin 1933, S. 102-107 (1933a); Ders.: Friedrich Naumann. In: Encyclopaedia of the Social Sciences Bd. 9, hrsg. v. Edwin R.A. Seligman u. Alvin Johnson, New York 1933, S. 310 (1933b); Ders.: Zur Naumann-Biographie von Theodor Heuss. In: Die Hilfe 43 Nr. 23 v. 4.12.1937, S. 515-518 (Abdruck des Vorworts der Naumann-Biographie); Heuss, Naumann (1937/1949, wie Anm. 1); Ders.: Tradition und neuer Beginn. List – Marx – Naumann. In: Das andere Deutschland 1 Nr. 1 (1946); Ders.: Friedrich Naumann und die Innere Mission in Frankfurt am Main 1890-1896. Gedächtnisrede am 19.11.1950 in der Dreikönigskirche Frankfurt a.M.. In: Zeitwende 22 (1951), S. 571-578; Ders.: Friedrich-Naumann-Gedenkrede in der Johanneskirche in Gießen, 7.6.1952, Ms. SBTH 1221/8 (= BArch); Ders.: Friedrich Naumann. 1860-1919. In: Hermann Heimpel/Theodor Heuss/Benno Reifenberg: Die großen Deutschen. Berlin 1957, S. 143-155; Ders.: Friedrich Naumanns Erbe. Tübingen 1959; Ders.: Friedrich Naumann und die deutsche Demokratie. Wiesbaden 1960; Ders.: Friedrich Naumann und sein Vermächtnis an unsere Zeit. Gedenkrede zum 100. Geburtstag am 25. März 1960 in Heilbronn. In: Ruperto-Carola. Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg, 27 (1960), S. 34-38; Ders.: Naumann, Friedrich. In: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 7, hrsg. v. E. v. Beckerath u.a., Stuttgart/Tübingen/Göttingen 1961, S. 554-556; Ders.: Geleitwort. In: Friedrich Naumann. Werke. Erster Band: Religiöse Schriften, hrsg. v. Walter Uhsadel, Köln/Opladen 1964, S. IX; vgl. auch Walter Prinzing: Bibliographie der Schriften und Reden von Theodor Heuss und Elly Heuss-Knapp. In: Theodor Heuss, hrsg. v. d. Württembergischen Bibliotheksgesellschaft, Stuttgart 1954; Alfred Milatz: Friedrich-Naumann-Bibliographie. Düsseldorf 1957.

52 Vgl. Heuss, Naumann (1937/1949, wie Anm. 1).

53 Vgl. Heuss, Naumann (1957, wie Anm. 51).

54 Vgl. Heuss: Friedrich Naumann und die deutsche Demokratie (wie Anm. 51); ders., Naumann (1960, wie Anm. 51); Friedrich Naumann, Rede in Wiesbaden am 1.3.1961, Ms. SBTH N 1221/24 (= BArch).

55 Heuss: Geleitwort. In: Friedrich Naumann. Werke, Erster Band: Religiöse Schriften, hrsg. im Auftrag der Friedrich Naumann Stiftung von Walter Uhsadel, Köln/Opladen 1964. S. auch unten S. 139.

2. Ein neuer Naumann? Naumann, Heuss und der Gründungskonsens der Bundesrepublik

Als Naumanns Schüler und Mitarbeiter, als Bevollmächtigter seines Nachlasses, als sein Biograph und wortmächtigster Interpret hatte Heuss nach und nach Kompetenzen in sich vereinigt, die ihn aus dem Kreis der übrigen Naumann-Schüler herausgehoben und dazu beigetragen haben, dass sein Naumann-Bild im historischen Bewusstsein der Deutschen nach 1945 eine gewisse Kanonisierung erfuhr: die Erfahrungsperspektive des Zeitzeugen und persönlichen Freundes, die gut gepflegte, über Jahrzehnte anhaltende Vernetzung im Naumann-Kreis, das methodische Rüstzeug des wissenschaftlich arbeitenden Biographen und schließlich ab 1949 das symbolische Kapital des die Nationalgeschichte ex cathedra interpretierenden Bundespräsidenten.⁵⁶ In diesem Licht gewann seine monumentale Naumann-Biographie aus dem Jahr 1937 in der Nachkriegszeit und in der Bundesrepublik eine zusätzliche Beglaubigung dadurch, dass dieses während des Dritten Reiches erarbeitete Werk keinerlei Konzessionen an die nationalsozialistische Ideologie enthielt und folglich in der Nachkriegszeit neu aufgelegt werden konnte. Spätestens mit dem Erscheinen der Naumann-Biographie, die in ihrem umfassenden Anspruch, ihrer Materialfülle und in der Durchdringung der Quellen alle bis dahin zu Naumann erschienenen Arbeiten in den Schatten stellte,⁵⁷ war Heuss zu einer Autorität in Sachen Naumann geworden – freilich zu einem Zeitpunkt, als dieser im öffentlichen Bewusstsein weitgehend in Vergessenheit geraten war und seine politischen Impulse in der Geschichtspolitik des »Dritten Reiches« bestenfalls als verfehlt galten.⁵⁸ Dies sollte sich nach 1945 schlagartig ändern, als die Rückbesinnung auf die demokratischen und liberalen Traditionen Weimars und des Kaiserreichs auf der Tagesordnung stand. Mit sicherem geschichtspolitischem Gespür legte Heuss 1949 im Wunderlich-Verlag – gegen erhebliche Bedenken des Lektors⁵⁹ – eine leicht gestraffte, im Text geringfügig veränderte Neuauflage seiner Naumann-Bio-

56 Vgl. Thomas Hertfelder: Das symbolische Kapital der Bildung: Theodor Heuss. In: Hübiniger/Ders., Kritik (wie Anm. 8), S. 93-112.

57 Vgl. hierzu die Naumann-Bibliographie von Alfred Milatz (wie Anm. 3).

58 S. hierzu Thomas Hertfelder: Von Naumann zu Heuss. Aspekte einer politischen Traditionsbildung (in Vorbereitung).

59 Rainer Wunderlich-Verlag, Dr. Haendle, an Heuss, 8.8.1946, SBTH N 1221/514 (=BA). Haendle monierte vor allem jene Passagen, in denen Heuss die Betonung des Machtgedankens, des Nationalismus und des Militarismus bei Naumann herausstellte; diese würden zu sehr an den Nationalsozialismus erinnern, als dass sie die Zensur passieren könnten. Heuss widersprach mit dem Hinweis auf den wissenschaftlichen Charakter seines Buches und intervenierte beim Verleger, Heuss an Haendle, 13.8.1946, Heuss, Erzieher (wie Anm. 7), Nr. 45; Heuss an Hermann Leins, 13.8.1946, SBTH N 1221/514 (=BA).

graphie vor.⁶⁰ Nicht nur aus Zeitgründen hatte er auf eine Umarbeitung des 1936 vollendeten Manuskripts verzichtet. Es kam ihm vielmehr darauf an, den Eindruck erst gar nicht aufkommen zu lassen, dass die Erstauflage politisch kompromittiert sei.⁶¹ In der Tat hat Heuss den Aufbau, Duktus und Gedanken-gang des Werkes nicht verändert, wohl aber einzelne Formulierungen – durchaus im Blick auf die Zeitalte – neu gefasst.⁶²

In der Erstauflage der Biographie hatte Heuss seinen Mentor ganz in seine Zeit gestellt, ihn also strikt historisiert. An keiner Stelle zieht Heuss Parallelen zur Gegenwart; das Buch endet mit Naumanns Tod im August 1919, ohne einen Ausblick auf die spätere Naumann-Rezeption zu wagen. Demgegenüber zeichnet das umfangreiche Nachwort, das Heuss der Neuauflage von 1949 beigefügt hat, Verbindungslien zur jüngsten Vergangenheit, die geradezu zu einer politischen Neulektüre der Biographie herausfordern. So hob Heuss Naumanns erfolgreiches Eintreten für die Sicherung der Rechte der Kirchen in der Weimarer Verfassung nachdrücklich hervor – eine Position, der er selbst im Parlamentarischen Rat und in bewusster Auseinandersetzung mit Naumanns Haltung scharf entgegengetreten war.⁶³ Ferner wies er auf Naumanns ausgeprägte Sympathien für Frankreich und auf seine Beschäftigung mit dem wachsenden Einfluss der Interventionsmacht USA hin. Diese Gesichtspunkte waren neu, sie waren unverkennbar der Gründungssituation des Jahres 1949 geschuldet und wurden von Heuss von nun an weiter verfolgt.⁶⁴ Darüber hinaus gab Heuss nach einer über dreißig Jahre währenden affirmativen Naumann-Exegese erstmals Kritisches zu Protokoll. So sah er in Naumanns Antrag, die Weimarer Verfassung unter einen Revisionsvorbehalt zu stellen, einen Fehler, der die europäische Gesamtsituation nicht berück-

- 60 Eine stark gekürzte amerikanische Ausgabe, die Heuss noch während des Kriegs herausbringen wollte, war nicht mehr zustande gekommen; die entsprechenden Kürzungen finden sich in SBTH NL Heuss 5/43 (=DLA); vgl. hierzu den hs. Vermerk von Heuss, datiert auf den 31.12.1948, SBTH NL Heuss 4/37 (=DLA).
- 61 Vgl. das Vorwort zur Neuauflage sowie Heuss an Hermann Leins, 1.1.1949, SBTH N 1221/514 (=BA).
- 62 So wurde z.B. aus der Kapitelüberschrift »Der Endkampf im Westen« (1937, S. 542) nun »Der Schlußkampf im Westen«, aus dem »todesmüde und tapfer kämpfenden deutschen Heer« strich Heuss das »tapfer«, aus der »opferreichen Hingabe der jungen Kommandanten« wurde das »opferreiche« getilgt (1937, S. 558); außerdem kamen notwendige Aktualisierungen hinzu, wenn er den 9. November 1918 nicht mehr als den »dunkelsten Tag Deutschlands« sondern den »dunkelsten Tag des Deutschlands seiner Generation« titulierte (1937, S. 575); im Schnitt hat Heuss 1-2 Korrekturen pro Seite angebracht. Die für die Neuauflage von Hand korrigierten Satzbögen von 1937 finden sich in SBTH, NL Heuss 5/42 (=DLA).
- 63 Heuss am 23.11.1948. In: Der Parlamentarische Rat 1948-1949 [hinfot Parl. Rat]. Akten und Protokolle. Bd. 5: Ausschuss für Grundsatzfragen, bearb. v. Eberhard Pikart u. Wolfram Werner, Boppard 1993, S. 636f, 837.
- 64 Dies gilt besonders für Naumann als Anwalt der Kirchen in der Weimarer Nationalversammlung sowie seine auf Verständigung ausgerichtete Haltung gegenüber Frankreich, der sich Heuss in einem Vortrag an der Sorbonne ausführlich zuwandte, vgl. Heuss, Naumann (1960, wie Anm. 51), S. 16f, 32-34.

sichtigt habe – ein Widerhall von Heuss‘ entschiedenem Einspruch gegen Bestrebungen im Parlamentarischen Rat, das Grundgesetz als bloßes Provisorium zu konzipieren.⁶⁵ Aber auch das Verhältnis von Staat und Gesellschaft, das Naumann vor Augen hatte, fand nun nicht mehr Heuss‘ uneingeschränkte Billigung. Denn die Naumannsche Idee einer korporativen Selbstorganisation der Gesellschaft brachte einen Staatsbegriff hervor, der Heuss zu wenig profitiert schien. Hier wird deutlich, dass sich Heuss zu einem noch strammeren Etatisten entwickelt hatte als sein Lehrer.⁶⁶ Dies hing auch mit Heuss‘ ausgeprägtem Verständnis vom Rechtsstaat zusammen, von dem Naumann, wie Heuss kritisch vermerkt, weit entfernt war. Hinter Naumanns interventionsstaatlichen Projekten hingegen witterte sein Biograph nun die Gefahr von Bürokratisierung und Patronage. Man sieht: Unter dem Eindruck der »deutschen Katastrophe« (Friedrich Meinecke) trat der Schüler erstmals ausdrücklich aus dem Schatten seines bewunderten Lehrers heraus, um diesem gegenüber ein deutlich liberaleres Profil zu zeigen.

Die zentrale These, die Heuss seiner Naumann-Deutung nunmehr zugrunde legte, brachte indessen eine metapolitische Überzeugung zum Ausdruck:

»Die Männer, die in ihren Jugend- und werdenden Reifejahren von Naumann erfasst und bestimmt wurden, haben sich nach 1918, auch nach 1945 in die verschiedenen politischen Gruppen verteilt – kein einziger, der irgendwann einmal in einer wenn auch nur bescheidenen Verantwortung gestanden hatte, ist nach 1933 in Hitlers Gefolgschaft als aktive Kraft sichtbar geworden.⁶⁷ [...] Wer von Naumann aus den Weg in das öffentliche Leben fand, war durch einen elementaren sittlichen Impuls bestimmt gewesen. Und dies feite ihn gegen eine Bewegung, deren Führerschicht auch den ganz primitiven sittlichen Maßstab verwarf, weil sie das Spannungsproblem zwischen Ethik und Macht überhaupt nicht empfand.«⁶⁸

Die Spannung zwischen Ethik und Macht aber war genau jener Kern in Naumanns Persönlichkeit, auf den Heuss stets – und mit besonderem Nachdruck in seiner Naumann-Biographie – verwiesen hatte. Dass Naumann diese Spannung in seinen Urteilen zur Außenpolitik unmissverständlich zugunsten der Macht aufzulösen pflegte, irritierte Heuss nicht. Denn er hatte die staats- und gesellschaftspolitische Dimension in Naumanns Programm vor Augen: Nau-

65 Vgl. Heuss im Parlamentarischen Rat am 9.9.1949, in: Parl. Rat, Bd. 3: Ausschuss für Zuständigkeitsabgrenzung, bearb. v. Wolfram Werner, Boppard 1986, S. 106, jetzt in: Theodor Heuss: Vater der Verfassung. Zwei Reden im Parlamentarischen Rat über das Grundgesetz, hrsg. u. bearb. v. Ernst Wolfgang Becker, München 2009, S. 49–75.

66 S. Anm. 38.

67 Mit dieser vorsichtigen Formulierung mochte Heuss mindestens einen Grenzfall – den persönlichen Referenten des Reichspressechefs und zugleich Fachprüfer für Presse in der Kriegsberichter-Abteilung des Propagandaministeriums, Werner Stephan (1895–1984) – im Blick haben.

68 Heuss, Naumann (1949, wie Anm. 1), S. 512. Vgl. dazu auch Heuss im Parlamentarischen Rat am 9.9.1949, in: Parl. Rat, Bd. 3 (wie Anm. 65), S. 103.

manns Idee der »Erhaltung der Persönlichkeit im Zeitalter des Großbetriebs« steht gegen die »Vernichtung der Persönlichkeit zum entseelten Massenschemen«, »Menschenerziehung« gegen »Menschenverbrauch«. Mit diesen Dichotomien gelingt es Heuss, seinen Lehrer aus dem Dunstkreis rechter Ideologie, in den er während des »Dritten Reichs« gelegentlich geraten war, wieder herauszuholen. Mehr noch: Er grenzt ihn überhaupt gegen die totalitären Systeme der Zeit ab und suchte sein Werk für die in der Nachkriegszeit anhebende kulturkritische Debatte um das industrielle System, die Massengesellschaft und das »technische Zeitalter« fruchtbar zu machen.⁶⁹ Politisch gesehen stand Naumann fortan für jenen Minimalkonsens, der die demokratischen Parteien der Gründerjahre der Bundesrepublik verbunden hat. Insofern war es von einiger Symbolkraft, wenn Heuss das Vorwort zur Neuauflage seines Buches auf Mai 1949 datierte: Im Licht der von ihm nun formulierten Deutung sollte Naumann nicht mehr – wie noch in der Erstauflage der Biographie – als eine historische Figur aus einer fernen Vergangenheit erscheinen, sondern in die Ahnenreihe der eben zu gründenden demokratischen Republik aufrücken.

Indem Heuss Naumann in die Ahnengalerie der jungen Bundesrepublik einreihte, entsprach er einer Tendenz, die sich bereits bei der Verfassungsgebung und Regierungsbildung abgezeichnet hatte. Im Parlamentarischen Rat wurde Naumann nämlich nicht nur von Liberalen wie Dehler und Heuss aufgerufen, sondern auch von Sozialdemokraten, christlichen Demokraten und Abgeordneten der Deutschen Partei. So brachte Thomas Dehler Naumanns Idee, die Weimarer Verfassung unter Revisionsvorbehalt zu stellen, in Erinnerung, während der Sozialdemokrat Georg August Zinn Naumanns Ausweitung der Grundrechte zu Gruppen- und Gemeinschaftsrechten zur Diskussion stellte und ihr aber attestierte, dass die Zeit dafür »nicht reif« sei.⁷⁰ Gleichwohl bezog sich Zinn erneut auf Naumanns Grundrechtsverständnis, als er eine verfassungsmäßige, allerdings außerhalb des Grundrechtskatalogs vorzunehmende Normierung der Wirtschaftsordnung vorschlug.⁷¹ Auch Heuss hatte im Parlamentarischen Rat nachdrücklich für einen beschränkten, dafür juristisch verbindlichen und einklagbaren Katalog von Grundrechten plädiert. Dies entsprach zwar keineswegs Naumanns »Versuch volksverständlicher Grundrechte« vom Frühjahr 1919, doch teilte Heuss deren integrative Intention.

69 Vgl. Hacke, Bundesrepublik (wie Anm. 6), S. 17-24, 60-65.

70 Vgl. Dehler am 13.10.1948. In: Der Parlamentarische Rat, Bd. 13/I: Ausschuss für Organisation des Bundes/Ausschuss für Verfassungsgerichtshof und Rechtspflege, bearb. v. Edgar Büttner u. Michael Wettenigel, München 2002, S. 543; Zinn am 21.9.1948. In: Parl. Rat, Bd. 5 (wie Anm. 63), S. 34, 36 (Zit.).

71 Vgl. Zinn am 21.9.1948. In: Parl. Rat, Bd. 5 (wie Anm. 63), S. 49; Heuss im Parlamentarischen Rat am 9.9.1948. In: Der Parlamentarische Rat 1948-1949. Reden und Protokolle [Hinfort: Parl. Rat]. Bd. 9: Plenum, bearb. v. Wolfram Werner, München 1996 S. 114-116 (mit Bezug auf Naumann).

Denn die Naumannsche Idee, einen tief in die Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung hineinwirkenden politischen und moralischen Common Sense zu ermöglichen, hielt Heuss für richtig, nur waren für ihn die Grundrechte nicht der geeignete Ort dafür.⁷² Dass die neue Verfassung eine verständliche, dem Bürger zugängliche Formulierung erhalten sollte, wurde im Parlamentarischen Rat wiederholt und unter Berufung auf Naumann gefordert, etwa von Otto Suhr (SPD) und Wilhelm Heile (DP).⁷³ In der vorletzten Sitzung des Plenums ergriff schließlich Heinrich von Brentano (CDU) die Gelegenheit, gegen Heuss' Plädoyer für das Verhältniswahlrecht Friedrich Naumann ins Feld zu führen, der 1919 entschieden für das Mehrheitswahlrecht eingetreten war.⁷⁴ Heuss suchte diesen Schachzug mit Humor zu parieren, konnte in der Sache aber wenig dagegenhalten, zumal er selbst in der Weimarer Zeit das Mehrheitswahlrecht befürwortet hatte.⁷⁵

Naumann also war, zumindest unter den historisch informierten Mitgliedern des Parlamentarischen Rats, verfassungsgeschichtlich zu einer Referenzfigur geworden, auf die sich die Vertreter nahezu aller Parteien beziehen konnten. Im Prozess der Gründung der Bundesrepublik kam sein Name ein weiteres Mal an entscheidender Stelle ins Gespräch, als die CDU/CSU-Fraktion am 1. September 1949 über die anstehenden Verhandlungen zur Regierungsbildung und über Heuss als Kandidaten für das Präsidentenamt beriet. Im Verlauf der lebhaft geführten Diskussion kamen die teils erheblichen Vorbehalte, die die Abgeordneten gegenüber Heuss hegten, deutlich zur Sprache. Als problematisch wurden insbesondere Heuss Überzeugungen zur Kirchenpolitik, zum Föderalismus und zur Sozialordnung angesehen, wobei man sich nicht ganz einig war, wie Heuss politisch einzuordnen sei. Konrad Adenauer suchte zu beschwichtigen, indem er Heuss als einen »Liberalen alten Schlages« empfahl, und erntete damit prompt Protest (»Das ist schlimm!«).⁷⁶ Auch Jakob Kaisers Einschätzung, Heuss sei kein Liberaler, sondern Demokrat, half nicht wirklich weiter, bis die Debatte in einem Zwischenruf des CSU-Abgeordneten Aloys Lenz gipfelte, der Heuss kurz und bündig zum »Manchester-Mann« stempelte. August Dresbach konterte: »Er stammt aus der Schule

72 Vgl. Heuss, Menschenrechte (wie Anm. 45), S. 66, wo er Naumanns Grundrechtsinitiative als »geistesgeschichtlich unerhört bedeutsam« bewertete und mehrfach auf Naumann zurückkam; ferner Heuss im Plenum des Parl. Rates am 9.9.1948, wie Anm. 71.

73 Suhr am 12.10.1948, Parl. Rat, Bd. 5 (wie Anm. 63); S. 245f, Zit. S. 246. Heile sprach ausdrücklich von seinem »alten und verehrten Lehrmeister Naumann«, vgl. Parl. Rat, Bd. V (wie Anm. 63), S. 38f.

74 Brentano am 10.5.1949. In: Parl. Rat, Bd. 9 (wie Anm. 71), S. 690.

75 »Das ist die beste Pointe, die ich euch geschenkt habe. Wenn ich sie nicht geschrieben hätte, wüßtet ihr das nicht«, ebd. S. 690. Vgl. Heuss am 9.9.1948, ebd., S. 110, sowie Heuss, Naumann (1937, wie Anm. 1), S. 608f; Heuss: Staat und Volk. Betrachtungen über Wirtschaft, Politik und Kultur. Berlin 1926, S. 157ff; Theodor Heuss: Wahlrechtspolitik. In: Der Deutsche Volkswirt v. 4. 10. 1929, S. 17-20, Zit. S. 19; Heß, Heuss (wie Anm. 26), S. 106-109.

76 Auftakt zur Ära Adenauer. Koalitionsverhandlungen u. Regierungsbildung 1949, bearb. von Udo Wengst, Düsseldorf 1985, S. 189.

Naumann. [...] Vom Standpunkt des sozialpolitischen Denkens scheint mir Heuss akzeptabel zu sein.«⁷⁷ Dies brachte eine gewisse Beruhigung. Naumann stand in dieser Situation also für eine sozialpolitische Linie jenseits des klassischen Liberalismus, mit der man auch seinen Schüler Heuss identifizierte und die ihn für die CDU/CSU am Ende nach dieser Seite hin akzeptabel machte.⁷⁸

Dass Dresbach mit seiner Einschätzung nicht ganz falsch lag, hatte Heuss bereits auf dem Heppenheimer Gründungsparteitag der FDP am 12. Dezember 1948 bewiesen. Dort hatte er angesichts der herrschenden sozialen Not moniert, die Liberalen hätten ihre sozialpolitische Ausgangszeit vergessen. Zugleich versuchte er, den Delegierten in einer historischen Lektion die Richtung zu weisen, indem er ihnen nacheinander Hermann Schultze-Delitzsch als Vorkämpfer der genossenschaftlichen Selbstorganisation, Lujo Brentano als liberalen Theoretiker des Gewerkschaftsgedankens, des freien Tarifvertrages und der Sozialversicherung sowie schlussendlich Friedrich Naumann mit seinem Programm von der »Menschwerdung der Masse« vor Augen führte. In Naumann sah Heuss nicht nur soziale und liberale Impulse zusammenfließen, sein Programm lieferte auch den Ansatzpunkt zur Bekämpfung der kulturkritisch diagnostizierten Tendenzen der Normierung des Individuums im Zeitalter von Großindustrie und Massendemokratie.⁷⁹ Der soziale und der kulturkritische Aspekt griffen somit ineinander. Konkrete programmatische Folgerungen zog Heuss aus diesem historischen Exkurs indessen nicht, wie sich überhaupt der Gründungsparteitag der FDP durch das Offenbleiben der programmativen Grundfragen auszeichnete.⁸⁰

77 Ebd., S. 188-201, Zit. S. 189, 194.

78 Adenauer hoffte zu diesem Zeitpunkt noch, dass auch die Sozialdemokraten Heuss' Kandidatur unterstützen würden, ebd., S. 189. In Sachen Religion und Kirche war es, wie die Debatte eindrücklich zeigt, seine Frau Elly Heuss-Knapp, die ihn in den Augen der Christdemokraten vom Nimbus des Kirchenfeindes befreite. Sie habe, so Adenauer, »auf Herrn Heuss einen guten Einfluss. Wir wählen sie ja indirekt«, ebd., S. 189.

79 Heuss: Unsere deutsche Mission. Geschichte und Aufgabe. Rede auf dem Heppenheimer Parteitag der FDP am 12.12.1948, hs. Redemanuskript SBTH, NI Heuss, N 1221/27 (= BA), S. 5f. Zum Heppenheimer Parteitag und zu Heuss Rolle vgl. Dieter Hein: Zwischen liberaler Milieu- und nationaler Sammlungsbewegung. Gründung, Entwicklung und Struktur der Freien Demokratischen Partei 1945-1949. Düsseldorf 1985, S. 333-339; Ernst Wolfgang Becker: Ein Intellektueller für die Vitrine? – Theodor Heuss und die Neubegründung des Liberalismus in Deutschland 1945-1949. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 20 (2008), S. 29-58. Bereits in seiner Rede auf dem FDP-Landesparteitag in Württemberg-Baden am 6.1.1946 hatte sich Heuss auf Schulze-Delitzsch, und Brentano berufen, vgl. Theodor Heuss: Bindung und Freiheit. In: Ders.: Aufzeichnungen 1945-1947, hrsg. v. Eberhard Pikart, Tübingen 1966, S. 164-183, hier S. 179f.

80 Vgl. dazu die knappe »Heppenheimer Proklamation«. In: Peter Juling: Programmatische Entwicklung der FDP 1946 bis 1969. Einführung und Dokumente. Meisenheim 1977, S. 86f, sowie Anm. 79.

3. Arbeit am Mythos: Naumann in der Ära Adenauer

Naumann war, wie die zitierten Bezugnahmen zeigen, bei der Aushandlung des bundesrepublikanischen Gründungskonsenses parteiübergreifend zu einer Referenzfigur avanciert. Ihr geschichtspolitisches Siegel erhielt diese Zuschreibung in Heuss' Rede nach seiner Wahl zum Bundespräsidenten am 12. September 1949. Zu Beginn dieser aufmerksam von der Presse registrierten Ansprache erinnerte Heuss an seinen Vater, der ihm Demokratie und Freiheit als lebensgestaltende Werte vermittelte habe, und an Naumann als denjenigen,

»der das wachsende Leben gestaltet hat, ohne den ich nicht das wäre, was ich bin, dem ich das Wissen zumal verdanke, das als Erbe in mir geblieben ist, dass die Nation nur leben kann, wenn sie von der Liebe der Massen des Volkes getragen wird, von dem ich gelernt habe, dass die soziale Sicherung mit die Voraussetzung der politischen Sicherung ist. Er hat uns das Wort in die Seele geschrieben: ‚Das Bekenntnis zur Nationalität und zur Menschwerdung der Masse sind für uns zwei Seiten einer und derselben Sache.‘«⁸¹

In formelhafter Verkürzung lieferte Heuss unter Bezug auf Naumann also die entscheidenden Stichworte, mit denen der Gründungskonsens der neuen Demokratie umrissen war. In einem eminent geschichtspolitischen Akt hatte Heuss seinen Mentor anschlussfähig gemacht für die Legitimationsdiskurse der jungen Bundesrepublik.⁸²

Währenddessen blieb das von ihm in zahlreichen Reden und Publikationen entwickelte Naumann-Bild jedoch keineswegs unumstritten. Bereits 1948 hatte der frühere DDP-Politiker Willy Hellpach in seinen Memoiren ein negatives Bild von Naumann gezeichnet, dem er vollständiges politisches Versagen vorwarf. Für Hellpach lagen Naumanns größte Fehler in der Auflösung des nationalsozialen Vereins, seinem Zusammensehen mit den Linksliberalen und seinem parlamentarischen Engagement. Damit habe Naumann seine ursprünglich konservativen Prinzipien verraten und sich der »formalen Demokratie« verschrieben, jenem parlamentarischen Betrieb, dem Hellpachs ganze Verachtung galt. Hellpachs Ideal eines plebisizitären Präsidialsystems, das er als »konservative Demokratie« bezeichnete, war unterfüttert von jenen antiliberalen und antiwestlichen Ressentiments, wie sie in der Nachkriegszeit

81 Vgl. Heuss: Rede nach der Wahl zum Bundespräsidenten vor Bundestag, Bundesrat und Bundesversammlung. In: Dahrendorf/Vogt, Heuss (wie Anm. 35), S. 376–381, hier S. 376. Zwei Jahre zuvor hatte er die Akzente anders verteilt und geschrieben, dass er den sozialen Impuls weniger Naumann als vielmehr seinem Vater verdanke, Heuss an Wilhelm Heile, 22.5.1947. In: Ders., Erzieher (wie Anm. 7), S. 275f.

82 Vgl. hierzu Hacke, Bundesrepublik (wie Anm. 6).

noch weit verbreitet waren.⁸³ Spürbar alarmiert bescheinigte Heuss seinem früheren Parteifreund in der Rhein-Neckar-Zeitung »horrende Fehlurteile« und fand es »schwer zu fassen« und »unerträglich«, wie der ehemalige badi-sche Staatspräsident, Unterrichtsministers und Kandidat der Reichspräsiden-tenwahl von 1925 über Naumann geurteilt hat.⁸⁴ Für Hellpach jedenfalls war Naumann ein konservativer Modernisierer, der durch seinen Anschluss an die Liberalen seine konservativen Überzeugungen verraten hatte. Scharfe Töne kamen alsbald auch von Seiten der Geschichtswissenschaft. Inspiriert von Hellpachs Memoiren und Friedrich Meineckes »Deutscher Katastrophe« legte der Historiker Werner Conze 1950 eine Analyse der natio-nalsozialen Phase Naumanns vor, in der er zu einem vernichtend negativem Urteil gelangte.⁸⁵ Anders als Heuss versuchte der eine Generation jüngere Conze Naumanns Politik ganz aus seinem darwinistisch-naturalistischen Geschichtsbild heraus zu erklären, das Naumann zu einem außenpolitisch ver-hängnisvollen Überlegenheitsgestus und falschen Prognosen verführt habe. Conze warf Naumann eine Politik der Illusionen vor, die mit dem »Pathos der Sicherheit eines fortschrittsgläubigen Propheten« ohne fundiertes Wissen und ohne Verankerung in einer politischen Tradition diletantisch und realitätsfern zu Werk gegangen sei.⁸⁶ So zeichnete er in Naumann das Bild eines verant-wortungsfernen Gesinnungspolitikers, der, erfasst von einem imperialisti-schen Rausch, seine ursprünglichen ethischen Impulse gewaltsam verdrängt und statt dessen in darwinistischer Verkennung der Realität die Macht zum alleinigen Prinzip erhoben habe. In diesem Licht erscheint Naumann dem damals in Göttingen lehrenden Historiker, der später zum Doyen der deut-schen Sozialgeschichtsschreibung aufsteigen sollte, alles andere als unzeit-mäss. Vielmehr figuriert Naumann als der fatale Prototyp des protestantischen wilhelminischen Bildungsbürgers. Naumann als Verhängnis statt als verpas-ste Chance – mit dieser These markierte Conze einen scharfen Kontrapunkt zur Naumann-Biographie von Theodor Heuss.

83 Vgl. Willy Hellpach: Wirken in Wirren, Bd. 1, Hamburg 1948, zu Naumann S. 396-400; zur »konservativen Demokratie« Bd. 2, Hamburg 1949, S. 382-385.

84 Heuss: Lebensläufe. Robert Wilbrandt – Willy Hellpach. In: Rhein-Neckar-Zeitung Nr. 41. 12.3.1949; vgl. auch Heuss an Willy Hellpach, 7.3.1949. In: Ders., Erzieher (wie Anm. 7), Nr. 189. Gegenüber dem in London lebenden Historiker Erich Eyck berichtete Heuss, Hell-pach sei von seiner Kritik »total erstaunt und erschlagen« gewesen, Heuss an Eyck, 15.7.1952, SBTH, NI Heuss, N 1221/129 (= BA), Durchschlag.

85 Werner Conze: Friedrich Naumann. Grundlagen und Ansatz seiner Politik in der nationalso-zialen Zeit (1895 bis 1903). In: Schicksalswege Deutscher Vergangenheit. Festschrift für Siegfried A. Kaehler. Düsseldorf 1950, S. 355-386. Conze war zu diesem Zeitpunkt 40 Jahre alt; zu Conze vgl. Thomas Etzemiöller: Sozialgeschichte als politische Geschichte: Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945. München 2001; Jan Eike Dunkhase: Werner Conze. Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert. Göttingen 2010.

86 Conze, Naumann (wie Anm. 85), S. 380.

Obwohl fokussiert auf Naumanns nationalsoziale Zeit zielte Conzes Kritik auf den ganzen Naumann, und sie traf Heuss weitaus empfindlicher als Hellpachs maliciöse Reminiszenz. Heuss hatte seine Biographie stets ausdrücklich als ein wissenschaftliches Werk verstanden, dessen Interpretation nun ausgerechnet von einem Wissenschaftler von Grund auf in Frage gestellt wurde. Eine Antikritik zu Conze hat Heuss, abgesehen von einem versteckten Seitenhieb in den »Großen Deutschen«,⁸⁷ nicht geliefert; in seinen Briefen jedoch machte er seinem Ärger noch Jahre später Luft und sprach von »professoraler Überheblichkeit«, die von Naumanns »seelischer Bedrängtheit keine Ahnung« habe.⁸⁸ Hier wird deutlich, dass Heuss seinem Lehrer vor allem menschlich und psychologisch gerecht zu werden versuchte, während der Historiker eher Naumanns Wirken vor dem Hintergrund der Strukturprobleme des Kaiserreichs im Blick hatte. Heuss ließ sich von der historischen Kritik und Memoirenliteratur der fünfziger und frühen sechziger Jahre, in der Naumann immer wieder als Schwärmer und Romantiker sowie sein Mitteleuropa-Konzept als imperialistisch gedeutet wurde, nicht beirren und verteidigte in seiner Korrespondenz sein Naumann-Bild, wo er nur konnte.⁸⁹

Zugleich arbeitete Heuss am Mythos Naumann beharrlich weiter, vor allem in seinen 1952 erschienenen Jugenderinnerungen und in seinem Naumann-Artikel für das 1957 erschienene Sammelwerk »Die Großen Deutschen«.⁹⁰ Diesen Mythos galt es zunächst, auch gegen Conze, freizuhalten von jenen Assoziationen, die ihm im »Dritten Reich« zugeschrieben worden waren – nicht zuletzt von seinen eigenen Anhängern. Ohne Ross und Reiter näher zu nennen, spricht Heuss in den »Großen Deutschen« von einem grundsätzlichen »Mißverständen des geistig-sittlichen Niveaus wie der Grundkonzeption« bei denjenigen, die Naumann in irgendeiner Weise als Vorläufer des »Dritten Reichs« gedeutet hatten.⁹¹ Ansonsten variiert er die bekannten Topoi: Naumanns Versuch, die sozialistische Arbeiterbewegung für den Nationalstaat zu gewinnen, sein Außenseitertum im liberalen Parteienspektrum, seinen nüch-

- 87 Naumann sei in die »Gefahr der Verzeichnungen« geraten; »durchschnittliche Historiker« würden Naumann bestenfalls mit gewissem »beruflichen Wohlwollen« begegnen; Heuss, Naumann (1957, wie Anm. 51), S. 143.
- 88 Heuss an Otto Gönnenwein, Juni 1961, SBTH, NI Heuss, N 1221/233 (= BA); Heuss an Ludwig Dehio, 14.2.1961, SBTH, NI Heuss, N 1221/225 (= BA), Heuss an Kurt Oppel, 17.9.1962 SBTH, NI Heuss, N 1221/470 (= BA) (Zitat).
- 89 Vgl. Friedrich Stampfer: Aufzeichnungen aus meinem Leben. Köln 1957, S 45f, 119f, 130 (Naumann als »Romantiker«), 201f; dazu Heuss an Stampfer, 8.10.1957, SBTH, NI Heuss, N 1221/2071 (= BA); Ludwig Dehio: Deutschland und die Weltpolitik im 20. Jahrhundert. München 1955, S. 82, 88 passim; dazu Heuss an Dehio, 14.2.1961., SBTH, NI Heuss, N 1221/225 (= BA); Heuss an Wilhelm Heile, 25.3.1963, SBTH, NI Heuss, N 1221/236 (= BA); Heuss an Helmut Gollwitzer, 28.12.1962, SBTH, NI Heuss, N 1221/233 (= BA).
- 90 Vgl. Heuss: Vorspiele des Lebens. Tübingen 1953, S. 196-198, 245-248, 259-262, 280-283, 300f, 315f. Ders.: Naumann (1957, wie Anm. 51). Von 1949 bis 1961 hat Heuss insgesamt zehn Naumann-Reden gehalten, vgl. Theodor Heuss: Kalender der Reden und Vorträge, Familienarchiv Heuss, Basel.
- 91 Heuss, Naumann (1957, wie Anm. 51), S. 146f.

ternen Rationalismus, sein Mitteleuropa-Konzept als Abwendung vom Imperialismus und »Rückkehr zu Bismarcks kontinentaler Konzeption.«⁹² Das in der Weimarer Zeit noch beschworene Charisma des »Führers aus deutscher Not« tritt jetzt ganz zurück zugunsten von Gesichtspunkten, die offenkundig auf die gegenwärtige politische Situation zielten: Naumanns pragmatisches Eintreten für eine Zusammenarbeit zwischen Konservativen und Liberalen im Bülow-Block (1907-1909), sein Bemühen um eine deutsch-französische Verständigung, vor allem aber die liberalen Züge seiner Politik; nunmehr spricht Heuss nachdrücklich von Naumanns »Glauben an die Gestaltungskraft der Freiheit«.⁹³

In der politischen Arena spielten die gelehrten Auseinandersetzungen um Naumanns historische Bewertung keine Rolle. Naumann blieb in den fünfziger Jahren bei den Debattenrednern aller Volksparteien bis hinein in den Deutschen Gewerkschaftsbund⁹⁴ eine zitierfähige Autorität, wenn es um Fragen der Gesellschafts- und Sozialpolitik ging. Dies galt zunächst und vor allem für sozialpolitisch engagierte Christdemokraten. So berief sich der CDU-Abgeordnete Gerhard Schröder in der Bundestagsdebatte über die Neuregelung der betrieblichen Mitbestimmung im Juli 1950 auf Naumanns »Neudeutsche Wirtschaftspolitik«, als er, ganz im Sinne Naumanns, den emanzipatorischen Aspekt der Mitbestimmung herauhob und die betriebliche Mitbestimmung als ein Instrument der Synthese von sozialer Gerechtigkeit und ökonomischem Nutzen pries.⁹⁵ Auf dem Bremer Parteitag der CDU versuchte Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier 1958 in einer Grundsatzrede über »Staatsordnung und Gesellschaftsbild« einen Brückenschlag zwischen sozialem Protestantismus (dem er sich selbst zurechnete), sozialem Katholizismus und sozialem Liberalismus, wie er von Naumann vertreten wurde. Das Verbindende aller drei Strömungen sah Gerstenmaier im Personalismus sowie in der doppelten Frontstellung gegen den liberalen Nachtwächterstaat einerseits und den sozialistischen Versorgungsstaat andererseits.⁹⁶

Noch eindeutiger als Gerstenmaier reklamierte wenig später der junge SPD-Abgeordnete Erhard Eppler Naumann für seine Partei. Bereits im Bundestag

92 Ebd., S. 151.

93 Ebd., S. 154f. Erstmals erscheint Naumann hier, S. 151f, als Verteidiger der »Bürgerrechte«, was in Naumann-Biographie nur angedeutet wurde, vgl. Heuss, Naumann (1937, wie Anm. 1), S. 429, 473.

94 Vgl. Klaus Peter Schulz: Vom Proletarier zum Wirtschaftsbürger. Die politischen Auswirkungen des Mitbestimmungsrechtes. In: Gewerkschaftliche Monatshefte 2 (1951), S. 184-189, hier S. 186.

95 Vgl. Gerhard Schröder in der 80. Sitzung des Deutschen Bundestages, 27.7.1950, Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. Wahlperiode 1949-1953. Stenographische Berichte Bd. 4, S. 2933C.

96 Eugen Gerstenmaier: Staatsordnung und Gesellschaftsbild. Rede auf dem Bundesparteitag der CDU in Kiel. In: Christlich-Demokratische Union Deutschlands: 8. Bundesparteitag, Hamburg 1958, S. 90-108, sowie seine Replik auf S. 177-183, mit Naumann-Bezügen auf S. 92, 95, 102, 106, 178, 180.

der fünfziger Jahre hatten Sozialdemokraten gelegentlich aus Naumanns Schriften, etwa aus seinen »Sozialen Briefen an reiche Leute« zitiert,⁹⁷ doch schuf erst das Godesberger Programm von 1959 die Voraussetzung dafür, dass Eppler, selbst aus bildungsbürgerlich-protestantischem Elternhaus mit Naumannscher Tradition stammend, Naumann zum programmatischen Ahnen seiner Partei küren konnte. In einer schmalen, aus einem Vortrag hervorgegangenen Broschüre skizzierte Eppler Naumanns politischen Weg vom christlich-sozialen Pfarrer zum sozialliberalen Politiker als eine geradlinige, schlüssige Entwicklung.⁹⁸ Naumanns Geschichtsbild, seine imperialistische Haltung, sein Nationalismus und seine zeitweilige Begeisterung für Wilhelm II. blendete Eppler aus, um den Blick freizugeben auf einen progressiven Sozialliberalen, bei dem er wesentliche Elemente des Godesberger Programms der SPD vorgeformt sah: den demokratischen Sozialismus auf marktwirtschaftlicher Grundlage, die kollektive gesellschaftliche Interessenvertretung, die Tarifautonomie, die Achtung der Kirchen und Religionsgemeinschaften, die freiheitlich-demokratische Verfassung. Von Naumanns »neuem Liberalismus« führte in Epplers Augen ein direkter Weg zur Godesberger Sozialdemokratie, während er die FDP als wirtschaftsliberale Partei auf der Seite des »alten Liberalismus« vor seiner Erneuerung durch Naumann verortete. Naumanns Enkel seien Naumann näher als seine Söhne – mit dieser These deutete Eppler an, dass Naumanns politischer Ziehsohn Heuss auch im politischen Raum nicht mehr über das Deutungsmonopol in Sachen Naumann verfügen konnte, zumal Eppler selbst auf seinen Großvater, einen aktiven Ulmer Naumannianer, verweisen konnte.⁹⁹

In der FDP registrierte man die Vereinnahmung Naumanns durch andere Parteien schon frühzeitig mit Unbehagen,¹⁰⁰ zumal es sich die CDU nicht nehmen ließ, in der zugespitzten Wahlrechtsdebatte erneut auf Naumanns Option für das Mehrheitswahlsystem zu verweisen.¹⁰¹ Zwar bezog sich der FDP-

- 97 Kurt Pohle in der 89. Sitzung des Deutschen Bundestages, 5. Oktober 1950, Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. Wahlperiode 1949-1953. Stenographische Berichte Bd. 5, S. 3324D.
- 98 Erhard Eppler: Liberale und Soziale Demokratie. Zum politischen Erbe Friedrich Naumanns. Villingen 1961; vgl. auch ders.: Komplettes Stückwerk. Erfahrungen aus fünfzig Jahren Politik. Frankfurt 2. Aufl. 2001, S. 53f, 128, 156.
- 99 An seiner sozialdemokratischen Aneignung Naumanns hält Eppler bis heute fest, vgl. ders., Stückwerk (wie Ann. 98), S. 128.
- 100 »Meine Damen und Herren, wenn einer in diesem Hause das Recht hat, sich auf Friedrich Naumann zu berufen, dann sind wir es. (Lachen und Zurufe von links)«, Richard Hammer in der 162. Sitzung des Deutschen Bundestages, 13.9.1951, Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. Wahlperiode 1949-1953. Stenographische Berichte Bd. 9, S. 6576A. Die Äußerung fiel in einer familienpolitischen Debatte, in der Hammer Naumann mit dem Wort zitierte »Politik wird von den Müttern gemacht«, ebd.
- 101 Hugo Scharnberg in der 134. Sitzung des Deutschen Bundestages, 5.3.1956, Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 2. Wahlperiode 1953. Stenographische Berichte Bd. 28, S. 6954B.

Abgeordnete Richard Hammer in der Mitbestimmungsdebatte des Bundestages 1950 auf Naumanns Idee eines »Industriebürgertums«,¹⁰² doch vermochte der Rekurs auf Naumann der in Flügelkämpfe verstrickten und von Abspaltungen bedrohten Partei bis zum Beginn der sechziger Jahre kaum orientierende Kraft zu vermitteln.¹⁰³ Vom Naumann-Experten Heuss kam diese Orientierung jedenfalls nicht. Für ihn rangierte die Verantwortung, die er als Bundespräsident für die junge Republik übernommen hatte, erkennbar vor der Verantwortung für seine Partei, deren Entwicklung er kritisch beurteilte. Um sein Amt nicht zu beschädigen, übte er parteipolitisch ein hohes Maß an Zurückhaltung.¹⁰⁴

Gleichwohl sah er sich politisch weiterhin in der Tradition Naumanns, etwa wenn er sich für die Entwicklung eines konstruktiven Verhältnisses der Arbeiterschaft und der Gewerkschaften zum Staat einsetzte.¹⁰⁵ Dieses Verhältnis lag ihm so am Herzen, dass er darüber auch den Konflikt mit seinem Parteifreund Thomas Dehler riskierte. Als Dehler auf dem Bad Emser Parteitag der FDP im November 1952 die Gewerkschaften zu einer Gefahr für die junge Demokratie erklärte und ihnen den Anspruch, als legitime Interessenvertreter der Arbeiterschaft aufzutreten, rundweg bestritt, warf ihm Heuss »Amoklaufen« vor: »[...] aber ich bin doch zu sehr Schüler von Lujo Brentano und habe selber gewerkschaftlichen Arbeiten in meinem Leben zu nahe gestanden, um nicht die Tonlage Ihrer Rede in diesem Abschnitt für völlig verfehlt zu halten«.¹⁰⁶ Wenn sich Heuss in seinem Einspruch gegenüber Dehler dezidiert zur gewerkschaftsfreundlichen Haltung seines akademischen Lehrers bekannt hat, so ist dies in zweierlei Hinsicht bemerkenswert. Zum einen markierte er

- 102 Richard Hammer in der 80. Sitzung des Deutschen Bundestages, 27.7.1950, Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 1. Wahlperiode 1949-1953. Stenographische Berichte Bd. 4, S. 2945B.
- 103 In den Sitzungen des FDP-Bundesvorstands fiel Naumanns Name nie, vgl. FDP-Bundesvorstand: Die Liberalen unter dem Vorsitz von Theodor Heuss und Franz Blücher, Sitzungsprotokolle 1949-1954, bearb. v. Udo Wengst, Düsseldorf 1990; FDP-Bundesvorstand: Die Liberalen unter dem Vorsitz von Thomas Dehler und Reinhold Maier. Sitzungsprotokolle 1954-1960, bearb. v. Udo Wengst, Düsseldorf 1991.
- 104 Vgl. Matthias Weipert: »Verantwortung für das Allgemeine?« Bundespräsident Theodor Heuss und die FDP. Stuttgart 2009.
- 105 Vgl. sein vermittelndes Gespräch mit dem Vorstand des DGB und den Arbeitgeberverbänden am 19.12. und 27.12.1950, SBTH Bundespräsidialamt, Amtszeit Heuss B 122/265 (=BA), sowie seinen diesbezüglichen Brief an Adenauer vom 28.12.1950. In: Theodor Heuss/Konrad Adenauer: Unserem Vaterland zugute. Der Briefwechsel, hrsg. u. bearb. v. Hans Peter Mensing, Berlin 1989, S. 54/58.
- 106 Thomas Dehler: Rede auf dem Vierten Bundesparteitag der FDP zu Bad Ems am 21.11.1952, Archiv des Liberalismus (ADL) A1-30; Heuss an Dehler, 25.11.1952. In: Theodor Heuss: Lieber Dehler! Briefwechsel mit Thomas Dehler, hrsg. v. Friedrich Henning, München/Wien 1983, S. 83-86, hier S. 85; Heuss an Dehler, 28.11.1952, ADL N 1-3023; vgl. auch Dehlers Reminiszenz: Theodor Heuss zum Gedenken. In: Ders.: Reden und Aufsätze, Köln/Opladen 1969, S. 205-210. Zu Dehlers zerrüttetem Verhältnis zu den Gewerkschaften vgl. Udo Wengst: Thomas Dehler 1897-1967. Eine politische Biographie. München 1997, S. 187-192.

mit seiner wiederholt betonten gewerkschaftsfreundlichen Haltung¹⁰⁷ innerhalb seiner Partei, die von sozialem Liberalismus nichts mehr wissen wollte, eine eigenständige Position, die in der Tradition Naumanns stand.¹⁰⁸ Zum andern aber pflegte sich Heuss in solchen Zusammenhängen nicht auf Naumann selbst, sondern auf den Naumannianer Brentano zu berufen. Im Unterschied zu den Parlamentariern vermied er es sorgfältig, Naumann in aktuellen politischen Fragen zu bemühen: Die Arbeit am Mythos erlaubte keine konkret politische Instrumentalisierung.¹⁰⁹

Dies wurde, wie Monika Faßbender gezeigt hat, 1958 bei der Gründung der Friedrich-Naumann-Stiftung auf prägnante Weise deutlich. Der FDP-Bundeschäftsführer Werner Stephan, der sich selbst in der Tradition Naumanns sah,¹¹⁰ hatte die Gründung der Stiftung in enger Abstimmung mit Theodor Heuss betrieben, der sich mit seiner Autorität als Bundespräsident intensiv in die Besetzung der Gremien eingeschaltet hatte. So positionierte sich die am 19. Mai 1958 offiziell gegründete Stiftung nicht als Parteischule, sondern eher im Sinne von Naumanns »Staatsbürgerschule« und in freundlicher Distanz zur FDP.¹¹¹ Der in der Satzung definierte Stiftungszweck bezog sich explizit auf die »liberalen, sozialen und nationalen Ziele Friedrich Naumanns«, die es politisch interessierten Bürgern zu vermitteln galt. Eine enge Anbindung an die FDP schwebte auch Heuss offenbar nicht vor, denn er empfahl für die Besetzung der Gremien bevorzugt Wissenschaftler, Publizisten und Industrielle, die er persönlich schätzte, darunter freilich nur wenige aktive Parteiliberale.¹¹² In der Ansprache »Friedrich Naumanns Erbe«, die er am 14. Novem-

107 Vgl. Heuss' Ansprachen vor Bergarbeitern in Duisburg-Hückingen am 2.2.1950, in Bochum am 24.9.1950, vor den Arbeitern und Angestellten der Borsig-Werke in Berlin-Tegel am 28.1.1952, S. 4f, zur Hundertjahrfeier der Hüttenwerke Ruhrt-Meiderich am 4.11.1952, S. 8f, alle SBTH NI Heuss 8/79 (=DLA), vor dem Bundesverband der Deutschen Industrie am 5.5.1952, S. 1f (mit Berufung auf Brentano) SBTH NI Heuss 9/96 (=DLA). Alle diese Reden stehen erkennbar in der Tradition Naumanns, der freilich an keiner Stelle erwähnt wird.

108 Hans Vorländer: Der soziale Liberalismus der F.D.P. In: Karl Holl/Günther Trautmann/Hans Vorländer (Hrsg.): Sozialer Liberalismus. Göttingen 1986, S. 190-226, hier S. 198, sieht in der Sozialpolitik eine »terra incognita« der FDP der fünfziger Jahre. Zur programmatischen Entwicklung der FDP in den fünfziger und sechziger Jahren vgl. Jörg Michael Gutscher: Die Entwicklung der FDP von ihren Anfängen bis 1961, 2. Aufl. 1984, S. 100-119; Jüling, Entwicklung (wie Anm. 80); Hans-Heinrich Jansen: Dritte Kraft oder Partei der Mitte? Die FDP in den fünfziger Jahren, unged. Habilitationsschrift, Frankfurt am Main 2000, sowie die Bilanz bei Fleck, Sozialliberalismus (wie Anm. 35), S. 534-537.

109 Zu Beginn der 1960er Jahre war von einer »Art Naumann-Renaissance« die Rede, vgl. Kurt Oppel: Friedrich Naumann. Zeugnisse seines Wirkens. Stuttgart 1961, S. 5; vgl. hierzu das Urteil Nipperdeys, Deutsche Geschichte, (wie Anm. 2), oben S. 114.

110 Vgl. Werner Stephan: Acht Jahrzehnte erlebtes Deutschland. Ein Liberaler in vier Epochen. Düsseldorf 1983, S. 37f.

111 Vgl. Fassbender, Grundlage (wie Anm. 46), S. 29 mit Anm. 90, sowie die hierzu nicht allzu ergiebige Korrespondenz von Heuss in SBTH, NI Heuss, N 1221/470 (= BA).

112 Vgl. Faßbender, Grundlage (wie Anm. 46), S. 30f, 32 (Zit.), 35f. Stephan hingegen erweckt in seinen Erinnerungen den Eindruck, Heuss habe die Stiftung sehr wohl an der Seite der FDP gesehen, vgl. Stephan, Jahrzehnte (wie Anm. 110), S. 316.

ber 1958 beim Gründungsfestakt hielt, warnte er ausdrücklich vor einer Dogmatisierung Naumanns,¹¹³ und einmal mehr zeichnete er jenes historisierende Bild, das er in der Erstauflage seiner Naumann-Biographie entwickelt hatte. Im Mittelpunkt der Rede stand Naumann als »Erwecker« und politischer Pädagoge, der als »Lernender vor den Wirklichkeiten« keine festen Dogmen kannte, sondern sich durch einen elementaren Liberalismus sowie die Freiheit der sittlichen Entscheidung ausgezeichnet habe. Mit diesem betont metapolitischen Naumann-Bild musste Heuss vor allem diejenigen enttäuschen, denen es um die Weiterentwicklung liberaler Theorie und Praxis ging. Hinzu kam ein weiteres: Der bildungsbürgerlich-altväterliche Habitus, in dem Heuss dem Namenspatron der neuen Stiftung retrospektiv die politischen Konturen nahm, schien insbesondere jüngere Liberale zu enttäuschen, denen es um eine programmatiche Profilierung und Erneuerung der Partei zu tun war. So ärgerte sich der junge Wolfgang Schollwer, damals Redakteur der »freien demokratischen Korrespondenz«, über die feierlich-herablassende Art, in der Heuss seine Deutungshoheit über Naumanns Erbe inszenierte. In der Rückschau kritisierte Karl-Hermann Flach, einer der programmatichen Vordenker der Partei, jene Naumann-Verehrer, denen es nicht gelungen sei, den Liberalismus aus seiner »besitzbürgerlichen Erstarrung« zu befreien und die er historisch für den Niedergang des organisierten Liberalismus verantwortlich machte.¹¹⁴ Wen er damit *auch* meinte, lag auf der Hand.¹¹⁵ Zumindest in ihrer Gründungsphase entwickelte sich die Friedrich-Naumann-Stiftung in jenem Sinn, der wohl auch Heuss vorgeschwobt hatte. Unter der Leitung des Tübinger Rechtsphilosophen Walter Erbe brief sich die Stiftung hinsichtlich ihres Bildungsauftrags explizit auf Naumann und orientierte ihre Arbeit an einem bildungsbürgerlichen Liberalismusbegriff, der dem von Heuss akzentuierten »Elementarliberalismus« Naumanns nahe kam, jedoch wenig Berührungspunkte mit der Politik der FDP zeigte.¹¹⁶ Mit der Gründung der Naumann-Stiftung hatte sich demnach das Naumann-Bild von Heuss in

113 Vgl. Heuss, Naumanns Erbe (wie Anm. 51), S. 13.

114 Vgl. Wolfgang Schollwer: Liberale Opposition gegen Adenauer. Aufzeichnungen 1957-1961, hrsg. v. Monika Faßbender, München 2. Aufl. 1991, S. 60 (Tagebucheintrag v. 15.11.1958): »So muß es wohl auch vor fünfzig Jahren in Deutschland zugegangen sein, wenn Majestät sich einmal dazu herabließen, mit der bürgerlichen Plebs zu plaudern; Karl Hermann Flach: Kleiner liberaler Katechismus (1971). In: Ders.: Mehr Freiheit für mehr Menschen. Beiträge zur liberalen Politik. Baden-Baden 1979, S. 55-60, hier S. 59.

115 Vgl. Flach auf dem Stuttgarter Dreikönigstreffen der FDP am 6.1.1972: »Ich sage ganz ehrlich, daß ich dem jungen Reinhold Maier, dem jungen Theodor Heuss, wie sie zusammen mit dem damals am Ende seiner Kraft stehenden Friedrich Naumann vor gut einem halben Jahrhundert zum ersten Mal an einer sozial-liberalen Lösung für Deutschland arbeiteten, innerlich näher stand, als den für meinen Geschmack eine Spur zu staatsmännisch gewordenen gereiften Gestalten«; Flach: »Von Reinhold Maier am meisten gelernt«. In: Ders., Freiheit (wie Anm. 130), S. 127-129, hier S. 127f.

116 Vgl. Faßbender, Grundlage (wie Anm. 46), S. 50f, sowie den im Anhang (S. 239-251) wiedergegebenen Essay von Walter Erbe: Liberalismus in heutiger Zeit (1960).

der politischen Bildung institutionalisiert. In diesem Sinn leistete die Stiftung für die Naumann-Forschung wissenschaftliche Grundlagenarbeit, indem sie ihrem Namenspatron zwischen 1964 und 1969 eine sechsbändige Werkausgabe widmete.¹¹⁷ Heuss hatte den Herausgeber des ersten Bandes, der eine Auswahl aus Naumanns religiösen Schriften dokumentierte, noch nach Kräften unterstützt und wenige Wochen vor seinem Tod ein Geleitwort beigesteuert.¹¹⁸ Der mit der Herausgabe der Bände 2 bis 5 beauftragte Kölner Historiker Theodor Schieder bezog eine vermittelnde Haltung zwischen den Positionen von Heuss und Werner Conze. Doch verwies Schieder, anders als Heuss, auf die anhaltende Aktualität der Ideen Naumanns,¹¹⁹ und die ambitionierten Einleitungen der wissenschaftlichen Bearbeiter zeigten, dass Theodor Heuss' Naumann-Biographie für sie nicht mehr das Referenzwerk bildete. Sie stellten Naumann vielmehr in den damals von der historischen Forschung zum Kaiserreich entwickelten Deutungsrahmen: Ziemlich genau mit Heuss' Tod 1963 hatte sich die Naumann-Interpretation endgültig von seinem autoritativen Interpreten gelöst.

4. Unterwegs nach Freiburg: Naumann sozialliberal

Die Beiträge des ersten Bandes der Schriftenreihe der Friedrich-Naumann-Stiftung atmeten noch spürbar den Geist eines kulturkritisch gestimmten, bildungsbürgerlichen Liberalismus, der die Freiheit durch die kommerzialisierte Massengesellschaft, den Verbändestaat, die Verselbstständigung des Wohlfahrtsstaats und den Kommunismus bedroht sieht. So zählte Walter Erbe, Vorsitzender des Gründungsvorstands, in seinem eindringlichen Essay »Liberalismus in heutiger Zeit«, hervorgegangen aus einer Rede auf dem Berliner Bundesparteitag der FDP 1959, zu den Bedrohungen der Freiheit an erster Stelle die moderne Massendemokratie mit ihren Normierungstendenzen, ferner den »schweigend vorausgesetzten Materialismus«, »blindwütiges Nurver-

117 Friedrich Naumann: Werke, hrsg. im Auftrag der Friedrich-Naumann-Stiftung, Bd.1: Religiöse Schriften, hrsg. u. bearb. v. Werner Uhsadel, Köln/Opladen 1964; Bd. 2: Schriften zur Verfassungspolitik, hrsg. v. Theodor Schieder, bearb.v. Wolfgang Mommsen, Opladen 1966; Bd. 3: Schriften zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, hrsg. v. Theodor Schieder, bearb. v. Wolfgang Mommsen, Köln/Opladen 1966; Bd. 4: Schriften zum Parteiwesen und zum Mitteleuropaproblem, hrsg. v. Thomas Nipperdey u. Wolfgang Schieder, Opladen/Köln 1966; Bd. 5: Schriften zur Tagespolitik, hrsg.v.Theodor Schieder, bearb.v. Alfred Milatz, Köln/Opladen 1967; Bd. 6: Ästhetische Schriften, hrsg. u. bearb. v. Heinz Laden-dorf, Opladen/Köln 1969.

118 Vgl. den Briefwechsel zwischen Heuss und Walter Uhsadel 1962/63, SBTH, NI Heuss, N 1221/263 (= BA), dem Heuss noch seine persönlichen Naumanniana zur Verfügung gestellt hatte; Heuss, Geleitwort (wie Anm. 51).

119 Vgl. Schieders Vorwort zu Naumanns Schriften zur Verfassungspolitik (wie Anm. 117), S. IX-XXX, die er als »Chronik deutscher Misserfolge und doch zugleich deutscher Chancen« sowie als »Verzeichnis deutscher Möglichkeiten, der großen Alternativen« liest (S. XVIIff), Distanzierung von Conze S. XVIff, zu Naumanns Aktualität S. XVII-XIX.

dienertum« und die Verheißungen moderner Konsumwerbung.¹²⁰ Erbe lehnte die »eifernde These des Amerikaners Hayek« ausdrücklich ab und wollte in der sozialen Marktwirtschaft das Adjektiv »sozial« betont wissen, nahm aber dem Begriff sogleich seine Stoßkraft, indem er ihn unverbindlich ins Anthropologische wendete.¹²¹ Auf dieser anthropologisch-humanistischen Ebene brachte er schließlich auch Naumann ins Spiel: Dessen Anliegen sei es gewesen, »aus Klassen Menschen [zu] machen«.¹²² Mit solchen Referenzen prälu-dierte die kulturprotestantisch-personalistische Naumann-Rezeption, die auch die anderen Beiträgen des Bandes kennzeichnet.¹²³ Im Unterschied zur historisierenden Naumann-Deutung bei Heuss zeichnete sich hier eine kultur-kritische Aneignung Naumanns ab, die sich gegenüber den vielfach perhor-reszierten Tendenzen der gesellschaftlichen Moderne defensiv verhielt und zugleich gegenüber einem nur ökonomisch bestimmten Markoliberalismus deutlich abgrenzte. In diesem Sinn pflegte Erich Mende auf den Bundesparteitagen der FDP von 1960 und 1961 in Anwesenheit von Heuss auf dessen Lehrer Naumann zu verweisen: Mende sah in Naumann die Antithese zum Kollektivismus und zu den Vermassungstendenzen der Moderne; er stand ihm für eine »Vermenschlichung des Staates«.¹²⁴ Paradigmatisch für die damals häuf-fig anzutreffende Reduktion des Naumannschen Ansatzes auf seinen Personalismus mag die Bemerkung des Delegierten Eduard Leuze stehen, der in Stuttgart vor einer »sozialen Sturmflut« warnte und ihr entgegenhielt: »Sozial sein heißt seit Friedrich Naumanns Zeiten hilfsbereit sein«.¹²⁵ Diese politische Entkernung Naumanns schloss nahtlos an das metapolitische, das sittliche Moment in Naumanns Wirken herausstellende Naumann-Bild bei Theodor Heuss an.

120 Walter Erbe: Liberalismus in heutiger Zeit, in: Ders. u.a. (Hrsg.): Die geistige und politische Freiheit in der Massendemokratie. Stuttgart 1960, S. 7-27, hier S. 10, wieder abgedruckt unter dem Titel »Freiheit als Beruf und Berufung«. In Peter Jüling (Hrsg.): Was heißt heute liberal?. Stuttgart 1978, S. 63-80, sowie in Faßbender, Grundlage (wie Anm. 46), S. 239-251.

121 »Um wirklich menschlich zu werden, muß der Mensch sozial sein«, Erbe, Liberalismus (wie Anm. 120), S. 13.

122 Ebd., S. 20.

123 Etwa bei Hans Wenke: Erziehung zur Freiheit der Persönlichkeit. In: Walter Erbe (Hrsg.): Die geistige und politische Freiheit in der Massendemokratie. Stuttgart 1960, S. 28-56, hier S. 28f; Paul Lichtenberg: Der liberale Bildungsbegriff und die pädagogische Wirklichkeit, ebd., S. 94-125, hier S. 99, 125; Theodor Litt: Kulturpolitik als Prüfstein freiheitlicher Staatsgestaltung, ebd., S. 126-150, hier S. 126, sowie in Erbes Vorwort, S. 5f.

124 Erich Mende: Einigkeit, Recht und Freiheit. Rede auf dem 11. Bundesparteitag der FDP in Stuttgart am 28. 1. 1960, Masch. Protokoll d. Parteitags, UB Augsburg 140 MG 15352, P967 – 1960-1963 (Mikrofilm), S. 2. Vgl. auch ders.: Freies Volk. Rede auf dem 12. Bun-desparteitag der FDP in Frankfurt am Main am 23.3.1961, in der er neben Platon und Aristoteles, Galilei und Kopernikus, Kant, Schiller und Wilhelm von Humboldt auch Naumann als »Beispiel für die Wirksamkeit der liberalen Idee« nannte, masch. Parteitagsprotokoll, ebd., S. 3, sowie Mendes Memoiren: Die neue Freiheit. 1945-1961. München/Berlin 1984, S.68.

125 Eduard Leuze auf dem Stuttgarter Parteitag am 29.1.1960, Masch. Parteitagsprotokoll (wie Anm. 124), S. 11.

Neben der metapolitischen und der kulturkritischen Naumann-Rezeption kristallisierte sich seit Beginn der sechziger Jahre in der FDP zögernd eine dritte, sozialliberale Lesart heraus, zunächst bei dem vormaligen »Jungtürken« und FDP-Fraktionsvorsitzenden im nordrhein-westfälischen Landtag, Wolfgang Döring. Er berief sich mehrfach auf Naumann, als er auf dem Parteitag seines Landesverbandes in Aachen 1960 daran erinnerte, dass Arbeiterbildungsvereine, Genossenschaften und Gewerkschaften ursprünglich aus liberalem Geist gegründet worden seien.¹²⁶ Ihm zufolge sollte sich der Liberalismus aus seiner besitzbürgerlichen Orientierung lösen und als »dritte Kraft« auch sozial- und gesellschaftspolitisch Profil zeigen. Als sich die FDP während der sechziger Jahre im Parteiengefüge neu zu positionieren hatte, kam auch die liberale Programmdebatte in Bewegung, zunächst in der Deutschland- und Bildungspolitik, ab dem Hannoveraner Parteitag 1967 auch in der Gesellschafts-, Wirtschafts- und Finanzpolitik.¹²⁷ Dabei diente Naumann jenen Kräften in der FDP, die auf einen gesellschafts- und sozialpolitisch erneuerten Liberalismus hinarbeiteten, als Anker einer spezifisch sozialliberalen Traditionsbildung.¹²⁸ Eine solche historische Rückversicherung schien um so gebotener, als die programmatische Modernisierung der FDP, wie sie im Vorfeld und während der sozialliberalen Koalition betrieben wurde, auf erheblichen parteiinternen Widerstand und strukturelle Grenzen stieß.¹²⁹ Im Zuge dieser zwischen 1967 und 1971 betriebenen Programmdiskussion waren es insbesondere Karl-Hermann Flach und Werner Maihofer, die Naumann zur historischen Referenzfigur eines programmatisch erneuerten Liberalismus aufbauten.

Bereits 1959 hatte Flach, Absolvent der Deutschen Hochschule für Politik und Bundesgeschäftsführer der FDP, auf das »zeitweilige soziale Versagen« des Liberalismus im 19. Jahrhundert hingewiesen und an Friedrich Naumann als seinen Erneuerer erinnert.¹³⁰ Dabei hatte er zunächst, ähnlich wie Mende, noch Naumanns Diktum von der »Vermenschlichung des Staates« im Sinn,

126 Wolfgang Döring: Was ist die liberale Idee heute noch wert? In: Juling, liberal (wie Anm. 120), S. 84-89 (Auszüge), hier S. 86.

127 Zu den einzelnen Stationen vgl. Heino Kaack: Die F.D.P. Grundriß und Materialien zu Geschichte, Struktur und Programmatik. Meisenheim am Glan. 3. Aufl. 1979, S. 24-48; Peter Juling: Programmatiche Entwicklung der FDP 1946 bis 1969. Meisenheim am Glan 1977; Lothar Albertin: Die Koalitionspolitische Umorientierung der FDP 1966-1969: Fall oder Modell? In: Ders. (Hrsg.): Politischer Liberalismus in der Bundesrepublik. Göttingen 1980, S. 211-221; zugespitzt Peter Lösche/Franz Walter: Die FDP. Richtungsstreit und Zukunftszweifel. Darmstadt 1996, S. 48-92.

128 Vgl. hierzu die Mehrzahl der Autoren in Juling, liberal (wie Anm. 120).

129 Vgl. Vorländer, Liberalismus (wie Anm. 108).

130 Karl-Hermann Flach: Der Freiheitsbegriff in der Welt der Technik (1959). In: Ders.: Liberaler aus Leidenschaft. München/Gütersloh/Wien 1974, S. 55-68, hier S. 62f. Eine Biographie Flachs steht noch aus, vgl. einstweilen die Skizze von Barthold Witte: Liberale Politik für Deutschland. Karl-Hermann Flach und sein Beitrag zur Reform des politischen Liberalismus. In: Karl-Hermann Flach: Mehr Freiheit für mehr Menschen. Beiträge zur liberalen Politik. Baden-Baden 1979, S. 8-18.

doch blieb er bald nicht mehr bei der wohlfeilen Formel stehen.¹³¹ Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt des Bundesgeschäftsführers 1961 plädierte er als Redakteur der Frankfurter Rundschau dafür, die FDP aus ihrer Bürgerblock-Haltung zu befreien und für ein Bündnis mit den Sozialdemokraten zu öffnen. Als er im Herbst 1966 provozierend fragte, »ob die Liberalen in Zeiten des politischen Umbruchs Stütze der alten oder Wegbereiter der neuen Kräfte« sein wollten, so war dies Naumannsche Rhetorik.¹³² Den späteren Verehrern und Adepten Naumanns hingegen warf er Unfähigkeit vor, den Liberalismus aus seiner »besitzbürgerlichen Erstarrung« zu befreien und damit zukunftsfähig zu machen.¹³³ Im unmittelbaren Vorfeld des Freiburger Parteitags von 1971, auf dem er in das neu geschaffene Amt des Generalsekretärs gewählt wurde, kam Flach in einer kritischen Positionsbestimmung des Liberalismus immer wieder auf Naumann zurück. Ganz im Geist der Zeit griff er auf ideologiekritische Denkfiguren zurück, sprach von »liberalen Phrasen« als »ideologischem Schleier«, hinter dem sich handfeste Interessen verbergen würden, und bezeichnete in seinem »Kleinen liberalen Katechismus« – eine Anspielung an Naumanns »nationalsozialen Katechismus« – den abstrakten Freiheitsbegriff als »Waffe in den Händen einer begrenzten Schicht« zur »Abwehr der Ansprüche breiter Schichten«.¹³⁴ Das waren ungewohnte Töne in liberalen Kreisen. Indem Flach seiner Partei einen dritten Weg liberaler Gesellschaftsreform zwischen Konservativismus und Sozialismus empfahl, verortete er den Liberalismus zu Beginn der 1970er Jahre in historischer Analogie zu Naumanns Projekt einer bürgerlichen Sozialreform. Der Konfrontation zwischen dem Marxismus auf der einen und dem sich in die konservative Wagenburg zurückziehenden Bürgertum auf der anderen Seite konnte er nichts abgewinnen und proklamierte stattdessen in einer wiederum an Naumann erinnernden Fortschrittsrhetorik »Mehr Freiheit für mehr Menschen«.¹³⁵ Flach ließ keinen Zweifel daran, dass für ihn Naumann in der Geschichte des Liberalismus eine schlechthin entscheidende Figur war, weil er die Verkrustungen des Liberalismus im späten Kaiserreich erkannt und einen sozialen Liberalismus dagegen gesetzt hatte. So apostrophierte er in seiner Antrittsrede als Generalsekretär der FDP auf dem Freiburger Bundesparteitag 1971 Naumann als »großen Denker«, den es »nicht nur bei Kerzenlicht und Streichquartett in wohlgesetzten Reden zu feiern, sondern beim Wort zu

131 Karl-Hermann Flach: Kennen Sie eigentlich die FDP? Bonn 1963, S. 92.

132 Flach in der Zeitschrift »liberal«, hier zitiert nach Vorländer, Liberalismus (wie Anm. 129), S. 202.

133 Ders.: Kleiner liberaler Katechismus. In: Ders.: Noch eine Chance für die Liberalen. Eine Streitschrift. Frankfurt 1971, S. 12-19, hier, S. 19.

134 Karl-Hermann Flach: Sorge um die Liberalität (1971). In: Ders., Liberaler (wie Anm. 114), S. 74-84, hier S. 76; ders., Katechismus (wie Anm. 133) S. 18f.

135 Vgl. ders., Freiheit (wie Anm. 130).

nehmen« gelte.¹³⁶ Mit solchen Formulierungen ließ Flach einmal mehr erkennen, dass er nicht eben viel von jener metapolitischen Naumann-Verehrung hielt, wie sie Theodor Heuss betrieben hatte.¹³⁷

Ihren konsequentesten Niederschlag fand Flachs Versuch einer Neupositionierung des politischen Liberalismus in den von einer Programmkommission unter Werner Maihofer entwickelten Freiburger Thesen, mit denen die FDP, nunmehr Regierungspartei in der sozialliberalen Koalition, den Versuch unternahm, ihre spezifisch gesellschaftspolitische Problemlösungskompetenz unter Beweis zu stellen.¹³⁸ Bedingt wurde dieser programmatische Kraftakt durch ein vielschichtiges Bündel von Faktoren, die vom Wandel der Sozialdemokratie seit Godesberg, der Verschiebung der Wählerbasis vom alten zum neuen Mittelstand und der wirtschaftlichen Hochkonjunktur über die Ideologisierung des politischen Diskurses Ende der sechziger Jahre bis hin zur demographischen Situation und den personellen Wechseln an der Parteispitze reichten.¹³⁹ Ein entscheidender und zugleich kontingenter Auslöser war der zunächst nicht absehbare Machtwechsel vom Herbst 1969, den die Freiburger Thesen zwei Jahre später gleichsam programmatisch ratifizierten.

Das Freiburger Parteiprogramm plädierte in seiner Einleitung für den Schutz der Menschenwürde und die Selbstbestimmung (These 1), für den Abbau von Unmündigkeit und Abhängigkeit (These 2), für die Demokratisierung der Gesellschaft (These 3) und für die Reform der Kapitalismus (These 4), um sodann in 48 weiteren Thesen in den Bereichen der Eigentumsordnung, der Vermögensbildung, der Mitbestimmung und der Umweltpolitik Reformen anzumahnen. Wie sehr sich dieses Programm, das mit Emphase auf den mündigen Bürger setzte, der sozialliberalen Tradition Friedrich Naumanns verpflichtet sah, machen die einführenden Traktate von Maihofer und Flach eindringlich deutlich. Maihofer verwies in seiner von Fortschrittspathos getragenen Einführung bei der Begründung der klassischen liberalen Prinzipien auf Kant und John Stuart Mill, während er die Demokratisierung der Gesellschaft und Wirtschaft und die Reform des Kapitalismus vor allem mit Naumann

136 Ders.: Die Zukunft der Liberalen. In: Ders., Liberaler (wie Anm. 114), S. 115-124, hier S. 116.

137 Dies machte er auf dem Dreikönigstreffen der baden-württembergischen FDP 1972 deutlich: Ihm habe der junge Theodor Heuss an der Seite Naumanns innerlich näher gestanden habe als der spätere Staatsmann, ders.: »Von Reinhold Maier am meisten gelernt«. In: Ders., Freiheit (wie Anm. 130), S. 127-129, hier S. 127f.

138 Vgl. Karl-Hermann Flach/Werner Maihofer/Walter Scheel (Hrsg.): Die Freiburger Thesen der Liberalen. Reinbek 1972; Vorländer, Liberalismus (wie Anm. 129); Hartmut Hausmann: Die Freiburger Thesen. In: Wolfgang Mischnick: Verantwortung für die Freiheit. 40 Jahre F.D.P. Stuttgart 1989, S. 215-228; Theo Schiller: Der kurze Sommer des sozialen Liberalismus. In: Vorgänge 49 (2010), S. 69-77.

139 Vgl. hierzu insgesamt Vorländer, Liberalismus (wie Anm. 108), S. 203-208.

begründete, dem er mit einem langen Zitat aus dem Jahr 1908 das Schlussplädoyer überließ.¹⁴⁰

Der ungewöhnlich hohe Aufwand an historisch-theoretischer Legitimation, den Maihofer dem Programm angedeihen ließ, erklärt sich aus dem generell theoriefreudigen Zeitklima, vor allem aber aus dem Umstand, dass die Freiburger Thesen altliberale Tabus wie die Vermögensverteilung und die Disposition über Produktionsmittel antasteten. Dabei hatte der vielfache Verweis auf Naumann neben den Rekursen auf die liberalen Theoretiker des 18. und 19. Jahrhunderts den besonderen Vorzug, dass bereits Naumann die Geschichte des Liberalismus sozialliberal interpretiert hatte. Zudem konnte Naumann über die metapolitische Spur, die Heuss in seinem politischen und publizistischen Werk gelegt hatte, als ein des Sozialismus vollkommen unverdächtiger Mann erscheinen. Darauf hob vor allem Flach ab, der in den Freiburger Thesen »nichts anderes [...] als eine Aktualisierung der Lehren von Friedrich Naumann« sah und in einer ironischen Volte dessen Schüler Heuss als Kronzeugen dafür anführte, dass dieses Programm nur liberal, keineswegs aber sozialistisch zu lesen sei.¹⁴¹ In der Tat hatten die Freiburger Thesen nirgends auf die Überwindung der bestehenden marktwirtschaftlichen Ordnung, sondern auf deren Demokratisierung und Stabilisierung auf dem Wege der Reform gesetzt. In der Tradition Naumanns stand das Programm auch insoffern, als es in seinem Demokratisierungsversprechen sowohl auf die Autonomie des mündigen Bürgers und nicht weiter explizierte Maximen sozialer Gerechtigkeit als auch auf die Steigerung der Effizienz der ökonomischen und gesellschaftlichen Ordnung setzte.¹⁴²

Dass sowohl Flach wie auch Maihofer Naumann selektiv interpretierten und weite Bereiche seines politischen Denkens ausklammerten, liegt indessen auf der Hand.¹⁴³ Anders als in der Geschichtswissenschaft ist eine solche selektive Aneignung im politischen Raum völlig legitim. Ihr Verdienst besteht darin, dass sie Naumann vom metapolitischen Sockel jenes Denkmals, zu dem ihn Heuss gemacht hatte, heruntergeholt und für die politische Programmdiskussion fruchtbar gemacht haben. In diesem Licht entfaltet die Naumann-Rezeption bei Theodor Heuss eine eigentümliche Ambivalenz: Einerseits taugten seine Ausführungen zu Naumann kaum jemals als programmatiche Leitlinie oder politische Handlungsempfehlung. Andererseits jedoch wäre

140 Werner Maihofer: Liberale Gesellschaftspolitik. In: Flach/Ders./Scheel, Thesen (wie Anm. 138), S. 27-54, hier S. 27, 43f, 47, 51-53. Bereits im Wahlkampf 1969 hatte sich Maihofer auf Naumann berufen, vgl. Ders.: Liberale Politik 69. Saarbrücken 1969, S. 10.

141 Flach: Mehr Freiheit für mehr Menschen. In: Ders./Maihofer/Scheel, Thesen (wie Anm. 138), S. 19-24, hier S. 23.

142 Vgl. Maihofer, Gesellschaftspolitik (wie Anm. 140), S. 50.

143 Dies gilt nicht nur für Naumanns Imperialismus, sondern auch etwa für seine aufgeschlossene Haltung gegenüber Kartellen, die mit Flachs ordoliberalen Vorstellungen nicht vereinbar waren.

ohne seine unermüdliche Arbeit am Mythos Naumann, ohne seine Mitwirkung an der nach seinem Idol benannten Stiftung und ohne die von dieser ins Werk gesetzten Naumann-Edition die sozialliberale Naumann-Rezeption der Modernisierer kaum möglich gewesen. Insofern gehört der Sozialliberale Heuss immerhin indirekt zu den Vorläufern von »Freiburg«.

Politisch ist das Freiburger Programm der FDP Episode geblieben; die politische Realität blieb weit hinter den Erwartungen, die dieses Programm vielfach geweckt hatte, zurück. Dies lag gewiss auch daran, dass sich die ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen nach »Freiburg« in einer Weise verschoben haben, die einer nachhaltig wirksamen sozialliberalen Konzeption den Boden entzog.¹⁴⁴ Eine Ironie dieser nachholenden sozialliberalen Naumann-Rezeption besteht zudem darin, dass sie einen der Hochindustrialisierung entstammenden Lösungsansatz zu einem Zeitpunkt favorisierte, als sich der Übergang von der industriegesellschaftlichen Moderne zur nachindustriellen Postmoderne bereits abzuzeichnen begann.¹⁴⁵ Dieser Befund lässt sich noch allgemeiner fassen: Das Kaiserreich ist mittlerweile, anders als noch zu Zeiten von Theodor Heuss und Karl Hermann Flach, dem kommunikativen Gedächtnis der Deutschen weitgehend entschwunden; vollständig historisiert bietet es kaum noch Anknüpfungspunkte, auf die sich *politische* Debatten in fruchtbarer Weise beziehen könnten.¹⁴⁶ Insofern ergeht es Naumann, auch unabhängig von den seiner Erinnerung nicht eben günstigen Entwicklungen des deutschen Liberalismus, nicht anders als Bismarck, Bebel oder Wilhelm II. Die Amnesie in der politischen Arena bedeutet jedoch nicht, dass sich die Auseinandersetzung mit seinem Werk nicht mehr lohnen würde. Im Gegen teil: Sie weitet den Blick für eine unbefangenere historische Rekonstruktion seines politischen Denkens und seiner Aneignungen über die Parteigrenzen hinweg und erschließt damit nicht zuletzt ein ebenso notwendiges wie willkommenes Ideenreservoir gegenwärtiger und künftiger Selbstreflexion des Liberalismus.

144 Vgl. hierzu die Analyse von Vorländer, Sozialer Liberalismus (wie Anm. 108), S. 216–222, der 1986 von einer Mitte der siebziger Jahre einsetzenden und »seitdem kontinuierlich fortschreitenden Regression der F.D.P.« spricht, ebd., S. 219.

145 Vgl. Vorländer, Sozialer Liberalismus (wie Anm. 108), S. 221; Andreas Rödder: Wertewandel und Postmoderne. Gesellschaft und Kultur der Bundesrepublik Deutschland 1965–1990. Stuttgart 2004.

146 Zuletzt wohl vor zwanzig Jahren in den Diskussionen über die historische Bedeutung der Wiedervereinigung.

Weitere Beiträge

Daniel Schulz

Entwicklungswege des politischen Liberalismus nach den Revolutionen: Condorcet, Constant, Tocqueville

1. Einleitung: Der französische Liberalismus und die politische Theorie der Gegenwart

Die französische Tradition des politischen Denkens war aus deutscher Sicht lange Zeit für zwei Besonderheiten bekannt: Zum einen fand sich hier jener Strang des Republikanismus, der mit den Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts zu großer Wirkmächtigkeit gelangte und der in der eigenen politischen Tradition aufgrund des gänzlich divergierenden Erfahrungshintergrundes so schmerzlich vermisst wurde. Demgegenüber standen die Denker des nachrevolutionären Konservatismus, denen in Deutschland ebenfalls eine erhebliche Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde. Weitgehend verdrängt wurde in dieser Rezeptionsgeschichte jedoch das Denken des französischen Liberalismus.

Nun ist diese Verdrängungsgeschichte kein spezifisch deutsches Phänomen. Vielmehr spiegelt sich darin lediglich die stiefmütterliche Behandlung, die Frankreich seinem eigenen liberalen Denken seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zukommen ließ. Die wichtigsten dieser Denker wurden als zweitklassige Autoren eingestuft, ihre Werke galten als zeitgenössische politische Schriftstellerei von historischem Interesse, jedoch ohne größeren systematischen oder gar politikphilosophischen Wert.

Diese Einschätzung begann sich erst zu wandeln, nachdem die republikanische Geschichtsschreibung in eine Sackgasse geraten war: Die marxistische Lesart verlor spätestens mit der »Gulag-Krise« des französischen Denkens ihre dominante Position – also mit dem Erscheinen von Alexander Solschenizyns »Archipel GULAG« in Frankreich 1974. Aber auch die konservative, souveränistische Lesart, die mit dem Gaullismus eine unwahrscheinliche Synthese republikanisch-jakobinischer und bonapartistischer Ordnungsvor-

stellungen hervorgebracht hatte, büßte nach dem Abtreten seiner charismatischen Gründerfigur an Bindungskraft ein. Aus dieser Krise des rechten und linken Lagers heraus entsprang daher der Bedarf nach neuen politischen Leitideen und Deutungsmustern, die dem gesellschaftlichen Wandel einer Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen politisch Rechnung trugen. Angesichts der europäischen Integration und der wirtschaftlichen Globalisierung standen Frankreich und seine Intellektuellen zudem vor der Herausforderung, Demokratie nicht zuerst und allein von der nationalen Souveränität des Mehrheitswillens, sondern auch von den Rechten der einzelnen Bürger und dem Schutz von Minderheiten her zu denken. Auch wenn diese liberale Neuorientierung im medialen Diskurs recht vordergründige Blüten trieb,¹ so kann doch auf einer gänzlich anderen Ebene abseits dieser Aufmerksamkeitsökonomie eine Wiederentdeckung des französischen Liberalismus durch die politische Theorie der Gegenwart beobachtet werden: Zentrale Leitfigur dieser geschichts- und theoriepolitischen Revision war der Historiker François Furet. Mit seinen eigenen Arbeiten distanzierte sich Furet vom Bild der Revolution als »Block«, das durch die deutungsmächtige Revolutionshistoriographie gezeichnet worden war und keinen Platz ließ für die Ambivalenzen und Spannungen, die Widersprüche und Sackgassen, welche Furet zufolge wesentliche Kennzeichen dieses ersten demokratischen Experiments gewesen waren.²

Als leitender Kopf des Centre Raymond Aron stand Furet zudem im Mittelpunkt eines Kreises liberaler Intellektueller, die ihre Arbeit auf die Rekonstruktion der verschütteten liberalen Traditionslinien des politischen Denkens seit der Revolution konzentrierten.³ Aus diesem Kreis sind im Lauf der letzten dreißig Jahre zahlreiche wichtige ideengeschichtliche Studien und Quelleneditionen hervorgegangen, deren Gemeinsamkeit in der Frage nach den liberalen Formen demokratischer Selbstbeschränkung besteht.⁴ Einzelne Themen waren hierbei die Suche nach der dritten Gewalt⁵, die konstitutionelle Bedeutung der Volkssouveränität⁶, die Entwicklung des allgemeinen Wahlrechts⁷

- 1 Die Ideologeme der »Neuen Philosophen« und ihre Affekte gegen den Mai 1968 sind das bekannteste Beispiel.
- 2 François Furet: 1789. Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft. München 1985 und Ders./ Denis Richet: Die Französische Revolution, Frankfurt/M. 1968.
- 3 Die wichtigsten Namen in diesem Zusammenhang sind u.a. Pierre Manent, Lucien Jaume, Marcel Gauchet, Claude Lefort und Pierre Rosanvallon. Als einen der Basistexte dieses Kreises vgl. Raymond Aron: *Essai sur les libertés*. Paris 2005.
- 4 Ohne Anspruch auf Vollständigkeit können hier genannt werden Pierre Rosanvallon: *Le Moment Guizot*. Paris 1985; François Guizot: *Histoire de la civilisation en Europe*. Hrsg. v. Pierre Rosanvallon. Paris 1996; François Furet/Mona Ozouf (Hrsg.): *La Gironde et les Girondins*. Paris 1991; Benjamin Constant: *Écrits politiques*. Hrsg. v. Marcel Gauchet. Paris 1997; Lucien Jaume: *L'individu effacé*. Paris 1998; Pierre Manent: *Histoire intellectuelle du libéralisme*. Paris 1997.
- 5 Marcel Gauchet: *La Révolution des pouvoirs. La souveraineté, le peuple et la représentation*. Paris 1995.

und der demokratischen Repräsentation⁸ sowie zahlreiche politiktheoretische Reflexionen über den Wandel der Demokratie durch die Herausforderungen des Totalitarismus.⁹

Vor diesem Hintergrund kann gezeigt werden, welchen zentralen Beitrag das französische Denken zur Entwicklung eines genuin politischen, an Erfahrungen und politischen Kontexten geschulten und nicht primär philosophisch geprägten Liberalismus geleistet hat. Das politische Element dieses Liberalismus röhrt, so legen kürzlich erschienene Studien nahe, von seiner direkten Auseinandersetzung mit dem älteren republikanischen Denken her.¹⁰ Dessen Probleme mit der Möglichkeit einer freien Ordnung sind es, die auch die Leitfragen des französischen Liberalismus bestimmt haben. Allerdings geschah dies in direkter Auseinandersetzung mit den Ereignissen und Erfahrungen der Französischen Revolution, die sowohl die Chancen als auch die Gefahren einer republikanischen Ordnung durchgespielt hatte und insofern die Frage nach neuen institutionellen Formen aufwarf, mit denen die Freiheit des Gemeinwesens, die demokratische Volksouveränität ebenso wie die Freiheit des Individuums auf Dauer gesichert werden konnte.

Der französische Liberalismus kann daher nur in seiner engen Verbundenheit und seiner Auseinandersetzung mit dem Republikanismus angemessen verstanden werden. Die miteinander verwobene Geschichte der beiden Paradigmen lässt sich in groben Zügen folgendermaßen skizzieren: Eine deutliche Verschiebung der Paradigmen von Republikanismus und Liberalismus findet zugunsten des letzteren nach der Revolution und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts statt. Noch in der letzten Phase der Französischen Revolution hatte nach dem Ende der jakobinischen Terreur mit dem Thermidor-Regime und der Verfassung von 1795 eine Entwicklung begonnen, die nach dem Umbruch zum Legitimitätsprinzip der Volksouveränität und dem Auftritt des Volkes als neuem politischem Akteur auf eine Stärkung der individuellen Bürgerrechte gegenüber der politischen Macht zielte, ganz gleich wodurch diese Macht legitimiert sei. Die Erfahrung einer demokratisch legitimierten Despotie und ebenso die europäische Restauration haben trotz aller Gegen-sätzlichkeiten dazu geführt, unter Rückgriff auf die republikanischen und liberalen Elemente der Ideengeschichte den neuen Herausforderungen mit neuen institutionellen Ordnungsvorstellungen zu begegnen. Die sich in Europa langsam abzeichnende Verschiebung von der Stände- zur modernen Industriegesellschaft ließ diesen Rückgriff dabei mehr und mehr zugunsten

6 Pierre Rosanvallon: *La démocratie inachevée*. Paris 2000.

7 Ders.: *Le sacre du citoyen*. Paris 1992.

8 Ders.: *Le peuple introuvable*. Paris 1998.

9 Claude Lefort: *L'invention démocratique*. Paris 1994; Marcel Gauchet: *La démocratie contre elle-même*. Paris 2002.

10 Andreas Kalvyas/Ira Katznelson: *Liberal Beginnings. Making a Republic for the Moderns*. Cambridge 2008.

liberaler Deutungsmuster ausfallen. Für das politische Denken bedeutete dies insbesondere eine sehr viel stärkere Akzentuierung des Interessen- gegenüber dem Tugendbegriff.

Die drei im Folgenden betrachteten Denker haben diese Spannungen zwischen Liberalismus und Republikanismus in unterschiedlicher Weise thematisiert: Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de Condorcet steht dabei für die Idee einer konstitutionellen Ermächtigung der Bürgergesellschaft. Mit den liberalen Mitteln des Rechts und der Verfassung sollen die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, die republikanische Grundidee einer vom Bürgergeist der Teilhabe und der öffentlichen Diskussion getragenen politischen Ordnung zu begründen – und zwar auch unter den Bedingungen des Pluralismus und der Heterogenität. Benjamin Constant stärkt hingegen nach den Erfahrungen der jakobinischen Terreur und der napoleonischen Machtokkupation die liberale Idee der Grundrechte und einer konstitutionellen Ordnung des Politischen, ohne das republikanische Freiheitsideal des Bürgersinns aufzugeben. Alexis de Tocqueville steht ebenfalls in dieser liberal-republikanischen Konstellation und weist angesichts seiner Erfahrungen mit den Vereinigten Staaten von Amerika diejenigen liberalen Elemente nach, die auch in der demokratischen Gesellschaft der Moderne die stabilisierende und freiheitssichernde Tradition der gemischten Verfassung fortsetzen.

2. *Condorcet und die liberale Verfassung der Demokratie*

Am Beispiel Condorcets lässt sich das Dilemma des französischen Liberalismus augenscheinlich machen: Als einer der Gründerväter eines liberalen und demokratischen Ordnungsdenkens findet der Marquis de Condorcet nur geringen Widerhall – auch wenn ihn Benjamin Constant als Kronzeugen für seine Unterscheidung zwischen der Freiheit der Alten und der Modernen nennt, so wird er doch gleichwohl auf seine Rolle als Sozialmathematiker und Apostel des gesellschaftlichen Fortschritts reduziert.¹¹ Während sich diese Interpretation nur auf einen geringen Teil seiner Schriften stützen kann, geriet darüber der politische Autor Condorcet ebenso wie der politische Liberalismus der Französischen Revolution nach und nach in Vergessenheit, obwohl gerade das Politische doch den weitaus größeren und gewichtigeren Teil seines Schreibens und Handelns ausgemacht hatte: Condorcet trat mit einem wichtigen Traktat noch vor der Revolution im Namen der Menschenrechte und der persönlichen Freiheiten für die Abschaffung der Sklaverei ein. Er

11 Hierzu und zum Folgenden vgl. mit weiteren Nachweisen Daniel Schulz: Einleitung: Condorcet und die Theorie der repräsentativen Demokratie, in: Ders. (Hrsg.): Marquis de Condorcet, Freiheit, Revolution, Verfassung. Kleine politische Schriften. Berlin 2010, S. 11-50.

beschrieb als einer der ersten in Frankreich die Amerikanische Revolution und ihre Folgen für Europa, er setzte sich als einer der wenigen Männer für die Bürgerrechte der Frauen ein.¹² Allein die Aufzählung dieser Beiträge zeigt, wie wenig Condorcet allein als Philosoph – sei es als Geschichtsphilosoph, sei es als abstrakter Rationalist – verstanden werden kann und wie sehr er als politischer Denker stets an konkreten Fragen und Problemen der politischen Ordnung gearbeitet hat. Der sicherlich bedeutendste Beitrag Condorcets zur politischen Theorie des Liberalismus besteht aber in seinem Entwurf zu einer gleichermaßen demokratischen und liberalen Verfassung für die französische Republik.¹³

Als Gegenentwurf zu den jakobinischen Ordnungsvorstellungen einer souveränen, durch keinerlei konstitutionelle Schranken durchbrochenen Einheit des Volkes hat Condorcet eine Verfassung vorgelegt, deren erklärtes Ziel die Vereinigung liberalen Rechtsdenkens mit der republikanischen Freiheit durch Gesetzesherrschaft und Selbstbestimmung war. Die Differenz zum Jakobinismus der Montagnards beginnt bereits bei der Frage nach dem Telos der politischen Gemeinschaft: Während im jakobinischen Diskurs der Gedanke des höchsten gemeinsamen Glücks eine zentrale Rolle spielte – ein Gedanke, der von Maximilien de Robespierre bis hin zur kollektiven Erlösungssemantik einer Vernunftreligion gesteigert wurde –, hielt Condorcet dieser zwischen Eschatologie und Utilitarismus schwankenden Utopie die Rechte des Bürgers als Telos des politischen Gemeinwesens entgegen. Nur diese liberalen Inhalte könnten in einer modernen Gesellschaft den Gegenstand des gemeinsamen Willens bilden, ohne dass die demokratische Ordnung selbst tyrannisch werde. Dazu bedarf es nach Condorcet zudem einer konstitutionellen Form, die den unvermittelten Voluntarismus Jean-Jacques Rousseaus aus seiner eruptiven Erscheinung befreit und durch die rechtliche Vermittlung erst auf Dauer stellen kann. Somit findet Condorcet eine Antwort für das Paradox, dass sich die republikanischen Ordnungsvorstellungen in der modernen Gesellschaft erst durch eine liberale Form realisieren lassen, wenn das Telos der Freiheit nicht durch eine substantialistische Tugenddiktatur oder die militante Permanenz des Ausnahmezustandes geopfert werden soll.

Wie aber sah diese konstitutionelle Konstruktion aus, mit der Condorcet den republikanischen Gemeinsinn ebenso wie die liberale Garantie individueller Rechte auf Dauer verstetigen wollte? Zunächst muss unterstrichen werden, dass der wesentliche Unterschied zu den radikaleren jakobinischen Demokraten der Bergpartei darin bestand, innerhalb des großräumigen Nationalstaats

12 Condorcet: Überlegungen zur Negerklaverei (1788), in: Ebd., S. 53-92; ders.: Vom Einfluss der Revolution in Amerika auf Europa (1786), in: Ebd., S. 129-149; ders.: Über die Zulassung der Frauen zum Bürgerrecht (1790), in: Ebd., S. 108-112.

13 Ders.: Verfassungsentwurf, der Nationalversammlung vorgeschlagen (1793), in: Ebd., S. 173-268.

jene Kleinräumigkeit wieder auferstehen zu lassen, die als Grundlage der alten Republiken gedient hatte und eine politische Teilhabe der Bürger überhaupt erst möglich machte. In der modernen Gesellschaft allerdings kann auf die quasi-natürlichen Voraussetzungen einer solchen kleinräumigen Gemeinschaft und ihrer bindungsstiftenden Potentiale nicht mehr zurückgegriffen werden. Vielmehr bedarf es eines künstlichen institutionellen Arrangements, um jenen Bürgergeist auch in einer großräumigen Gesellschaft wieder zu ermöglichen. Eine solche Staatskunst bedient sich der Verfassung als eines Konstruktionsinstrumentes: Sie erscheint Condorcet als ein kreatives Gestaltungsmittel, mit dem sich die politischen Bedingungen für ein freies Gemeinwesen rechtlich stabilisieren und verstetigen lassen.

Im Gegensatz zu einer problematischen Idealvorstellung der Republik, die das politische Gemeinwesen allein als eine Tugendgemeinschaft der permanenten und unvermittelten Teilhabe an der Selbstgesetzgebung entwirft und die, wie dies etwa Robespierre getan hat, den Allgemeinwillen mit dem ungefilterten Willen des Volkes auf der Strasse identifiziert, nimmt Condorcet damit einen anderen Strang des republikanischen Denkens wieder auf: Eine gute Verfassung gliedert das Gemeinwesen so, dass eine breite Beteiligung möglich gemacht wird, dass aber zugleich die absolute Macht über die Gesetzgebung für jeden einzelnen Akteur oder für bestimmte Gruppen von Akteuren unverfügbar bleibt. Der Allgemeinwille ist daher nicht unmittelbar verfügbar, wie es die politischen Demagogen behaupten, die sich selbst als das Sprachrohr des Volkes ausgeben und denen sich dieser Wille durch ihre behauptete Volksnähe direkt offenbart. Der Allgemeinwille entsteht vielmehr erst aus einem institutionell generierten Prozess der Diskussion, der möglichst viele verschiedene Standpunkte einbezieht und der sich stets an die semantische Form des Rechts halten muss.

Das neue, liberale Element dieses Verfassungsdenkens ist die Betonung des Rechts. Dabei geht es Condorcet nicht in erster Linie um allgemeine Verfassungsprinzipien, sondern vielmehr darum, den individuellen Rechten jedes einzelnen Bürgers Geltung zu verschaffen. Die bürgerlichen Grundrechte dienen somit jederzeit als kritischer Maßstab, um die von der gewählten Legislative erlassenen Gesetze auf ihre Vereinbarkeit mit der Verfassung zu kontrollieren. Um zu verstehen, wie Condorcet diese Kontrollmöglichkeit in seinem Verfassungsentwurf gestaltet hat, bedarf es zunächst eines genaueren Blickes auf die Organisation der Gesetzgebung: Die konstitutionelle Konstruktion der demokratischen Volkssouveränität setzt bei Condorcet auf die Erschaffung des politischen Subjektes durch die institutionellen Formen und Prozeduren. Ein System von Primärversammlungen soll zusammen mit der parlamentarischen Nationalversammlung die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Willensbildung schaffen. Neben dem Parlament als der nationalen Repräsentationskörperschaft schlägt Condorcet ein landesweites Netz aus kommunalen

Versammlungen vor, aus denen die Nationalversammlung Themen und Initiativvorschläge für Beratungen und Gesetze beziehen kann. Damit erhalten die Bürger Einfluss auf die legislative Agenda, ohne dass ihnen zugleich die konzentrierte Macht der Gesetzgebung zufallen würde.

Und damit wird das Leitmotiv der Verfassung – »die geordneten Beratungen«¹⁴ – in ein institutionelles Gefüge übersetzt. Jede Primärversammlung wird von einigen hundert Bürgern gebildet. Aus ihrer Mitte kann eine Gruppe von fünfzig Mitgliedern Vorschläge in das Beratungs- und Entscheidungssystem einbringen, die über mehrere Stufen gestaffelt die Nationalversammlung zu einer Beratung des Vorschlags veranlassen kann. Dabei ist dieses Beteiligungsverfahren keineswegs als der gesetzgeberische Normalfall gedacht, sondern lediglich als ein öffnendes Korrektiv für eine überzogene Machtanmaßung durch die parlamentarische Vertretungskörperschaft. Zudem ist dieses System nicht als ein »direktdemokratisches« gedacht, sondern basiert auf dem Versuch, die von Emmanuel Joseph Sieyès eingeführte Leitidee der Repräsentation durch die Erzeugung kommunikativer Strukturen abzusichern und auszuweiten. Erst durch die Einbettung der Nationalrepräsentation in ein weitläufiges Netz der öffentlichen Diskussion kann, so Condorcet, von einer Repräsentation ausgegangen werden, die tatsächlich im Sinne des Gemeinwesens regiert.

Zugleich ist in diesem System der Versuch einer demokratischen Verfassungskontrolle angelegt: Die Idee Condorcets besteht in einer Kontrolle der parlamentarischen Repräsentation durch die öffentliche Meinung der Zivilgesellschaft, die im Netz der Primärversammlungen eine verstetigte Form und ein institutionelles Forum erhält. Diese Möglichkeit, Gesetze auf ihre Verfassungsmäßigkeit hin überprüfen zu lassen, verankert Condorcet in der Form einer Verfassungsbeschwerde, die ebenso wie in der Gesetzgebungsinitiative von einer Gruppe von Bürgern in jeder Primärversammlung angestoßen werden kann. In einem komplexen Verfahren kann schließlich die Annulierung des von den Repräsentanten der Nation beschlossenen Gesetzes herbeigeführt werden. Der Prozess selbst wurde von Condorcet zweistufig entworfen: Zunächst erfolgt eine öffentliche Diskussion des betreffenden Gesetzes im Saal der Primärversammlung ebenso wie in schriftlicher Form durch die Presse. Nach einem angemessenen Zeitraum wird in einem zweiten Schritt die Entscheidung angesetzt. Im Falle einer angenommen Beschwerde werden die anderen Versammlungen des Bezirks mit der Angelegenheit befasst, bis schließlich die Nationalversammlung aufgefordert werden kann, das Gesetz zu revidieren.

Die Liberalisierung der republikanischen Demokratie führt so zu einer immanenten Korrekturmöglichkeit des Gemeinwillens, dessen Gesetzesform allein

14 Ebd., S. 182.

zwar als notwendige, jedoch eben noch nicht als hinreichende Bedingung für dessen Übereinstimmung mit den natürlichen Rechten der Bürger qualifiziert wird. Die Schwächen von Condorcets Versuch treten zwar recht deutlich zu Tage, da letztlich diejenigen Körperschaften mit der Kontrolle der Gesetze befasst werden, die sie auch selbst gegeben haben. Aber der entscheidende Anstoß dieses demokratischen Konstitutionalismus liegt doch vielmehr darin, die Notwendigkeit einer reflexiven Selbstkontrolle innerhalb eines demokratisch verfassten Gemeinwesens gezeigt zu haben. Die Institutionalisierung der konstitutionellen Gesetzeskontrolle verbleibt innerhalb der Logik demokratischer Volkssouveränität, da mit den Primärversammlungen letztlich der Souverän selbst über die Verfassungsmäßigkeit seiner Gesetze entscheiden soll. Jedoch hat Condorcet damit demonstriert, dass eine bloße Verschiebung des Ortes absoluter Machtverkörperung vom Monarchen zu einer parlementarischen Versammlung für die Garantie der Freiheit keinen grundlegenden Unterschied darstellt. Was für eine freie Verfassung und die Garantie der individuellen Grundrechte benötigt wird, sind vielmehr Orte, an denen sich die Kritik des Mehrheitswillens legitim artikulieren kann – bis hin zu der Möglichkeit, einmal getroffene Entscheidungen auch wieder revidieren zu können.

Eine Übertragung dieser Kompetenz auf die judikative Gewalt wurde nicht von Condorcet, sondern von Sieyès vorgedacht¹⁵ und erst in der amerikanischen Verfassungspraxis des judicial review zu einer erfolgreichen Selbstkontrolle des demokratischen Verfassungsstaats entwickelt. Die Frage nach der konstitutionellen Garantie individueller Rechte sollte jedoch nach der jakobinischen Terreur und nach der napoleonischen Herrschaft weiterhin die Agenda des französischen Liberalismus bestimmen.

3. Benjamin Constant: Liberale Transzendenz und gemischte Verfassung

Einen wichtigen Liberalisierungsschub erhielt das republikanische Denken durch die Rousseaukritik Benjamin Constants. Seine Modifikation demokratischer Souveränitätsvorstellungen erfolgte im Lichte der nach der jakobinischen Terreur zentral gewordenen Minderheitenrechte und der potentiellen Tyrannie der Mehrheit. Die Souveränität, so Constant gegen Rousseau, existiere nur als limitierte und relative Souveränität – gleichgültig ob es sich um die Souveränität des Fürsten oder des Volkes handele.¹⁶ Damit führt Constant eine Bestimmung wieder ein, die bei der Prägung des Begriffes für die moderne politische Theorie durch Jean Bodin eigentlich bereits enthalten war,

15 Vgl. Pasquale Pasquino: Sieyès et l'invention de la constitution en France. Paris 1998.

16 Benjamin Constant: Écrits politiques. Hrsg. v. Marcel Gauchet. Paris 1997, S. 313.

die jedoch im Laufe der absolutistischen Transformation dieses Leitkonzepts europäischer Staatlichkeit verloren gegangen war und auch in Jean-Jacques Rousseaus Inversion der Fürsten- zur Volkssouveränität nur noch schwach in der formalen Bindung an das Gesetz aufscheint.

Constant greift für die Definition dieser Einschränkungen auf zwei Argumentationsstränge zurück: Zuerst bedient er sich aus dem Arsenal des rationalen Naturrechts, das die Bindung der höchsten Macht an die ewigen Prinzipien individueller Rechte postuliert, die als Abwehrrechte gegen die staatliche Gesetzgebung entworfen werden. Der politischen Souveränität sind die mit den liberalen Grundrechten markierten Gegenstandsbereiche prinzipiell entzogen. Der absolute Zuständigkeitsanspruch wird rechtlich gebrochen. Zugleich entwirft er jedoch neben dieser rechtlichen Transzendenzstrategie, die insbesondere in der mittleren Phase seines Werkes, dem ersten Entwurf der »Principes de politiques«, deutlich wird¹⁷, auch eine politische Argumentation, die sich sehr viel näher an der republikanischen Tradition des limited government bewegt: Zum einen sieht bereits der fröhe Constant, dass eine Letztgarantie gegen despotische Anwandlungen der Staatsgewalt nicht allein in den ewigen Prinzipien der individuellen Rechte liegen kann, solange diese Rechte nicht nachdrücklich durch die öffentliche Meinung verteidigt und eingefordert werden. Zum anderen liegt darin für ihn eine Form der Gewaltenteilung begründet, die über eine bloße Funktionsaufteilung hinausgeht, indem sie ganz nach dem Modell Condorcets auf die Unverfügbarkeit der Souveränität im konstituierten Gemeinwesen verweist.

Damit zeigt sich gerade bei Constant, wie wenig das Bild eines Paradigmenwechsels der politischen Theorie dieser nachrevolutionären Situation gerecht wird. Nicht die Ablösung des republikanischen Denkens durch den Liberalismus trifft die Entwicklung, vielmehr handelt es sich um eine hybride Formation: Bei Constant wird diese Formation als eine Balance von politischen und liberalen Rechten artikuliert. Seine berühmte Formulierung von den Rechten der Alten und den Rechten der Modernen ist häufig dahingehend missverstanden worden, es handele sich um eine Ablösung politischer Partizipationsrechte durch die privatistischen Abwehrrechte des Liberalismus. Constant hatte jedoch beide Rechte als paradoxe Spannungsbalance konzipiert, in der die Geltung liberaler Abwehrrechte zum Schutz der individuellen Privatsphäre stets darauf angewiesen blieb, dass sich die Bürger politisch engagieren, um ihre Schutzrechte nicht an eine despatisch degenerierte Staatsgewalt zu verlieren. In der modernen Freiheit liegt nach Constant daher nicht nur eine Chance, sondern auch eine Gefahr: Im Genuss der privaten Unabhängigkeit ziehen sich die Individuen immer mehr hinter den Schutzschild der liberalen Abwehrrechte zurück, um ungestört ihre partikularen Interessen zu verfolgen.

17 Kalyvas, Katzenelson: Liberal Beginnings (wie Anm. 10), S. 146 ff.

Mit diesem Rückzug aus der politischen Öffentlichkeit verlieren jedoch zum einen die Individuen eine wesentliche Möglichkeit ihrer eigenen Vervollkommenung, da sie nicht mehr an der gemeinsamen Verwirklichung eines freien Gemeinwesens teilhaben. Zum anderen wird der von den Bürgern verlassene Raum des Politischen zur leichten Beute eines Despoten, der ungehindert seine Macht entfalten und das Gemeinwesen nach seinen eigenen Interessen formen und in Besitz nehmen kann. Die Möglichkeit zum partiellen Rückzug aus der politischen Teilhabe ist daher paradoxerweise an die fortbestehende Praxis politischer Teilhabe gebunden. Damit stimmt Constant in einer entscheidenden Einsicht mit dem Republikanismus Rousseaus überein und weicht zugleich von ihm ab. Bei Rousseau heißt es: »Sobald einer bei den Staatsangelegenheiten sagt: ‚Was geht’s mich an‘, muss man damit rechnen, dass der Staat verloren ist.«¹⁸ Constant dagegen liberalisiert diese republikanische Einsicht durch eine Abwandlung: Jeder Einzelne darf sich durchaus legitim von den politischen Angelegenheiten abkehren, ohne damit den Bestand des Gemeinwesens zu gefährden – alle indes dürfen dies nicht. Nicht schon durch die innere Abkehr eines Einzelnen, sondern erst durch die Dominanz einer allgemeinen apolitischen Haltung gerät das Gemeinwesen in Gefahr. Anders als in der radikalen Republik besitzt im liberalen Gemeinwesen jeder Bürger das Recht, sich aus der Politik zurückzuziehen. Eine Pflicht zur inneren und äußeren Teilhabe besteht hier nicht – gleichwohl aber bleibt das freie Gemeinwesen für seinen Bestand auf beides angewiesen.

Desgleichen entspricht diese Spannungsbalance dem Versuch, eine kontrollierende Urteilsmaut jenseits der drei klassischen Gewalten in die gemischte Verfassung einzufügen. Constant zieht damit die Schlüsse aus der Erfahrung der Revolution: Selbst in einer gewaltenteilig organisierten Verfassung ist eine Situation möglich, in der sich Legislative und Exekutive gegenseitig blockieren (wie in der ersten Verfassung von 1791), in der entweder die Legislative alle Macht an sich zieht (wie in der jakobinischen Phase der Revolution) oder in der die Exekutivgewalt die Verfassung dominiert (wie in der Phase des Thermidor und nach der Machtübernahme Napoleons). Alle drei Möglichkeiten gehen, so die Einsicht Constants, zulasten der individuellen Bürgerfreiheit, weil sie das Gemeinwesen durch innere Lähmung oder durch eine Konzentration der Macht zerstören.

Daher ist eine zusätzliche Instanz notwendig, die in der Lage ist, eine mögliche Blockade der konstitutionellen Gewalten aufzuheben, eine freiheitsgefährdende Machtkontrolle zu verhindern und die verfassungsmäßigen Grundprinzipien und -rechte auf Dauer zu garantieren. Constant hat eine solche Gewalt in zweifacher Hinsicht konzipiert: In seiner frühen republikanischen

18 Jean-Jacques Rousseau: *Gesellschaftsvertrag*. 3. Buch, 15. Kapitel. Stuttgart 1977, S. 103.

Variante sollte eine »pouvoir neutre« oder »pouvoir préservateur« neben den drei Gewalten für eine zusätzliche Freiheitssicherung sorgen. Der dritte Teil seiner »Fragments d'un ouvrage abandonné sur la possibilité d'une constitution républicaine dans un grand pays« entwirft daher die Idee einer solchen Gewalt, die unabhängig vom direkten Einfluss des Volkes, der Legislative und der Exekutive als Garant und Hüter der Verfassung agieren kann.¹⁹ Als »Bremse« der Volkssouveränität und des Gemeinwillens ist sie dafür zuständig, die konstitutionellen Freiheitsräume offen zu halten und die verfassungsmäßigen Gewalten an unzulässiger Grenzüberschreitung zu hindern.²⁰ Constant hat sich eine solche Institution als ein kollektives Gremium vorgestellt, dessen Mitglieder durch Wahl in den Departements ernannt werden. Die Ernennung auf Lebenszeit sollte sicherstellen, dass die Amtsinhaber gegenüber jeglichem Einfluss geschützt wären und auch die geringe Häufigkeit an Neuwahlen eines vakant gewordenen Sitzes wäre ein Zeichen der stabilen, von kurzfristigen Stimmungen unabhängigen Kontinuität. Zudem sah Constant ein Mindestalter und -vermögen der Mitglieder vor. Beides sollte Erfahrung und Unabhängigkeit sowie ein soziales Interesse am Erhalt der Verfassung garantieren. Die Kompetenzen dieser Institution erstrecken sich von der Auflösung der Nationalversammlung über die Absetzung der Regierung (jedoch nicht beides zugleich) bis hin zum Begnadigungsrecht und der Sanktion von Verfassungsänderungen. Allerdings hat sich Constant diese Kontrollinstanz nicht justizförmig vorgestellt. Auch konnte sein Entwurf keine Individualklage von Bürgern auf Verletzung ihrer Grundrechte, mit Ausnahme der Weiterleitung von Klagen über Rechtsverletzungen an die Regierung.²¹ Grundsätzlich sieht sein Verfassungsdenken eine Stärkung föderaler Strukturen vor, die durch die Autonomie der jeweils kleineren Einheiten gegenüber den größeren eine zusätzliche Sicherheit gegen unbefugte Übergriffe der Zentralgewalt gibt. Damit übernimmt er einen Grundzug der Idee Condorcets, eine Verfassungskontrolle der Gesetze durch dezentrale Primärversammlungen zu garantieren. Diese Kontrolle wird bei Constant aber von einer direkten, durch alle Bürger vorgenommenen Kontrolle zu einer stellvertretend für alle Bürger vorgenommenen Kontrolle modifiziert und damit von einer partizipativen zu einer repräsentativen Institution umgewandelt. Das Verfassungssystem erhält jedoch in beiden Modellen eine Möglichkeit zur reflexiven Selbstkorrektur der politischen Ordnung: Der Pouvoir préservateur fungiert nicht statisch-konservativ zum bloßen Erhalt der ursprünglichen Gründungsideen, sondern er ist ein Instrument des dynamischen Institutionenwandels. Er wahrt den Geist der Verfassung und passt zugleich die Verfassung dem gesellschaft-

19 Benjamin Constant: *Fragments d'un ouvrage abandonné sur la possibilité d'une constitution républicaine dans un grand pays*. Paris 1991.

20 Ebd., S. 377.

21 Ebd., S. 441.

lichen Wandel an.²² Der einzige »Konservatismus« ist dabei die Bewahrung der Grundrechte und der individuellen Freiheit und Sicherheit als unveränderlich deklarierte Leitideen einer freien Verfassung.²³

Bei allen liberalen Kontroll- und Begrenzungsversuchen ist sich Constant jedoch jederzeit im Klaren darüber, dass eine absolute Garantie der Verfassung nicht existieren kann: Eine Garantie der Garantie ist unmöglich²⁴, und die Einrichtung einer Institution, die zugleich innerhalb und außerhalb der Verfassung steht, birgt ein Risiko – jedoch kann das verfassungserhaltende Interesse der kontrollierenden Gewalt so konstruiert werden, dass eine Rechtsverletzung durch dieses Organ relativ unwahrscheinlich wird.²⁵ Die wesentliche Garantie für den Erhalt einer freiheitlichen Verfassung ist zudem der »esprit public«.²⁶

In der revidierten Variante seiner »Principes de politique« setzt Constant den König der konstitutionellen Monarchie als neutrale Gewalt ein.²⁷ Nach Constant kann so der Monarch als Teil eines konstitutionellen Gefüges betrachtet werden, welches gegen den Willen des Gesetzgebers auch auf andere Geltungsressourcen verweisen kann, um einer totalen Verfügbarkeit der politischen Ordnung entgegenzuwirken. Der Monarch verkörpert somit neben der rationalistischen Legitimität des Rechts durch seine Geschichtlichkeit ein traditionales Legitimitätslement, mit dem das Gemeinwesen auf seine Ursprünge zurückgeführt wird und sie gleichzeitig symbolisch präsent hält.

In ganz ähnlicher Weise wirkt auch die Religion als gewaltenteiliges Momentum:²⁸ Anders als noch bei den Aufklärern wie Condorcet – der meinte, in der schulisch geförderten Ausbildung einer autonomen Urteilskraft ohne Rückgriff auf Elemente der Offenbarungsreligionen eine Schranke gegen absolutistische, ins Totalitäre ausgreifende Versuchungen der Staatsmacht errichten zu können –, revidiert sich bei Constant dieser religionsfeindliche Zug der republikanischen Aufklärung zu einem religionsaffinen Liberalismus. Dieser erblickt in der Glaubens- und Gewissensmacht des Christentums – aber auch, ins Prinzipielle gewendet, in jeder Offenbarungsreligion – einen gewaltenteilenden Gegenpol wider die Selbstenthronisierung jedweder absolutistischer Herrschaftsansprüche.

Als Ergänzung dieser hybriden Elemente entwickelt sich zudem eine liberale Pragmatik, die sich im Detail äußerst stabilisierend für die Dauerhaftigkeit liberaldemokratischer, parlamentarischer Regime auswirken sollte: Die Beto-

22 Ebd., S. 415.

23 Ebd., S. 416.

24 Ebd., S. 451.

25 Constant, *Écrits politiques* (wie Anm. 16), S. 453.

26 Ebd., S. 420.

27 Ebd., S. 324.

28 Ebd., S. 461 ff.

nung der Ministerverantwortlichkeit, der Pressefreiheit und einer unabhängigen Rechtsprechung bewirkte einen Ausgleich des starren Gegensatzes zwischen der Exekutive und den anderen beiden Gewalten, da durch diese Instrumente neue Wege der Konfliktbewältigung offen gelegt wurden, die ansonsten das gesamte politische System destabilisiert hätten.²⁹

4. *Tocqueville zwischen Liberalismus und Republikanismus*

Diese spezifisch liberalen Antworten auf die Herausforderungen der republikanischen Ordnungskrise finden sich auch bei Charles Alexis Henri Maurice Clérel de Tocqueville, der mit seiner Amerikastudie den wohl wichtigsten Beitrag zur Synthetisierung von Liberalismus und Republikanismus im 19. Jahrhundert geleistet hat. Während in der Nachkriegszeit des 20. Jahrhunderts zunächst noch die soziologische Lesart Tocquevilles dominierte, wie sie unter anderem von Raymond Aron oder auch Jakob P. Mayer mit kulturkritischem Unterton artikuliert worden war, rückte dieses Verständnis Tocquevilles als »Analytiker des Massenzeitalters« (Mayer) im letzten Drittel des Jahrhunderts eher in den Hintergrund.³⁰ Die Wiederentdeckung seines Werkes stand vielmehr im Zeichen der politischen Theorie.³¹ François Furet nahm ihn nicht zuletzt deshalb zum Kronzeugen für seine Revision der Revolutionsgeschichte, weil er Tocquevilles Problembewusstsein teilte: Die Herausforderungen der Revolution bündelten sich in der Frage nach einer freiheitlichen Ordnung, die individuelle Freiheit und demokratische Gleichheit miteinander in einer paradoxen Spannungsbalance vereint und institutionell auf Dauer stellt. In seiner Analyse der Vereinigten Staaten von Amerika arbeitete Tocqueville das spezifisch Neue dieses politischen Ordnungsmodells heraus, das sich nicht nur in seiner historischen Erscheinung so grundlegend von den europäischen Erfahrungshorizonten unterschied: Tocqueville sah hier die Chance, diesen neuen Erfahrungshorizont auch in den europäischen Problemkontext einfließen zu lassen, in dem mit einer »neuen politischen Wissenschaft« eine Reflexionsebene geschaffen wurde, die sich von den traditionellen Begriffen und Ordnungsvorstellungen durch eine Erweiterung um die spezifisch modernen Erfahrungen unterschied.

Die grundlegende und entscheidende Einsicht Tocquevilles besteht nun darin, die USA gerade nicht, wie es der Titel des Werkes suggeriert, als Ausdruck

29 Ebd., S. 387.

30 Raymond Aron: *Les étapes de la pensée sociologique: Montesquieu, Comte, Marx, Tocqueville, Durkheim, Pareto, Weber*. Paris 1967; Jakob P. Mayer: *Alexis de Tocqueville. Analytiker des Massenzeitalters*. München 1982.

31 Vgl. Serge Audier: *Tocqueville retrouvé. Genèse et enjeux du renouveau tocquevillien français*. Paris 2005.

eines reinen Verfassungstyps zu deuten. Schließlich besitzen die Vereinigten Staaten von Amerika »eine komplexe Verfassung«.³² Ausgehend von diesem Punkt, der ihm zugleich als Such- wie als Deutungsstrategie konstitutioneller Muster dient, baut er seine Analyse auf und entschlüsselt die verschiedenen Aspekte, die in ihrer Differenz zur paradoxen Stabilisierung der freiheitlichen Verfassung beitragen. Als fundamentales Grundmuster dient ihm dabei die enge Synthese von Tugend und Recht: Der juristische Geist, den Tocqueville in allen Bereichen von Politik und Gesellschaft nachweist, kann in seiner stabilisierenden und legitimierenden Funktion der politischen Ordnung als eine spezifisch liberale Tugend verstanden werden, die an die Stelle der alten, traditionell republikanischen Tugendvorstellung getreten ist.

Die zentrale Frage nach den soziomoralischen Voraussetzungen der Freiheit ist eine genuin republikanische Frage: Politische Ordnungsmuster werden nicht auf das positiv geltende Recht oder die Organisation der Regierungsgewalt beschränkt, sondern die Verfassung wird als ein umfassender, politischer wie rechtlicher, sozialer, historischer und kultureller Gesamtzusammenhang betrachtet. Diese Verschränkung der Gesetze mit den »Sitten«, die bereits Charles-Louis de Secondat, Baron de La Brède et de Montesquieu in seinen Betrachtungen über den Geist der Gesetze angestellt hatte, erhält in Tocquevilles Analyse der demokratischen Gesellschaft Amerikas eine durchgängige, ja konstitutive Bedeutung für die methodische Betrachtung politischer Ordnung. Sie gewinnt noch dadurch an Wirksamkeit, dass sich im Bereich des Beobachtungsgegenstandes, der politischen Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts, mit der allmählichen Positivierung des Rechts eine Entwicklung durchzusetzen beginnt, die mit den großen Kodifizierungsleistungen der amerikanischen und französischen Revolutionsverfassungen eingesetzt hatte. Im amerikanischen Fall lässt sich die Funktion eines sich langsam autonomisierenden Rechtssystems für die Freiheitsgarantie der bürgerlichen Gesellschaft besonders gut ablesen: Durch den mit der Differenzierung von Recht und Politik erzeugten Pluralisierungszuwachs erwächst innerhalb des Gemeinwesens eine neuartige Kontrollinstanz, die dem potentiellen demokratischen Absolutismus eine Brechung einschreibt. Die Mehrheit ist nicht die einzige Macht der Republik: In der gemischten Verfassung bestehen mehrere Legitimitätsquellen gleichzeitig nebeneinander, so dass niemand dem Zugriff nur einer einzigen, alles überwältigenden Macht ausgesetzt bleibt und stets auf andere Geltungsressourcen zurückgreifen kann. Liberales Rechtsbewusstsein und republikanische Mischverfassung gehen hier eine Synthese ein. Die Demokratie besitzt so mit dem juristischen Geist und der Rolle der Juristen ein aristokratisches Element, welches als Stabilisator und als Gegenmacht gegen die drohende Tyrannie der Mehrheit wirkt, zu der ein auf der Volkssouveränität basierendes

32 Alexis de Tocqueville: *De la Démocratie en Amérique*. Bd. 1, Paris 1986, S. 110.

Gemeinwesen tendiert. Eine rein demokratische Herrschaft ist wie alle reinen Herrschaftsformen labil, da sie die Gemeinwohlverpflichtung der herrschen sozialen Gruppe – des Volkes – nicht dauerhaft garantieren und sie bei Konflikten mit dem Mehrheitswillen keine Revisionsinstanz gegen den inhärenten Absolutismus einer solchen Macht schützen kann. Im amerikanischen Gemeinwesen finden sich jedoch, so Tocqueville, Elemente, die den reinen Verfassungstyp der Demokratie durchbrechen: Das juristische System des common law wirkt als ausgleichendes, durch seinen natürlichen Konservatismus moderierendes Element, das sowohl durch den prinzipiellen Bezug zu den Grundrechten als auch durch seine Betonung der Geschichtlichkeit jeder Legitimität mäßigend auf die radikalen Tendenzen des demokratischen Gemeinwillens einwirkt.³³ Während dieser Rechtsgeist bereits auf der gesellschaftlichen Ebene eine vermittelnde Wirkung entfaltet, ist er auf der Ebene der politischen Institutionen in Form des Obersten Gerichtshofs, des Supreme Court, auf Dauer gestellt.³⁴

Der Supreme Court wirkt zusammen mit den anderen Gerichten durch seine »force morale« auf die Rechtsgeltung und die Akzeptanz der Gesetze,³⁵ verleiht den Gesetzen symbolische Macht und verhindert so den Einsatz harter, zwingender Machtmittel, denen aufgrund ihrer Gewaltförmigkeit ein Potential zur langfristigen Delegitimierung der Ordnung innewohnt. Der Supreme Court aber erweckt die Verfassung durch seine Interpretation erst zum Leben und hält sie im Gemeinwesen lebendig. Seine Rechtsmacht ist damit eine »pouvoir d’opinion«,³⁶ eine Form der Deutungsmacht über die Grundprinzipien der Verfassung, die vom Gericht durch seine Aktualisierungen in Einklang mit dem Geist der Zeit gebracht werden.³⁷ Wenn also die traditionelle republikanische Tugend der Gemeinwohlverpflichtung in einer modernen, mercantilen Gesellschaft des legitimen Eigeninteresses nicht mehr die allgemein maßgebliche Geltungsvoraussetzung der politischen Ordnung sein kann, so bedarf es nach Tocqueville doch bestimmter Institutionen, in denen dieser Geist gleichwohl verkörpert bleibt: Die Richter des Verfassungsgerichts sind daher jene von einem Amtsgeist geleiteten integren Magistrate, von denen das Gemeinwesen einen heilsamen Schutz vor den korrumpernden Tendenzen der auf Eigensinn basierten Gesellschaft erwarten kann.

Dennoch begünstigt die Verfassung der amerikanischen Union auch den Bürgergeist aller: Diese Ressource, die dem gemeinsinnigen Tugendbegriff des

33 Ebd., S. 392 ff.

34 Ebd., S. 232 ff.

35 Ebd., S. 218.

36 Ebd., S. 234.

37 »L’esprit de leur temps«, ebd.; zum Begriff der Deutungsmacht vgl. Daniel Schulz: Theorien der Deutungsmacht. Ein Konzeptualisierungsversuch im Kontext des Rechts. In: Hans Vorländer (Hrsg.): Die Deutungsmacht der Verfassungsgerichtsbarkeit. Wiesbaden 2006, S. 67-93.

klassischen Republikanismus recht nahe kommt, entfaltet sich gerade in kleinräumigen Gemeinschaften am besten. Sie wird durch die amerikanische Bundesverfassung auch in großräumigen Ordnungen durch die föderale Gliederung des Gemeinwesens begünstigt. Tocqueville zufolge sind die Kommunen die Basis der Freiheit, denn hier entsteht jene Bindung an das Gesetz, das durch die eigene Teilhabe der Bürger zustande gekommen ist.³⁸ Die von Tocqueville beobachtete kommunale Freiheitsgarantie der Vereinigten Staaten gleicht dabei jenen Verfassungsplänen, nach denen Condorcet mit Hilfe der Primärversammlungen auch in Frankreich solche kleinräumigen partizipativen Strukturen innerhalb des großräumigen Nationalstaates einrichten wollte. Der »esprit communal« ist damit gleichbedeutend mit dem »esprit de la liberté«, von dem die Gesetze in den Vereinigten Staaten getragen werden. Die Town-meetings sind der Ort, an dem sich die bürgerliche Teilhabe praktisch vollzieht und an dem die Rechte des Einzelnen in Zusammenwirkung mit der Zivilgesellschaft artikuliert werden. Damit wird auch deutlich, dass Tocquevilles Überlegungen ein anti-hobbesianischer Freiheitsbegriff zugrunde liegt: Freiheit ist demnach gerade nicht die Möglichkeit, alles zu tun ohne äußere Hindernisse und Einschränkungen, sondern Freiheit wird nach Tocqueville erst durch die vielfältigen Formen der Selbstverpflichtung und der Selbstbindung ermöglicht. Dies bedeutet, dass Freiheit in der Form von Grundrechten zwar stets am Individuum ansetzt, dass diese Freiheit jedoch ohne soziale und politisch-institutionelle Kontexte nicht denkbar ist.³⁹ Tocquevilles Freiheitsbegriff ist daher eng dem republikanischen Gesetzesdenken verbunden, welches individuelle Freiheit nur als bürgerliche Freiheit unter selbstgegebenen Gesetzen und in einer freien Verfassung des Gemeinwesens verstehen kann.⁴⁰

Neben dem Recht und seiner sozialen Organisation im Rechtssystem wirkt zuletzt auch die Religion an der Stabilisierung der freiheitlichen Verfassung mit: Wie schon Constant bricht Tocqueville mit der Tradition der religionskritischen Aufklärung, deren Skepsis gegenüber der Vereinbarkeit von Demokratie und Religion wesentlich von der sozialen und politischen Hegemonie des Katholizismus geprägt worden war. Nach den Säkularisierungsakten in Folge der Revolution hatte in den Augen der liberalen Beobachter die Kirche diese Rolle einer weltlichen Ordnungsmacht weitgehend eingebüßt, so dass sie nun in die Balance einer gesamtgesellschaftlichen Mischverfassung einzogen werden konnte, ohne dass dadurch eine Gefahr für das Prinzip der Volkssouveränität oder der individuellen Grundrechte zu erwarten wäre. Das amerikanische Beispiel zeigte für Tocqueville zudem davon, wie die poli-

38 Tocqueville, *Démocratie* (wie Anm. 32), S. 111 f.

39 Ebd., S. 127.

40 Vgl. Philip Pettit: *Republicanism. A Theory of Freedom and Government*. Oxford 1999; Quentin Skinner: *Liberty before Liberalism*. Cambridge 1997.

tische Freiheit einer Republik problemlos mit einem tief vom christlichen Offenbarungsglauben durchdrungenen Gemeinwesen vereinbar war. Diese Auffassung Tocquevilles markierte einen Bruch mit dem traditionellen Republikanismus, sowohl ideengeschichtlich als auch in den praktischen Konsequenzen im Verhältnis von Kirche und Staat: Ideengeschichtlich bricht er mit der Position Niccolo Machiavellis und Jean-Jacques Rousseaus, die im christlichen Glauben vornehmlich ein Loyalitätsproblem erblickten, gleichwohl jedoch die religiösen Überzeugungen der Bürger als Stabilitätsressource in Anspruch nehmen wollten. Zugleich bricht er praktisch-politisch mit diesen Traditionen, da der liberalisierte Katholizismus Tocquevilles für eine Vereinbarkeit des Glaubens mit den Leitideen einer republikanischen Ordnung einstand und sich so gegen die radikal atheistischen und kirchenfeindlichen Tendenzen innerhalb des republikanischen Lagers in Frankreich wandte. Der Geist der Freiheit und der Geist der Religion bedingen und stabilisieren sich in den USA gegenseitig⁴¹ – sie liefern daher ein alternatives Modell zu jener Konfrontation zwischen liberalem Staat und gegenrevolutionärer Kirche, wie es Frankreich zu Zeiten Tocquevilles und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein geprägt hat.

Ausblick

Condorcet, Constant und Tocqueville stehen für einen politischen Liberalismus, der sich nicht in Absetzung von der republikanischen Traditionslinie verstand, sondern im Gegenteil deren wesentlichen Ordnungsvorstellungen in eine Synthese mit einbezog. Auch wenn die Antworten nicht mehr die gleichen sein konnten wie noch bei Machiavelli oder Rousseau, so wurde doch die alte republikanische Fragestellung nach den Möglichkeitsbedingungen politischer Freiheit von diesen Autoren beibehalten. Angesichts der veränderten Voraussetzungen in der modernen Gesellschaft, insbesondere des Pluralismus und der zunehmenden soziokulturellen Heterogenität, hoben sie jedoch in erster Linie auf die institutionellen Spannungsbalance ab, und eben nicht auf die soziomoralischen Voraussetzungen der Tugend, auf denen das freie Gemeinwesen errichtet werden sollte. Bei Condorcet sind es die Primärversammlungen, bei Constant die neutrale Macht, welche als Garanten der individuellen Freiheitssicherung angesichts einer drohenden unvermittelten Mehrheitsherrschaft auftreten. Bei Tocqueville schließlich finden sich diese Elemente in den kleinräumigen Partizipationsforen der kommunalen Townhalls ebenso wie im Rechtsgeist und dessen Institutionalisierung in einer starken Gerichtsbarkeit. Allen gemeinsam ist das Bewusstsein für die genuin poli-

41 Tocqueville, *Démocratie* (wie Anm. 32), S. 90.

tische Grundlage des Gemeinwesens, die nicht auf das Problem apriorisch-philosophischer Prinzipien reduziert werden kann. Politik ist die Kunst, einen gemeinsamen Handlungsräum zu konstituieren, in dem sich die Freiheit des Gemeinwesens zusammen mit der individuellen Verschiedenheit auf Dauer behaupten kann. Erst ein politisch konstituierter Rahmen kann eine dauerhafte Garantie für die individuellen Rechte liefern, welche die Leitidee einer liberalen Gesellschaft darstellen, deren Proklamation allein ihre Geltung aber noch nicht sichern kann. Alle drei Autoren haben die Notwendigkeit gesehen, diese liberalen Leitideen in einen politischen Konstitutions- und Ordnungszusammenhang einzubetten, der diese Geltung erst ermöglicht. Daher interessieren sich alle drei nicht in erster Linie für die philosophisch-abstrakte Begründung jener Rechte und Prinzipien und dem damit einhergehenden universalen Geltungsversprechen. Es sind vielmehr die gesellschaftlichen und historisch-kulturellen Bedingungen der politischen Ordnungsgründung und -verfestigung im Erfahrungszusammenhang der Amerikanischen und der Französischen Revolution, in denen sie die Garantien der Freiheit erblicken und aus denen sie ihre Einsichten für eine gute Verfassung ableiten. Zwar ist das Recht das zentrale Medium, in dem sich die politische Ordnung der Moderne konstituiert – das Recht allein kann seine Geltung allerdings erst dann entfalten, wenn es institutionell in einen soziomoralischen Geltungskontext eingebunden wird und, beispielsweise durch Verfahren der Verfassungsinterpretation und der Verfassungsänderung, geöffnet bleibt hin zu seinen politischen Artikulationsbedingungen.

Michael Kitzing

Paul Thorbecke (1882-1928) – Parteimanager, Wahlkampfstratege und Bürgermeister im Zeitalter von Wilhelminismus, Weltkrieg und Revolution

»Wer hat von jeher durch seine konfessionellen Vereine und Genossenschaften eine Spaltung der Bevölkerung Singens verfolgt und dadurch Zwietracht in die hiesige Bürgerschaft getragen? Das Zentrum! ... Wer boykottiert die liberalen Geschäftsleute in schärfster Form? Das Zentrum... Wer beansprucht unsere Kirchensteuern, behandelt uns aber als verächtliche Taufscheinkatholiken, als verwahrloste kirchliche Bürger II. Klasse? Das Zentrum.¹« Mit diesen überaus scharfen Worten geißelten die nationalliberal geprägten Singener Nachrichten im Kommunalwahlkampf 1912 die Zentrumspartei, der zudem noch vorgeworfen wurde, die Nationalliberalen »in lügenhafter Weise« der Religionsfeindlichkeit zu beschuldigen, es aber zugleich für selbstverständlich zu erachten, »dass wir die aufgetürmten Lasten (der Kirche) zum größten Teile tragen«². Seitens der Zentrumspartei blieb man den Nationalliberalen die Antwort nicht schuldig, so erkannte die Zentrumspartei in den Nationalliberalen nicht den Gegner, sondern den »Feind des katholischen Volkes«³, dessen Grundsätze »in politischer Hinsicht zu rücksichtsloser Beschneidung der Rechte des Volkes, in wirtschaftlicher Hinsicht zur Massenarmut (und) in religiöser Hinsicht zum Unglauben« führten⁴. Vor allem aber sah die Zentrumspartei sich selbst als die wahrhafte Stütze des monarchischen Systems in Baden, wogegen man der Nationalliberalen Partei vorwarf, sich als Schriftsteller des Sozialismus im Großherzogtum zu betätigen. Ausgangspunkt für diesen Vorwurf bildete das 1905 auf Landesebene und einige Jahre später auch in Singen auf kommunaler Ebene zwischen den Liberalen und der SPD geschlossene Wahlabkommen (Großblock-Abkommen) – ein Abkommen, das in der Zentrums presse nur zu gern als »Rotblock« bezeichnet wurde und

1 Singener Nachrichten (SN) 7.8.1912: Wähler und Steuerzahler!

2 Ebd.

3 So schon bei Theodor Wacker: Der Kampf gegen den badischen Nationalliberalismus. Freiburg 1888, S. 40

4 Warum wählen wir nicht nationalliberal?, in: Der Zentrumswähler 1913, abgedr. bei Hans-Jürgen Kremer (Bearb.): Mit Gott für Wahrheit, Freiheit und Recht. Quellen zur Organisation und Politik der Zentrumspartei und des politischen Katholizismus in Baden 1888-1914. Stuttgart 1983, Nr. 15, S. 71 f.

vor dessen Verlängerung bei Landtags- und Kommunalwahlen die Nationalliberalen stets entschieden gewarnt wurden⁵.

Ähnlich scharf wie die Auseinandersetzungen im Singener Kommunalwahlkampf waren folglich auch die Polemiken, als im Herbst 1912 die Neuwahl des Singener Bürgermeisters anstand: Die Nationalliberalen präsentierte hierbei ihren bisherigen Generalsekretär Paul Thorbecke, dessen »gediegene Geschäftskenntnisse, Geschäftsgewandtheit, umfangreiche wissenschaftliche Vorbildung, Charakterfestigkeit, organisatorische und rednerische Begabung, angenehme Umgangsformen und gute Gesundheit«⁶ ihn als optimale Besetzung für den neu zu vergebenden Bürgermeisterposten erscheinen ließen. Seitens der Zentrumspartei wurde im Gegenzug die Nominierung des Protestanten Thorbecke für den Bürgermeisterposten einer zu 85% katholischen Stadt als gezielte Provokation verstanden – und dies umso mehr, als Thorbecke parteipolitisch kein unbeschriebenes Blatt sei und »als Zentrumsgegner, ja Zentrumshasser, landauf, landab bekannt« sei⁷. Kurz, den Nationalliberalen sei es mit der Aufstellung Thorbeckes um die Förderung ihrer Parteiinteressen, nicht um das Allgemeinwohl gegangen.

Die Schärfe der hier geschilderten Auseinandersetzungen bei der Singener Gemeinderatswahl und den nachfolgenden Bürgermeisterwahlen im Jahr 1912 erklärt sich nur aus der gesamtpolitischen Situation Badens in den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende⁸. Anders als in Preußen, wo der kulturmäpferische Elan sowohl der Nationalliberalen wie auch der Zentrumspartei weitgehend abgefaut war, war Baden seit 1903 von einer neuerlichen Welle des Kulturmäßigungskampfes erfasst worden. Den Anlass hierzu bildete der so genannte Klostersturm: Mit Hilfe der linksliberalen Parteien und der Sozialdemokratie war es der Zentrumspartei gelungen, einen Landtagsbeschluss herbeizuführen, der den Weg für die Wiedereinrichtung von Männerklöstern im Großherzogtum öffnete. Genau dieser Landtagsbeschluss hatte in der nationalliberalen Presse zu einem Aufschrei geführt und in den folgenden Monaten zu überaus scharfen Pressepolemiken zwischen Nationalliberalen und Katholiken über den Wert und die Bedeutung von Männerklöstern in einem modernen Staat. Mit Hilfe des Großherzogs Friedrich I. war es den Nationalliberalen schließlich gelungen, die Durchführung des Landtagsbeschlusses zu verhindern; in

5 Vgl. SN 19.8.1912: Zentrum und Großblock.

6 SN 27.12.1912: Zur Bürgermeisterwahl.

7 Vgl. Konstanzer Nachrichten (KN) 27.12.1912; vgl. auch Gert Zang: Die Sozialdemokraten ziehen mit Hilfe der Liberalen in den Bürgerausschuss und Gemeinderat ein und stützen die liberale Stadtverwaltung, in: Ders. (Hrsg.): Arbeiterprovinz. Alltag, Politik und Kultur zwischen Kirchturm und Fabrikschornstein. Singen 1895-1933. Konstanz 1989, S. 314- 332, hier S. 323 f.

8 Zur politischen und gesellschaftlichen Situation in Baden nach 1900 vgl. zuletzt Frank Engehausen: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806-1918. Leinfelden-Echterdingen 2005, S. 175-194; Wolfgang Hug: Kleine Geschichte Badens. Stuttgart 2006, S. 139-150.

eine neue Runde ging die kultukämpferische Stimmung schließlich 1905 mit der Bildung des so genannten Großblocks: Bedingt durch eine Demokratisierung des Wahlrechtes im Jahr 1904⁹ war die Zentrumspartei bereits bei den Hauptwahlen des Jahres 1905 in die Nähe der absoluten Mehrheit gerückt, was sämtliche liberale Parteien für die Stichwahlen zum Abschluss eines Wahlabkommens (des bereits genannten Großblock-Abkommens) mit der Sozialdemokratie veranlasste. Aus diesem Stichwahlabkommen entwickelte sich zwischen 1905 und 1917 eine informelle Koalition – eine im wilhelminischen Deutschland einzigartige Kombination –, wobei die Partner durch gemeinsame Interessen in der Bildungspolitik, durchaus auch bei der Demokratisierung des Gemeindewahlrechtes, in allererster Linie jedoch durch die gemeinsame Frontstellung gegen die Zentrumspartei, zusammengeschweißt wurden.

Neben dem liberalen Partei- und Fraktionsvorsitzenden Edmund Rebmann konnte Paul Thorbecke, der zwischen 1909 und 1913 das Amt des Generalsekretärs der Nationalliberalen Partei (NLP) begleitete, als einer der wichtigsten Befürworter des Großblockbündnisses gelten, so dass ihm mit Notwendigkeit der gesamte Zorn der Zentrums presse bei seiner Kandidatur für das Amt des Singener Bürgermeisters entgegenschlug. Dies war um so mehr der Fall, als es sich bei Thorbecke um einen organisatorisch ungemein befähigten Mann handelte, der innerhalb von nicht einmal vier Jahren die Nationalliberale Partei grundlegend reformiert hatte und nach einer längeren Phase des Niedergangs wieder zu einer echten Konkurrenz für das gerade im katholischen Südbaden jetzt dominierende Zentrum gemacht hatte. Auch für die noch junge, rasant expandierende Industriestadt Singen konnte die Wahl des begnadeten Organisators Thorbecke zum Bürgermeister Ende 1912 durchaus einen Gewinn bedeuten.

Wenn im Folgenden ein Porträt Thorbeckes gezeichnet wird, so besteht in diesem Rahmen die Möglichkeit, einen Blick auf die inneren Strukturen und Arbeitsweisen der Nationalliberalen Partei in Baden kurz nach der Jahrhundertwende zu werfen. Dabei kann aufgezeigt werden, wie Thorbecke versucht hat, die Strukturen der NLP zu professionalisieren und aus einer Honoratiorenpartei eine an die Bedürfnisse eines (entstehenden) politischen Massenmarktes angepasste Partei zu formen. »Umgekrempelt« hat Thorbecke freilich nicht nur die Strukturen der NLP, sondern auch deren Wahlkampforganisation, so dass nunmehr erstmals Wahlkämpfe nach »amerikanischem« Muster¹⁰, wie die Zeitgenossen neidvoll konstatierten, geführt wurden – mit dem Erfolg, dass bei den Reichstagsnachwahlen 1911 der I. Badische Wahl-

9 Zur Wahlrechtsreform des Jahres 1904 vgl. Hans Fenske: Endlich auf neuen Wegen. Die Verfassungsreformen von 1904 und 1906. In: Otto Borst (Hrsg.): Ein Jahrhundert beginnt. Baden und Württemberg 1900 bis 1914. Stuttgart 1996, S. 55-68.

10 Deutsche Reichspost 1.11.1911.

kreis (Konstanz – Überlingen) nach über 20 Jahren Dominanz der Zentrums-
partei zurückerobert werden konnte.

Neben der Beschäftigung mit dem Parteimanager und Wahlkampforganisator Thorbecke setzt sich der Aufsatz mit liberaler Kommunalpolitik im ausgehenden Kaiserreich auseinander, wobei Chancen und Handlungsspielräume eines liberalen Bürgermeisters in einer nach der Jahrhundertwende rasch expandierenden Industriestadt aufgezeigt werden sollen. Steht das Vorkriegsjahrzehnt allgemein für Wachstum und Prosperität, gerade auf der Ebene der Kommunen, so erhielt diese Wachstumsperiode durch den Ersten Weltkrieg einen erheblichen Einbruch. Welche Folgen hatte der Erste Weltkrieg für die Grenz- und Industriestadt Singen und wie ist Thorbecke, der ja als Parteistrategie mehrfach sein organisatorisches Talent unter Beweis gestellt hatte, mit diesen Problemen fertig geworden?

I.

Der am 10. Juni 1882 in Heidelberg als Sohn von Gymnasialprofessor August Thorbecke¹¹ geborene Paul Thorbecke besuchte zunächst Volksschule und Gymnasium in Heidelberg¹², um anschließend in seiner Vaterstadt sowie in Leipzig Rechtswissenschaften zu studieren. Daneben beschäftigte sich Thorbecke auch mit historischen Fragen, so dass er bereits in jungen Jahren eine ganze Reihe von Aufsätzen zur badischen Geschichte und insbesondere zur Geschichte des Liberalismus im 19. Jahrhundert vorlegen konnte¹³. Im rechtswissenschaftlichen Bereich setzte sich Thorbecke vor allem mit Fragen des öffentlichen Rechts auseinander; auf das erste juristische Staatsexamen 1905 folgte eine insgesamt vierjährige Zeit als Rechtspraktikant, u. a. war er bei der Stadtverwaltung in Heidelberg sowie beim großherzoglichen Bezirksamt in Kehl tätig. Nach dem zweiten Staatsexamen im Herbst 1909 assoziierte sich Thorbecke mit Wilhelm Frey, der ab 1911 an der Spitze der badischen Jungliberalen stand.

11 Zu August Thorbecke vgl. Ferdinand Rösiger (Bearb.): Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1912. 20. Jahrgang. Heidelberg 1915, S. 232–237; August Thorbecke war Leiter der höheren Mädchen-Schule Heidebergs, die allmählich zum ersten Lehrerinnenseminar Badens ausgebaut wurde. Zudem lehrte August Thorbecke als Privatdozent Geschichte an der Universität und gehörte für die Nationalliberalen dem Heidelberger Bürgerausschuss an.

12 Vgl. Lebenslauf des Rechtsanwalts Paul Thorbecke in Karlsruhe. In: Stadtarchiv Singen IV 2/22-f.

13 Vgl. Die badischen Landstände, insbesondere die Zweite Kammer: Landtagshandbuch mit Unterstützung der Zweiten Kammer herausgegeben von Adolph Roth und Paul Thorbecke, Karlsruhe 1907; Paul Thorbecke: Aus Deutschlands Sturm- und Drangperiode. Bilder in Briefen an Gervinus, Mathy und Fr. D. Bassermann. In: Deutsche Revue 34,2 (1909), S. 92–105 u. 208–225.

Neben der Tätigkeit als Anwalt wurde Thorbecke noch im selben Jahr als »junger Mann« des Parteivorsitzenden Edmund Rebmann an die Spitze des Generalsekretariats der Nationalliberalen Partei Badens gerufen. Diese befand sich nach den Landtagswahlen 1909 vorläufig auf dem Tiefpunkt ihrer bisherigen Entwicklung. Seit der liberalen Wende der Jahre 1859/60 war es der nationale Liberalismus gewohnt, »regierende Partei« (Lothar Gall) im Großherzogtum zu sein – mochten auch keineswegs alle Minister Mitglieder der Nationalliberalen sein, so standen sie der Partei doch nahe und jede großherzogliche Regierung musste mit ihren Gesetzesvorhaben Rücksicht auf die Stimmung innerhalb der über lange Jahre dominierenden nationalliberalen Landtagsfraktion nehmen. Einen letzten Höhepunkt hatten die badischen Nationalliberalen am Ende der 1880er Jahre erreicht, als die Sozialdemokratie in der badischen Kammer noch kaum vertreten und die Katholische Volkspartei von inneren Grabenkämpfen zerrissen und von 19 auf neun Kammermandate zurückgefallen war¹⁴. Mit dem Freiburger Katholikentag des Jahres 1888 kam es jedoch zur Gründung der Badischen Zentrumspartei und damit einhergehend zum Aufstieg des politischen Katholizismus beim gleichzeitigen Niedergang des Liberalismus. Innerhalb nur weniger Jahre gelang es dem energischen und enorm aggressiv auftretenden Vorsitzenden des Badischen Zentrums, Theodor Wacker, die Vorherrschaft der Nationalliberalen Partei zu brechen, so dass schon in der Mitte der 1890er Jahre die lange Zeit selbstverständliche absolute Kammermehrheit der Nationalliberalen verloren ging. Freilich kam es nach dem Auslaufen der Sozialistengesetze auch in Baden zu einem schrittweisen Erstarken der Sozialdemokratie. Seit Ausgang der 1890er Jahre war es schließlich eine recht inhomogene Koalition aus Zentrum, SPD und den beiden linksliberalen Fraktionen, die energischen Druck auf die Nationalliberale Partei ausübte, in die Durchführung einer Wahlrechtsreform einzuwilligen, die lange Zeit hinausgezögert, letztlich aber nicht verhindert werden konnte. Die Wahlrechtsreform wurde 1904 verabschiedet und führte zu einer erheblichen Demokratisierung der politischen Verhältnisse Badens: Zentral war dabei einerseits die Vermehrung der Wahlkreise von 63 auf 73, sowie andererseits die Einführung des direkten Wahlrechts. Beide Maßnahmen kamen letztlich dem Zentrum zugute: Bisher waren durch die Wahlkreisgeografie städtisch-protestantische Wahlbezirke gegenüber agrarisch-katholischen Gebieten klar bevorzugt – ein Umstand, der nunmehr wegfiel und es der Zentrumspartei ermöglichte, ihr Stimmpotential stärker als bisher zur Geltung

14 Überblick über die Entwicklung der Parteien im Großherzogtum Baden zwischen Kulturmampf und Jahrhundertwende zuletzt bei Enghausen: Kleine Geschichte Großherzogtum Baden (wie Anm. 8), S. 158–180; ausführlich zum Niedergang der Nationalliberalen und zur Wahlrechtsreform des Jahres 1904 vgl. Renate Ehrismann: Der regierende Liberalismus in der Defensive. Verfassungspolitik im Großherzogtum Baden 1876–1905. Frankfurt a. M. 1993.

zu bringen. Vor allem aber entfiel jetzt für die Nationalliberalen die Möglichkeit, bei der Wahlmännerwahl mit Hilfe des Wahlkommissärs – in der Regel der Bezirksvorstand, der politisch so gut wie immer der NLP nahe stand – die Wahlmänner im Sinne des regierenden Liberalismus zu beeinflussen.

Die Folgen der Wahlrechtsreform bekamen die Nationalliberalen bei der Landtagswahl 1905 zu spüren: Die absolute Mehrheit der Zentrumspartei konnte jetzt nur noch durch das auf den ersten Blick widersinnige Zusammengehen mit Linkoliberalen und Sozialdemokraten verhindert werden. Doch wollte man seitens der NLP »lieber im roten Meer ersaufen als im schwarzen«¹⁵, galt es doch unbedingt, die Zentrumspartei vom Landtagspräsidium und vom Einfluss auf die Regierungspolitik fernzuhalten. Dies führte schließlich dazu, dass auch bei den Landtagswahlen 1909, dieses Mal sogar bereits bei den Hauptwahlen, ein Wahlkampfabkommen mit der Sozialdemokratie geschlossen wurde – zwar erreichte der Großblock eine Mehrheit, die NLP fiel bei diesen Wahlen jedoch noch hinter die Sozialdemokratie zurück und war nur noch dritte Kraft in ihrem Stammland Baden.

In dieser Situation hatte Thorbecke die Aufgabe übernommen, eine Partei zu reorganisieren, deren Strukturen gegenüber Zentrum und Sozialdemokratie als rückständig angesehen werden mussten. Die SPD hatte bereits in der Illegalität bis 1890 eine straff geführte, in Reichs- und Landtagswahlkreise gegliederte Parteiorganisation ausgebildet; das Zentrum war 1888 durch Theodor Wacker reorganisiert worden und hatte neben der Landesorganisation Provinzialkomitees in Konstanz, Heidelberg und Freiburg geschaffen¹⁶. Zudem verfügte der politische Katholizismus über die Unterstützung der seit dem Ende der 1880er Jahre ausgebildeten kirchlichen Standesvereine und des Badischen Bauernverbandes; vor allem aber erlebte seit der Jahrhundertwende der Volksverein für das Katholische Deutschland in Baden einen merklichen Aufschwung. Mit Hilfe des Volksvereins konnten insbesondere die wirtschafts- und sozialpolitischen Vorstellungen der Zentrumspartei in Schulungskursen popularisiert werden, zugleich leistete der straff gegliederte Volksverein der Zentrumspartei wichtige Unterstützung bei den Wahlkämpfen¹⁷.

- 15 Karl Bachem: Vorgeschichte, Geschichte und Politik der Deutschen Zentrumspartei, 9 Bände. Köln 1927-1932, hier Bd. 8, S. 147; zum Großblock vgl. die oben genannten Literaturangaben in Anm. 8; aus Sicht der Liberalen vgl. Jürgen Thiel: Die Großblockpolitik der Nationalliberalen Partei Badens 1905 bis 1914. Ein Beitrag zur Zusammenarbeit von Liberalismus und Sozialdemokratie in der Spätphase des Wilhelminischen Deutschland. Stuttgart 1976.
- 16 Zur Reorganisation des badischen Katholizismus im Gefolge des Freiburger Katholikentages 1888 vgl. Bachem: Zentrumspartei Bd. 8 (wie Anm. 15), S. 114 ff.
- 17 Zum Volksverein für das katholische Deutschland in Baden vgl. Hans-Jürgen Kremer: Der Volksverein für das katholische Deutschland in Baden 1890-1933. Ein Beitrag zur Organisations- und Wirkungsgeschichte des politischen und sozialen Verbandskatholizismus. In: Freiburger Diözesan-Archiv 104 (1984), S. 208-280.

Die Situation bei den Nationalliberalen war dadurch gekennzeichnet, dass trotz des Vorhandenseins liberaler Ortsvereine diese so gut wie kaum Aktivität entwickelten und in der Regel nur im Vorfeld von Wahlen Wahlkampfkomitees bildeten, die ihre Tätigkeit nach erfolgter Wahl wieder einstellten. Damit konnten freilich nicht, nachdem in Baden 1904 die direkten Wahlen auf Landesebene eingeführt worden waren, die Urwähler im entscheidenden Maß beeinflusst werden. Insgesamt zeichnete Thorbecke im Juni 1910 ein erschütterndes Bild der Agonie. »In einzelnen Wahlkreisen schläft aber das politische Leben innerhalb unserer Partei vollkommen. Dort werden keine Besprechungen und Versammlungen abgehalten, und es geschieht nichts, um die bei den letzten Landtagswahlen angeknüpften Beziehungen zwischen Wählerschaft und örtlicher Parteileitung zu festigen. Das kann so nicht weitergehen! – Wir müssen uns auch daran gewöhnen, dass es heutzutage nicht mehr ausreicht, einige Wochen vor den Wahlen mit der Agitationsarbeit zu beginnen, sondern dass nur durch eine stete Fühlungnahme der Partei mit allen Schichten der Bevölkerung und eine andauernde Kleinarbeit, deren Leitung den Parteiorganisationen zufällt, unserer Partei die alten Anhängermassen bewahrt und neue zugeführt werden können.«¹⁸ In diesem Schreiben hatte Thorbecke im Grunde genommen bereits sein Programm formuliert. Gleich in den ersten Monaten seiner Amtszeit versandte der neue Generalsekretär an alle ihm bekannten Ortsvorstände Fragebögen, auf denen diese u.a. Angaben zur Zusammensetzung der örtlichen Vorstände, zur Zahl der Delegierten und zur Vertretung des Ortsvereines im Bezirksvorstand machen mussten¹⁹. Auch sollten sie darüber Auskunft geben, welche Veranstaltungen wahrgenommen wurden, ob sich Redner aus den Reihen des Ortsvereins auch für Veranstaltungen außerhalb des eigenen Amtsbezirkes zur Verfügung stellten und welche Themen auf den örtlichen Versammlungen behandelt wurden. Die mittels der Fragebogenaktion festgehaltenen Ergebnisse wurden in einer Kartothek zusammengefasst²⁰. Zudem wurde in einem Kartenregister, das in zweifacher Ausfertigung existierte (einmal gegliedert nach Reichstagswahlkreisen, das zweite Mal nach Landtagswahlkreisen), festgehalten, in welchen Orten liberale Vereine existierten; wo es keine liberalen Vereine gab, bemühte sich der Generalsekretär einzelne Vertrauensmänner²¹

- 18 Vertrauliches Rundschreiben Thorbeckes an alle Parteigliederungen im Juni 1910, in: Generallandesarchiv Karlsruhe 69 P 36/240, zit. bei Paul Rothmund: Kampf um die Macht – Die Blockpolitik in Baden, in: Paul Rothmund/Erhard R. Wiehn (Hrsg.): Die F.D.P./DVP in Baden-Württemberg und ihre Geschichte, Stuttgart 1979, S. 116–130, hier S. 123.
- 19 Zur Fragebogenaktion vgl. Thiel: Großblockpolitik (wie Anm. 15), S. 243, 245 f.
- 20 Zu Kartothek und Kartenregister vgl. Mark Willock: Die Nationalliberale Partei in Baden 1905–1913. In: Jahrbuch der Hambach-Gesellschaft 9 (2001), S. 71–188, hier S. 92; Thiel: Großblockpolitik (wie Anm. 15), S. 246.
- 21 Zur Kontaktpflege mit den Vertrauensmännern vgl. Willock: Die Nationalliberale Partei (wie Anm. 20), S. 93 f.

der Partei ausfindig zu machen, zu denen natürlich ebenfalls soweit als möglich Kontakt gepflegt wurde und deren Wirkungsstätte ebenfalls im Kartenregister festgehalten wurde. Durch diese systematische Bestandsaufnahme der liberalen Organisation sollte in Zukunft eine bessere Koordination von Wahlkämpfen möglich sein, insbesondere sollte festgelegt werden, wo man sich mit welchen Themen befasste oder versierte Redner zum Einsatz kommen sollten. Um eine bessere Betreuung der Mitglieder und auch eine Unterstützung der Ortsvereine garantieren zu können, wurde das Karlsruher Generalsekretariat von Thorbecke in vier Abteilungen untergliedert²², deren erste sich mit Organisation und Agitation befasste, eine zweite mit Schriftenvertrieb, die dritte bildete das liberale Pressebüro für Baden, die vierte gab den »Deutschen Volksboten«, eine nationalliberale Wochenzeitschrift, heraus. Neben dem Generalsekretariat wurden weitere Parteisekretariate, u. a. in Mannheim, Müllheim und St. Georgen geschaffen. Eine Rechtsauskunftsstelle bestand darüber hinaus in Donaueschingen²³.

Als Generalsekretär legte Thorbecke Wert auf eine überaus intensive Korrespondenz mit den einzelnen Ortsvereinen, die er immer wieder in Schreiben zu erhöhter Aktivität aufforderte, was sich in einer entsprechenden Ausweitung der Korrespondenz des Generalsekretariats bemerkbar machte. Ermahnt wurden immer wieder Abgeordnete, denen noch immer nicht klar war, dass man sich auch außerhalb von Wahlkampfzeiten, intensiver als dies bisher der Fall war, um einen Wahlkreis kümmern müsse²⁴. Zudem erwartete der Generalsekretär von den örtlichen Parteiorganisationen, über ihre Aktivitäten informiert zu werden, selbst an örtlichen Generalversammlungen teilzunehmen, Redner zu vermitteln oder selbst als Redner aufzutreten. Selbstverständlich bot das Generalsekretariat auch Rhetorikkurse an.

Um ein attraktives Vereinsleben auch außerhalb der Wahlkampfagitation zu bieten, wies Thorbecke die örtlichen Parteiorganisationen auch nachdrücklich darauf hin, Veranstaltungen geselligen Charakters anzubieten²⁵. So sollten Lichtbildvorträge zu Themen wie Geschichte, Verfassungsrecht oder Landeskunde angeboten, oder auch Veranstaltungen patriotischen Inhalts durchgeführt, so die Bismarckfeiern, oder aber Berichte über »unsere badischen Truppen im Kriege 1870/71« gehalten werden. Zudem kam man erst jetzt auf den Gedanken, in einigen Amtsstädten ganz unverbindlich Sommerfeste durchzuführen, genauso wie in Emmendingen 1912 ein großes Landesparteifest mit

22 Vgl. Thiel: Großblockpolitik (wie Anm. 15), S. 247.

23 Zur Gründung weiterer Parteisekretariate der badischen Nationalliberalen vgl. Organisationshandbuch der Nationalliberalen Partei des Deutschen Reiches. Berlin 1914/1915, S. 430.

24 Vgl. das Schreiben Thorbeckes an den Konstanzer Stadtrat Rebholz zit. bei Willock: Die Nationalliberale Partei (wie Anm. 20), S. 100.

25 Zu den von Thorbecke initiierten Veranstaltungen vgl. Willock: Die Nationalliberale Partei (wie Anm. 20), S. 96.

immerhin 4.000 Teilnehmern stattfand. Damit einhergehend wurde insgesamt die Versammlungstätigkeit intensiviert. Für das Jahr 1912 konnte Thorbecke dem Parteivorsitzenden von 1.500 Versammlungen berichten – ergänzt wurden die Ergebnisse der Versammlungen durch eine halbe Million Flugblätter, die bereits im ersten Amtsjahr Thorbeckes versandt worden waren²⁶.

Zielten die bisher beschriebenen Maßnahmen Thorbeckes vor allem auf eine Verstärkung der Wahlkampf- und Agitationstätigkeit der einzelnen Ortsvereine, so bemühte sich Thorbecke nunmehr auch darum, eine Organisation der Nationalliberalen Partei – diese bestand bisher nur auf Landesebene, Lokalebene sowie auf der Ebene der Amtsbezirke – auf der Ebene der Reichs- und Landtagswahlkreise zu schaffen. Regelmäßig wurden nunmehr Wahlkreisversammlungen abgehalten, auf denen über die Agitation beraten und die Arbeit der einzelnen Ortsvereine bzw. Vertrauensmänner koordiniert werden sollte²⁷.

Schließlich hat Thorbecke sich nicht nur darum bemüht, die Strukturen der Partei in den einzelnen Regionen des Landes zu stärken, sondern auch den Versuch unternommen, unterschiedliche Berufsgruppen dezidiert für die nationalliberale Politik zu gewinnen. In diesem Sinne regte er die Gründung von Sonderausschüssen²⁸ an. Neben einem Ausschuss für Landwirtschaft, einem Ausschuss für Kommunalpolitik sowie einem Ausschuss, der sich mit Fragen für Industrie und Handel beschäftigte, sollte eigens ein Arbeiterausschuss gegründet werden. Insbesondere die Förderung dieses Ausschusses lag Thorbecke am Herzen, sollten doch Vertrauensmänner der Nationalliberalen Partei in jedem Industriebetrieb und jeder Branche gewonnen werden. Folglich wurden Agitationskurse extra für Arbeiter durchgeführt und auch entsprechende Flugblätter und Broschüren, die sich speziell an Arbeiter wandten, entworfen. Die Erfolge dieser Kampagne blieben jedoch begrenzt. Immerhin war die Arbeiterschaft in einigen ländlichen nationalliberalen Vereinen im Schwarzwald recht gut repräsentiert; zudem gehörten mit Thorbecke, dem Parteivorsitzenden Rebmann und Thorbeckes Anwaltkollegen Wilhelm Frey drei Mitglieder der Parteispitze dem Karlsruher Arbeiterbildungsverein an. Insgesamt aber spielten Arbeiter in den nationalliberalen Vereinen eine nachgeordnete Rolle. Dies lag einerseits an dem erheblichen Organisationsrückstand der Liberalen, gab es doch in fast allen Gebieten des Landes bereits schon freie oder christliche Gewerkschaften sowie katholische Arbeitervereine, so dass es kaum mehr möglich erschien, die Arbeiterschaft noch in

26 Vgl. Thiel: Großblockpolitik (wie Anm. 15), S. 246.

27 Vgl. Willock: Die Nationalliberale Partei (wie Anm. 20), S. 94; Thiel: Großblockpolitik (wie Anm. 15), S. 248.

28 Zur Bildung der Sonderausschüsse vgl. Thiel: Großblockpolitik (wie Anm. 15), S. 251; zu den Bemühungen der NLP, Anhänger unter der Arbeiterschaft zu gewinnen vgl. ebd., S. 251 f.; Willock: Die Nationalliberale Partei (wie Anm. 20), S. 128-134.

einem liberalen Verein zu organisieren. Außerdem fürchteten viele lokale Parteihonoratioren, durch die Gründung eines Arbeitervereins ihre Kräfte zu stark zu verzetteln, genauso wie die gemeinsame Arbeit mit Vertretern sozialer Unterschichten für viele örtliche Parteigrößen nur schwer vorstellbar war. Folglich gelangten Arbeiter so gut wie nie in örtliche Vorstände²⁹.

Waren die Erfolge bei der Organisation der Arbeiterschaft somit überschaubar, so ist es Thorbecke in seiner ja letztlich nur kurzen Amtszeit insgesamt jedoch gelungen, eine rasante Aufwärtsentwicklung der Mitgliederzahlen der Nationalliberalen zu erreichen. So wuchs die Zahl der liberalen Vereine im Zeitraum von nur vier Jahren (zwischen 1909 und 1913) von 135 auf 247, im Jahr 1911 verfügten die Nationalliberalen über 30.362, zwei Jahre später mehr als 33.320 Mitglieder: Damit hatte die NLP knapp 12.000 Mitglieder mehr als die badische Sozialdemokratie!³⁰

Neben der Parteiarbeit musste auch die liberale Pressearbeit reorganisiert bzw. besser koordiniert werden. Auch hier waren die liberalen Parteien gegenüber Zentrum und SPD klar in Rückstand geraten: Die SPD verfügte in Baden zwar über nur sehr wenige, dafür auflagenstarke Organe in den Großstädten des Landes wie die Mannheimer »Volksstimme« und den Karlsruher »Volksfreund«³¹. Organisiert waren die SPD-Blätter als Genossenschaften, die Redakteure waren Angestellte der Partei. Auch bei der katholischen Presse war eine enge Verbindung zur Zentrumspartei gegeben: Hier waren die Redakteure der um die vierzig katholischen Zeitungen des Landes zugleich in den örtlichen Vorständen des Zentrums und der katholischen Vereine. Die Presse des Zentrums war dezentral, die Mehrzahl der katholischen Blätter erschien in kleinen Amtsstädten und erreichte eine Auflage von jeweils zweibis dreitausend Exemplaren³². Die katholischen Zeitungen befanden sich

29 Vgl. die Auswertung bei Willock: Die Nationalliberale Partei (wie Anm. 20), S. 130.

30 Zur Mitgliederentwicklung der badischen Nationalliberalen vgl. Rothmund: Kampf um die Macht (wie Anm. 18), S. 123; Thiel: Großblockpolitik (wie Anm. 15), S. 243 f. – Eine durchaus vergleichbare Entwicklung von einer Honoriorenpartei hin zu einer zumindest im Ansatz an die Strukturen eines politischen Massenmarktes angepassten Partei durchliefen kurz nach der Jahrhundertwende auch die sächsischen Nationalliberalen. Auch hier kam es zu einer Straffung der Organisation sowie zum Versuch, die Basis der Partei auch auf kleinbürgerliche Schichten und Arbeiter auszuweiten, so dass schließlich die Mitgliederzahl der sächsischen NLP von 1.500 (1896) auf 20.000 (1910) gesteigert werden konnte. Anders als in Baden verfügte die sächsische NLP jedoch durch die Unterstützung des Verbandes Sächsischer Industrieller über erhebliche finanzielle Mittel, vgl. Karl Heinrich Pohl: Ein zweiter politischer Emanzipationsprozess des liberalen Unternehmertums, in: Klaus Tenfelde (Hrsg.): Wege zur Geschichte des Bürgertums. Vierzehn Beiträge. Göttingen 1994, S. 231–248, insbes. S. 238–240.

31 Überblick über die Presse der badischen Sozialdemokratie bei Jörg Schadt/Wolfgang Schmierer: Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. Stuttgart 1979, S. 356; zur Struktur der Presse im Großerzogtum Baden allgemein vgl. Fred-Ludwig Sepaintner: Die Badische Presse im Kaiserreich – Spiegelbild der Parteienvorstellungen vor dem Ersten Weltkrieg. In: ZGO 128 (1980), S. 403–413.

32 Überblick über die Presse der badischen Zentrumspartei in: Die Badische Zentrumspartei. Satzung und Organisation. Mai 1920. Karlsruhe 1920 – Hinterer Einband.

dabei im Besitz von Aktiengesellschaften – freilich setzten sich die Aktionäre ausschließlich aus Anhängern oder Mitgliedern des Zentrums zusammen. Demgegenüber verfügten die badischen Linksliberalen nur in ihrer Partei-hochburg Mannheim mit der »Neuen Badischen Landeszeitung« über eine bedeutendere Tageszeitung, daneben erschienen auf linksliberaler Seite noch der auflagenschwächere »Badische Landesbote« in Karlsruhe und seit 1908 die »Neue Konstanzer Abendzeitung« in der Bodenseemetropole³³. Die Nationalliberalen verfügten sogar nur über eine einzige eigene Zeitung, die »Badische Landeszeitung«, deren Wirkungsfeld sich in erster Linie auf den Karlsruher Raum erstreckte. Immerhin gab es rund fünfzig Blätter, deren Verleger sich als nationalliberal bezeichneten, doch behielten diese sich Meinungsfreiheit vor, so dass die nationalliberale Presse keineswegs geschlossen agierte³⁴. Thorbecke versuchte dem entgegenzuwirken durch gemeinsame Besprechungen mit Verlegern und Redakteuren sowie durch die Herausgabe der »Badischen Nationalliberalen Correspondenz« (BNC). Diese erschien während der Sitzungsperioden von Reichs- und Landtag täglich und beinhaltete u. a. Stimmungsberichte aus den Parlamenten und grundsätzliche Stellungnahmen der Partei zu aktuellen Tagesfragen. Insgesamt sollte die BNC den Redakteuren der nationalliberalen Blätter eine Richtlinie für ihre politische Berichterstattung, insbesondere der Landespolitik, geben. Doch waren nur rund die Hälfte der nationalliberalen Zeitungen bereit, sich finanziell an der Herausgabe der BNC zu beteiligen, von den anderen Blättern wurde der Erhalt der Korrespondenz als selbstverständlich angesehen. Bei einem Teil der Blätter war es sogar so, dass die BNC als ein »unberechtigter Versuch einer Bevormundung der Redaktion durch das Parteisekretariat, der sich eine unabhängige Redaktion nicht unterwerfen darf«, angesehen wurde.³⁵ Auch traf die von der BNC propagierte Großblockpolitik bei einem Gutteil der Redakteure auf Widerstand. Angesichts geringer finanzieller Mittel konnte die NLP auch kaum mehr in die Presse investieren, so dass Thorbecke zwar den richtigen Weg für deren Organisation aufgezeigt hatte, jedoch nicht mit allen Vorschlägen durchdrang.

Neben der Presse hat Thorbecke schließlich mit der badischen nationalliberalen Bibliothek noch eine Flugschriftenreihe begründet³⁶, die eine durchaus gelungene Antwort auf die wirkmächtigen Informationsbroschüren der Zentrumpartei darstellte.

33 Vgl. Sepaintner: Die badische Presse im Kaiserreich (wie Anm. 31), S. 407.

34 Zur nationalliberalen Presse insbes. vgl. Thiel: Die Großblockpolitik (wie Anm. 15), S. 249-251; Willock: Die Nationalliberale Partei (wie Anm. 20), S. 109-116.

35 Badische Nationalliberale Correspondenz 13.4.1910, zit. bei Thiel: Großblockpolitik (wie Anm. 15), S. 251.

36 In dieser Reihe erschien u. a. Thorbeckes Polemik: Zentrum und Sozialdemokratie in Baden. Eine Aufklärung über Wackers Sammlungspolitik. München 1911 (=Badische Nationalliberale Bibliothek Heft 4)

II.

Die erste Bewährungsprobe für die Reformen Thorbeckes bildete die Reichstagsnachwahl im Oktober 1911 im ersten badischen Reichstagwahlkreis. Diese war notwendig geworden, nachdem der bisherige Amtsinhaber Friedrich Hug, der den Wahlbezirk über zwanzig Jahre für die Zentrumspartei verteidigt hatte, im August 1911 gestorben war. Die Nachwahlen wurden von Thorbecke im Zusammenspiel mit dem örtlichen Kandidaten Hermann Schmid³⁷ generalstabsmäßig geplant und endeten mit einem vollständigen Erfolg. Die Nationalliberalen konnten bei diesen Wahlen einen schon lange verloren gegangenen Bezirk wiedergewinnen und glaubten, optimistisch in die Zukunft blicken zu können³⁸. Die Durchführung des Wahlkampfes erfolgte dabei nach amerikanischem Vorbild: Mit Gärtnermeister Schmid war ein volkstümlicher Kandidat, der das Vertrauen beider örtlichen liberalen Parteien genoss, gefunden, demgegenüber der adelige Gegenkandidat der Zentrumspartei als publikumsfern präsentiert werden konnte³⁹. Eine zugkräftige Parole wurde zudem dadurch gewonnen, dass die Zentrumspartei für die Erhöhung der Verbrauchersteuern im Jahr 1909 verantwortlich gemacht wurde, kurz die Zentrumspartei war Schuld an der Erhöhung der Kaffee-, Branntwein-, Tabak- und Zündholzpreise⁴⁰. Unterstützung erhielt Schmid auf Vermittlung Thorbeckes in seinem Wahlkampf durch eine ganze Reihe prominenter Redner aus Reichs- und Landtag⁴¹, wobei man davon profitierte, dass diese sich im Herbst 1911 selbst nicht zur Wahl stellen mussten, also verfügbar waren. Auf publizistischem Gebiet wurden für die einzelnen Gemeinden extra Broschüren gedruckt, die genau auf örtliche Probleme und Forderungen abgestimmt waren. Die Wählerbearbeitung dauerte dabei bis zum Tag der Wahl an. Seitens der Liberalen wurden nunmehr konsequent »Schleppdienste« eingesetzt, die die Wähler mit Automobilen, im Bereich des Bodensees sogar mit Motorbooten abholten und zum Wahllokal fuhren⁴². Um auf

37 Zu Schmid vgl. Herbert Berner: Hermann Schmid (1872-1915), in: Singener Jahrbuch 1979, S. 22-39.

38 Vgl. SN 23.10.1911: Das Volksgericht über das Zentrum; SN 28.10.1911: Glänzender Sieg der Freiheit. Der Zentrumsturm im Seekreis zusammengebrochen! Ein Bravo unsern frei gesinteten Männern.

39 Vgl. den Wahlkampfaufruf der Nationalliberalen in den SN 1.9.1911, in dem die Wähler aufgerufen wurden: »Wählt keinen adeligen Beamten ... wählt den (Schmid), der Eurem Herzen näher steht.«

40 In diesem Sinne stellte die vom Zentrum mitgetragene Reichsfinanzreform schlicht ein »unsoziales Flickwerk« (SN 1.9.1911), eine »volksfeindliche Tat« (SN 11.9.1911), schlicht »schmählichen Volksverrat« (SN 11.10.1911) dar.

41 Bspw. erhielt Schmid auf seiner Wahlkampfveranstaltung am 15. Oktober 1911 in Singen Unterstützung durch Ernst Bassermann, Edmund Rebmann und Oskar Muser, den Fraktionsvorsitzenden der Fortschrittlichen Volkspartei im badischen Landtag (vgl. SN 11.10.1911).

42 Zu den Methoden im Wahlkampf der Jahre 1911/1912 vgl. auch Willock: Die Nationalliberale Partei (wie Anm. 20), S. 98 f.

alles vorbereitet zu sein, wurden im Vorfeld der Wahlen die nationalliberalen Stimmzettel sogar in doppelter Ausfertigung verteilt – schließlich musste man damit rechnen, dass von Seiten des Zentrums der Pfarrer seinerseits von Haus zu Haus ging, um die liberalen Stimmzettel wieder einzusammeln. Während des gesamten Wahlkampfes hat Thorbecke die örtlichen liberalen Funktionäre von Karlsruhe aus immer wieder zu Höchstleistungen angespornt, genauso wie er sich nachdrücklich um Spenden zur Finanzierung des kostenträchtigen Wahlkampfes bemüht hat. Bereits das Erreichen der Stichwahl bedeutete für Schmid einen Erfolg; nachdem der SPD-Kandidat Karl Großhans ausgeschieden war, konnte Schmid bei der Stichwahl auf die Unterstützung auch der sozialdemokratischen Wähler rechnen, so dass er Ende Oktober 1911 in den Reichstag einziehen konnte⁴³. Entsprechend groß war die Freude bei den Nationalliberalen, die ihren Kandidaten im Rahmen eines Fackelzuges feierten und in der festen Überzeugung lebten, bei den nächsten ordentlichen Reichstagswahlen im Februar dem Zentrum gleich mehrere Wahlkreise wieder abnehmen zu können⁴⁴ – ein Wunsch, der sich nicht bewahrheiten sollte, im Gegenteil: Schmid, der nur an wenigen Sitzungen des Parlaments teilnehmen konnte, wurde durch den Radolfzeller Landwirt Carl Diez aus dem Reichstag gedrängt. Überaus deutlich musste man im Februar 1912 erkennen, dass der Erfolg bei der Nachwahl im Herbst des vorangegangenen Jahres nur unter äußerster Kraftanstrengung zustande gekommen war, vor allem fehlte Schmid jetzt die prominente Unterstützung von auswärts, da ja nun die gesamte Fraktion zur Neuwahl anstand⁴⁵.

Bleibende Wirkung war den von Thorbecke so energisch betriebenen Reformen innerhalb der Nationalliberalen Partei letztlich nicht beschieden: Dies lag zunächst einmal an den noch immer vorhandenen Widerständen zahlreicher nationalliberaler Lokalhonoratioren, die zum Entsetzen des Generalsekretärs auch am Vorabend des Ersten Weltkrieges noch immer nicht bereit waren, sich durchgehend auch außerhalb der Wahlkampfzeiten in ihrer Partei nachdrücklich zu engagieren⁴⁶. Problematischer noch als diese Widerstände war jedoch die finanzielle Situation der badischen Nationalliberalen; anders als der Reichsverband der NLP, der durch Spenden der Industrie und ihm nahe stehender Verbände über eine recht gute finanzielle Basis verfügte⁴⁷, war die

43 Vgl. SN 28.11.1911: Ergebnis der Stichwahl.

44 In diesem Sinne vgl. SN 31.10.1911: Zur Reichstagswahl; vgl. auch Berner: Hermann Schmid (wie Anm. 34), S. 34.

45 Zu den Reichstagswahlen 1912 im I. Badischen Wahlkreis Konstanz-Überlingen vgl. Berner: Hermann Schmid (wie Anm. 34), S. 34.

46 Vgl. Wilcock: Die Nationalliberale Partei (wie Anm. 20), S. 101-103.

47 Vgl. Thomas Nipperdey: Die Organisation der deutschen Parteien vor 1918. Düsseldorf 1961, S. 152-155.

Lage in Baden prekär⁴⁸. Freilich ließ es Thorbecke nicht an Eifer fehlen, um sowohl beim Reichsverband als auch bei der Industrie Spenden einzuwerben, doch konnten diese nur bedingt die anfallenden Kosten decken. Allein der Erfolg Schmids in der Nachwahl im Oktober 1911 war mit Kosten von 15.000 Mark verbunden, Thorbecke hatte nur 10.000 Mark eingeplant. In den nächsten Jahren, nicht zuletzt aufgrund der häufigen Wahlkämpfe (Reichstag 1912, Landtag 1913, Kommunalwahl 1914) wurde das Loch in der nationalliberalen Parteikasse stets größer – dem standen insbesondere in agrarischen Gebieten zahlreiche Orts- und Bezirksvereine gegenüber, deren Zahlungsmoral mit säumig umschrieben werden muss. Die finanziell wenig vermögenden Mitglieder konnten kaum Beiträge aufbringen. Nach Information des Organisationshandbuchs waren in einigen nordbadischen Kreisen die eingegangenen Beiträge, soweit sie überhaupt eingegangen waren, nicht zu ermitteln⁴⁹. Im Jahr 1916 war der Schuldenstand der badischen NLP auf 30.000 Mark angewachsen, Parteisekretariate mussten geschlossen, die Wochenzeitschrift »Deutscher Volksbote« aufgegeben werden. Den eigentlichen Todesstoß hat dem Reformwerk Thorbeckes jedoch der Erste Weltkrieg versetzt⁵⁰: Durch Einberufungen waren erhebliche Lücken in der Organisation der Partei entstanden, zudem war in Folge eines Stillhalteabkommens mit den anderen politischen Kräften das parteipolitische Leben in diesen Jahren fast vollständig zum Erliegen gekommen. Das Ende des Ersten Weltkrieges bedeutete auch das Ende der alten Nationalliberalen Partei, deren Spitzenkräfte in Baden überwiegend zur DDP überwechselten.

Thorbecke hatte freilich sein Amt als Generalsekretär schon im Februar 1913 aufgegeben, nachdem sich im Spätherbst 1912 die Möglichkeit ergeben hatte, an die Spitze der aufstrebenden Industriestadt Singen zu wechseln.

III.

Die junge Industriestadt Singen, an deren Spitze Thorbecke im Jahr 1912 treten sollte, hatte innerhalb nur weniger Jahrzehnte ein rasantes Wachstum durchlaufen⁵¹. Noch zur späten Mitte des 19. Jahrhunderts war Singen ein

48 Zur im Folgenden geschilderten finanziellen Lage der NLP Badens vgl. Willock: Die Nationalliberale Partei (wie Anm. 20), S. 105-109; Thiel: Großblockpolitik (wie Anm. 15), S. 251-255.

49 Organisationshandbuch 1914/1915 (wie Anm. 23), S. 461-463.

50 Vgl. Willock: Die Nationalliberale Partei (wie Anm. 20), S. 103 f.

51 Zur Geschichte Singens vgl. Alfred G. Frei (Hrsg.): Habermus und Suppenwürze. Singens Weg vom Bauerndorf zur Industriestadt. Konstanz 1987; Zang: Arbeiterprovinz (wie Anm. 7); zur demographischen Entwicklung vgl. Franz Kubala: Die Bevölkerungsentwicklung der Stadt Singen (Hohentwiel) von 1890 bis 1991, in: Herbert Berner/ Reinhard Brosig (Hrsg.): Singen. Junge Stadt. Singener Stadtgeschichte Bd. 3. Sigmaringen 1994, S. 13-17; Thomas Herzig: Singen am Hohentwiel 1871-1925. Wirtschaftliche und soziale Probleme auf dem Weg vom Dorf zur Industriestadt 1871-1925. Examensarbeit Freiburg 1979.

recht unbedeutendes Bauerndorf, das erst durch die Schaffung eines Eisenbahnknotenpunktes und damit verbunden die Ansiedelung des Nahrungsmittelherstellers Maggi sowie der Georg Fischer AG zur bedeutendsten Industriestadt des südbadischen Raumes neben Lörrach und Lahr aufgestiegen ist⁵². Einhergehend mit dem rasanten Bevölkerungswachstum kam es auch zu erheblichen Veränderungen in der örtlichen Politik und Gesellschaft: Die kommunale Politik war bis 1903 unangefochten von der Zentrumspartei dominiert worden. Aufgrund des schnellen Wachstums der Stadt war es jedoch zur Ausbildung eines Wirtschaftsbürgertums gekommen, das sich vornehmlich aus zugezogenen Protestanten zusammensetzte, die politisch den liberalen Parteien nahe standen. Wie vielerorts kam es auch in Singen auf der kommunalen Ebene nicht zur Aufstellung mehrerer konkurrierender liberaler Listen, vielmehr traten hier Nationalliberale, Freisinnige und Demokraten (bzw. später die Fortschrittliche Volkspartei) mit einer gemeinsamen Liste an⁵³. Bei den Kommunalwahlen 1903 war es den Liberalen schließlich erstmals gelungen, nicht nur, wie bislang üblich, in der Wahlklasse der Höchstbesteuerten, sondern auch bei den Mittel- und Niedrigbesteuerten eine Mehrheit zu gewinnen und somit in Bürgerausschuss und Gemeinderat zur kommunalpolitisch dominierenden Kraft aufzusteigen⁵⁴. Dies hatte zur Folge, dass der bisherige dem Zentrum nahe stehende Bürgermeister abtrat und durch den Liberalen Valentin Busch, zugleich der erste hauptamtliche Bürgermeister Singens, ersetzt wurde. Mit dessen Berufung hatten die Liberalen ohne Zweifel zu einer Professionalisierung der örtlichen Verwaltungsstrukturen beigetragen⁵⁵. Die Kommunalwahlkämpfe der Jahre 1906, 1909 und 1912 waren schließlich durch den fortdauernden Gegensatz, entsprechend der politischen Großwetterlage auf Landesebene, zwischen Liberalen und Zentrumspartei geprägt, wobei es seit 1912 schließlich zum Aufstieg der Sozialdemokratie kam, die in diesem Jahr erstmals in den Bürgerausschuss und schon bald in den Gemeinderat ihre Mitglieder entsenden konnte⁵⁶. Hatte die Zentrumspartei 1906 und 1909 kurzfristig nochmals die Mehrheit im Bürgerausschuss für sich gewinnen können, so war 1912 der nunmehr auch auf kommunaler Ebene gebildete Großblock erfolgreich, so dass die vereinigten

- 52 Zu den beiden genannten Großbetrieben und zur Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Singen vgl. Detlef Stender: Arbeit und Arbeiter in der Georg Fischer AG 1895-1918, in: Zang: Arbeiterprovinz (wie Anm. 7), S. 84-126; Dieter Britz/Reinhard Dietrich: Eisenbahn in Singen und im Hegau, Singen 1978; Kulturamt der Stadt Singen (Hrsg.): Wegbereiter Eisenbahn. Die Rolle der Eisenbahn in der Entwicklung Singens, Singen 1987.
- 53 Zur durchaus üblichen engen Zusammenarbeit der liberalen Parteien auf lokaler Ebene vgl. u. a. Pohl: Emanzipationsprozess (wie Anm. 30), S. 234.
- 54 Gert Zang: Die Herausbildung des örtlichen Großblockbündnisses, in: Zang: Arbeiterprovinz (wie Anm. 7), S. 261-275, hier S. 261-264.
- 55 Zang: Herausbildung Großblock (wie Anm. 54), S. 264-270.
- 56 Zang: Herausbildung Großblock (wie Anm. 54), S. 272, sowie Zang: Die Sozialdemokraten ziehen (wie Anm.7).

liberalen Parteien nach dem überraschenden Tod von Bürgermeister Valentin Busch im Herbst des gleichen Jahres beanspruchten, das Bürgermeisteramt erneut mit ihrem Kandidaten besetzen zu können, wobei die Wahl auf Paul Thorbecke fiel.

Im Gegenzug versuchte die Zentrumspartei, einen Keil in den örtlichen Großblock zu treiben, indem sie – nachdem die Wahl eines Kandidaten aus den eigenen Reihen als aussichtslos angesehen werden musste – die Kandidatur Otto Moericke⁵⁷ unterstützte. Dieser stand der Fortschrittlichen Volkspartei nahe, hatte sich als Mannheimer Stadtrechtsrat durch eine Fülle sozialreformerischer Projekte (u. a. den Bau der Mannheimer Gartenstadtsiedlung) einen Namen gemacht und konnte folglich für die linksliberalen und sozialdemokratischen Stadtverordneten als ernstzunehmende Alternative zu Thorbecke erscheinen. Die Singener Nachrichten schworen daraufhin alle liberalen und sozialdemokratischen Stadtverordneten auf Thorbecke ein, der immer wieder als Mann mit herausragenden praktischen Erfahrungen und von »eiserner Gesundheit« gerühmt wurde, dem gegenüber Moericke als »ziemlich nervöser, stark überarbeiteter Mann« charakterisiert wurde, bei dem zudem ein »stark bürokratischer Einschlag« konstatiert werden müsse. Zudem habe Moericke als Großstadtmensch nicht das notwendige Verständnis für die Belange einer angehenden Mittelstadt wie Singen⁵⁸. Die Taktik ging auf, Thorbecke wurde mit 46 Stimmen des Singener Großblocks gewählt, Moericke erhielt demgegenüber 33 Stimmen, »und zwar die des Zentrums und auch nicht eine mehr«. Nur ein Mitglied der Großblockparteien enthielt sich bei der Bürgermeisterwahl; zufrieden stellten die Singener Nachrichten fest, bei den Großblockvertretern im Bürgerausschuss handle es sich um Männer und nicht um »Waschlappen«, die, selbst wenn sie Thorbecke nicht wählten, unter keinen Umständen einem vom Zentrum unterstützten Kandidaten ihre Stimme gäben⁵⁹.

Von den Oberbürgermeistern in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts hat Gustav Stresemann einmal festgestellt, dass es sich bei diesen neben den Großindustriellen in Wahrheit um die »Könige der Gegenwart«⁶⁰ handle. Diese Feststellung trifft insbesondere auf die Bürger- und Oberbürgermeister im Zeitalter des Wilhelminismus zu, denn diese verfügten nicht nur auf Grund

57 Zum späteren Oberbürgermeister der Stadt Konstanz vgl. Werner Trapp: Vergessen und Erinnern. Versuch einer Annäherung an Otto Moericke, Konstanzer Oberbürgermeister der Weimarer Zeit. In: Otto Moericke: Erinnerungen. Mit einer Einleitung von Werner Trapp. Herausgegeben von Helmut Maurer. Sigmaringen 1985, S. 9-17.

58 Zur hier vorgestellten Charakterisierung Thorbeckes und Moerickes vgl. SN 2.12.1911 sowie Gert Zang (Hrsg.): Arbeiterleben in einer Randregion. Die allmähliche Entstehung der Arbeiterbewegung in einer rasch wachsenden Industriestadt Singen a. H. 1895-1933. Konstanz 1987, S. 110 f.

59 SN 3.12.1911.

60 Zit. nach Marie-Luise Recker: Konrad Adenauer: Leben und Politik. München 2010, S. 19.

ihrer langen Amtszeiten – in Preußen zwölf, in Baden immerhin noch neun Jahre – über erheblichen politischen Gestaltungsspielraum, sondern aufgrund der prosperierenden Wirtschaftslage auch über gefüllte Kassen, die Investitionen ermöglichten und das Gesicht der Städte am Beginn des 20. Jahrhunderts nachhaltig prägten. Somit herrschte auch Thorbecke, um den Vergleich Stresemanns noch einmal aufzugreifen, über ein zwar sehr kleines, dabei aber rasant expandierendes Königreich. Zwischen 1904 und 1912 war Singen von 4.500 auf 10.500 Einwohner gewachsen⁶¹. Mit diesem Wachstum einhergehend war es neben der Gründung eines Aluminiumwalzwerkes zur Ansiedlung einer Hanfspinnerei und Seilfabrik sowie einer Glasmanufaktur gekommen. Gleichzeitig war die örtliche Behördeninfrastruktur u. a. durch den Bau einer neuen Post und Gründung eines Realgymnasiums gestärkt worden. Einhergehend mit dem schnellen Wachstum der Stadt hatte sich freilich der Wohnraummangel als ernst zu nehmendes Problem erwiesen, weshalb sich Thorbecke bereits in seiner Antrittsrede diesem Thema besonders widmete. Ziel müsste es sein, dass die Stadt sich frühzeitig Grund und Boden sichere, um Einfluss auf den Grundstückswert und Grundstücksmarkt zu bekommen; unterstützt werden sollten insbesondere die überaus segensreichen Baugenossenschaften, gleichzeitig sollte der Charakter Singens als Gartenstadt bewahrt werden. Zudem galt es auch die zahlenmäßig immer stärker an Bedeutung gewinnende Arbeiterschaft politisch und gesellschaftlich zu integrieren, weshalb sich Thorbecke insbesondere für die Hebung der unteren Bevölkerungsschichten einsetzen wollte und in der rasch aufstrebenden Gemeinde eine geschickte Handhabung des Armenwesens versprach⁶².

In seinen ersten Amtshandlungen konnte Thorbecke relativ problemlos an die Arbeiten seines Vorgängers anknüpfen⁶³. Als überaus glanzvoll und dem Sensationsbedürfnis der damaligen Zeit entsprechend gestaltete sich im Februar 1913 der erste Singener Flugtag, der auch in der benachbarten Schweiz auf Interesse stieß. Noch im gleichen Jahr konnten Erweiterungsbauten am Bahnhof, die Fortführung der Kanalisation in den Singener Hauptstraßen sowie der Neubau eines Schlachthofes in Angriff genommen werden. Den wahrscheinlich größten Erfolg Thorbeckes in seinem ersten Amtsjahr bedeutete die Indienststellung der Bahnlinie von Singen über Büßlingen nach Beuren (Randenbahn), nachdem über Jahre hinweg der Singener Abgeordnete Schmid für dieses Projekt im Landtag geworben und die Stadt bereits zuvor den Ausbau

61 Zur Entwicklung der örtlichen Infrastruktur unter Thorbeckes Amtsvorgänger vgl. Reinhild Kappes: Singener Bürgermeister und Ehrenbürger von 1899 bis heute, in: Berner/ Brosig: Singen. Junge Stadt (wie Anm. 51), S. 167-203, hier S. 167-169.

62 Die Antrittsrede Thorbeckes in: SN 28.11.1912; vgl. auch Zang: Die Sozialdemokraten ziehen (wie Anm. 7), S. 326.

63 Zu den Aktivitäten Thorbeckes in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vgl. Kappes: Singener Bürgermeister (wie Anm. 61), S. 169.

der Bahn mit 9.000 Mark mitfinanziert hatte⁶⁴. Damit war das Zeitalter der Postkutsche in Singen endgültig vorbei, der Eisenbahnknotenpunkt war ein weiteres Mal gestärkt worden.

Dieser durchaus hoffnungsvolle Beginn wurde durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges jäh zerstört. Die Stadt und damit auch ihr Bürgermeister sahen sich nunmehr vor gänzlich andere Probleme gestellt, die Singen gleichwohl in gewissem Grade internationale Aufmerksamkeit bescheren sollten: Bedeutung erlangte Singen insbesondere als Übernahmestelle für deutsche Zivilinternierte aus Frankreich, genauso wie im Gegenzug französische und später italienische Zivilinternierte zunächst in Singen gesammelt und von dort aus über die Schweiz an ihre Heimatländer zurück überstellt wurden⁶⁵. Bereits im September 1914 hatte sich der schweizerische Bundesrat dazu bereit gefunden, beim Austausch von Zivilinternierten zwischen den Mittelmächten und der Entente zu vermitteln. Der Austausch der beiderseitigen Gefangenen sollte dabei entlang der Bahnlinie Singen – Etzwilen – Winterthur – Zürich und Genf erfolgen. Thorbecke, als Bürgermeister Singens, hatte dabei zusammen mit dem Vorstand des badischen Roten Kreuzes und der Vorsitzenden der badischen Frauenvereine die schwierige Aufgabe, die Unterbringung und Versorgung der Flüchtlinge bzw. Internierten zu gewährleisten. In diesem Sinne musste sich der Bürgermeister bei den örtlichen Betrieben, Maggi und Georg Fischer, freilich aber auch bei Hotels und Gaststätten um die Bereitstellung von Massenquartieren bemühen. In diesem Zusammenhang kam es zur Errichtung eines Baracken- und Zeltdorfes vor den Maggi-Werken, in dem 700 heimkehrende deutsche Zivilinternierte für jeweils drei bis vier Tage, solange bis sämtliche Formalitäten wie die Feststellung der deutschen Staatsbürgerschaft und die Ausstellung von Passierscheinen erledigt waren, Platz finden sollten.

Bei einer Besprechung Thorbeckes mit den zuständigen Instanzen des badischen Innenministeriums rechnete man mit etwa 20.000 Menschen, die zeitweilig in Singen untergebracht werden müssten. Diese Zahl wurde jedoch massiv überschritten. Während des gesamten Krieges mussten ca. 100.000 bis 150.000 Kriegsgefangene im Rahmen ihres Austausches in Singen Station machen. Mehrfach hatte während des Krieges der Glaube geherrscht, dass der Strom an Zivilinternierten nunmehr abbrechen würde, so dass bereits zweimal über den Abbruch des Barackenlagers, in dem die Gefangenen bzw. Flüchtlinge untergebracht waren, verhandelt wurde – so lange, bis jeweils ein neuer Strom einsetzte, der beispielsweise durch den Kriegseintritt Italiens 1915

64 Zur Randenbahn vgl. Britz/ Dietrich: Eisenbahn im Hegau (wie Anm. 52), S. 83-100; Kulturstamt der Stadt Singen: Wegbereiter Eisenbahn (wie Anm. 52), S. 23-30.

65 Zum Folgenden vgl. Reinhard Brosig: Singen im Ersten Weltkrieg, in: Berner/ Brosig: Singen. Junge Stadt (wie Anm. 51), S. 43-54, hier: S. 47-50; auch Kappes: Singener Bürgermeister (wie Anm. 61), S. 169 f.

bedingt wurde. Der stärkste Flüchtlingsstrom wurde übrigens im Februar 1916 registriert. Gemäß einem Bericht Thorbeckes an das Zentralkomitee des Roten Kreuzes in Berlin wurden allein in diesem Monat über 1100 Flüchtlinge in Singen untergebracht⁶⁶.

Konnte man Thorbecke und der Stadtverwaltung angesichts der enormen Beanspruchung der Stadt als Übernahmestelle für Zivilinternierte ein insgesamt mehr als positives Zeugnis ausstellen, so sahen sich Bürgermeister und Stadtverwaltung in Singen, wie überall im Ersten Weltkrieg, insbesondere mit Blick auf Lebensmittelversorgung und Wohnraumbeschaffung vor immense Probleme gestellt. Bei der Lebensmittelversorgung galt dies in besonderem Maße im Hinblick auf Milch, die aus der benachbarten Schweiz bezogen wurde. Da sich jedoch seit Kriegsbeginn die Mark gegenüber dem Schweizer Franken in einem schleichenden Verfall befand, kam es zu einer allmählichen Verteuerung der Milch, der die Stadt nur mit Subventionen entgegentreten konnte, ohne jedoch 1917 eine Erhöhung des Milchpreises verhindern zu können⁶⁷.

Als problematisch erwies sich zudem die während des Krieges nunmehr verschärfte Wohnungsnot: Einerseits kam es zum vollständigen Zusammenbruch der Baukonjunktur, während andererseits die Georg Fischer AG auf Grund der Heeresaufträge zahlreiche neue Arbeitskräfte benötigte, die vor Ort untergebracht werden mussten. Weiter verschärft wurde die Raumsituation durch die Einrichtung eines Lazarets in Singen, in dem zeitweise bis zu 230 Soldaten gepflegt wurden⁶⁸.

Trotz dieser in vielerlei Hinsicht spürbaren Kriegsnot ist es das Verdienst Thorbeckes, mit einer ganzen Reihe von sozialen Maßnahmen u. a. mit Gehaltserhöhungen für städtische Bedienstete wie auch durch Fördermaßnahmen für Handwerk und Mittelstand Verteilungskonflikte innerhalb der Stadt umgangen zu haben⁶⁹. Anders als in anderen Industriestädten kam es in Singen weder zu nennenswerten Streikaktionen noch zur Etablierung der radikalen Linken in Form der USPD. Im Gegenteil: Während des gesamten Krieges gestaltete sich die Zusammenarbeit des Bürgermeisters mit allen Ratsfraktionen als überaus einvernehmlich, wobei weitreichende Pläne für die Moderni-

66 Zu den Zahlen der in Singen beherbergten Kriegsgefangenen und Flüchtlinge vgl. Brosig: Singen im Ersten Weltkrieg (wie Anm. 65), S. 48 f.

67 Zur Frage der Nahrungsmittelversorgung vgl. SN 21.10.1917; zur Milchversorgung und den damit einhergehenden Problemen vgl. Volkswacht (VW) 20.2.1917 sowie Gert Zang: Die Uneinigkeit über den Krieg und die Einigkeit im Krieg über die Zukunftsperspektiven der Stadt, in: Zang: Arbeiterprovinz (wie Anm. 7), S. 343-359, hier S. 349; zu Singen als Lazarettsstadt vgl. Brosig: Singen im Ersten Weltkrieg (wie Anm. 65), S. 47.

68 Zur Wohnungsnot in Singen vgl. Zang: Uneinigkeit und Einigkeit (wie Anm. 67), S. 347-349; Frieda Retzer: Die Auswirkungen des ersten Weltkrieges in den Jahren 1918 und 1919 in der Stadt Singen a. H. anhand der Singener Nachrichten, der Oberländer Zeitung und der Konstanzer Zeitung. Zulassungsarbeit PH Freiburg 1969, S. 20-23.

69 Vgl. VW (wie Anm. 67) 20.2.1917.

sierung der städtischen Infrastruktur geschmiedet wurden. So erlebte die Stadt durch die Heeresaufträge für die Georg Fischer AG eine bemerkenswerte Kriegskonjunktur, die ihren Niederschlag sowohl im massiven Ansteigen der Steuereinnahmen⁷⁰ wie auch der Beschäftigtenzahlen⁷¹ fand. Für Bürgermeister und Ratsfraktionen war dies Anlass, im Gemeinderat über die Beteiligung der Stadt am Bau des Hochrheinkanals, die Schaffung eines Stichkanals von Singen an den Hochrhein, den Bau eines neuen Gas- und E-Werks und eines Singener Hafens mit angeschlossener Lagerhalle zu debattieren⁷². Die hier erörterten Planungen zur Stärkung der örtlichen Infrastruktur sollten auch die Lebensperspektive der Arbeiterschaft stärken, so dass es dem Bürgermeister und den bürgerlichen Ratsfraktionen ohne weiteres gelang, auch die Sozialdemokratie für die Mitarbeit bei derartigen Planungen zu gewinnen⁷³. Die Novemberrevolution verlief in Singen – wie in fast allen badischen Städten, ausgenommen vielleicht Mannheim – unspektakulär. Die Politik Thorbeckes in den kritischen Momenten im November 1918 zielte dabei darauf ab, »die gesellschaftlichen Kräfte der Stadt in Balance zu halten und auf diese Weise größere Risse im Gebäude der örtlichen Gesellschaft, ja ein Beben und am Ende Verwerfungen und Umbrüche zu verhindern«⁷⁴. So ermahnte der Bürgermeister in einer Versammlung in der örtlichen Oberrealschule am 10. November gleichermaßen die örtlichen Vertreter der Arbeiterschaft zur Einhaltung von Ruhe und Ordnung⁷⁵, genauso wie er im Gegenzug den Bauern der umliegenden Dörfer einschärfte, ihrer Lieferpflicht nachzukommen. Aufgabe der Eisenbahner sei es, diese Lieferung pünktlich und schnell durchzuführen. Scharf kritisiert wurde von Thorbecke dagegen die von der nunmehr in Karlsruhe gebildeten Vorläufigen Volksregierung verfügte Erhöhung der Milchpreise, deren Vollstreckung er verweigerte. Thorbeckes Bestreben zielte klar auf die Aufrechterhaltung der Lebensmittelversorgung⁷⁶ – folglich wurde ein Blick auf die Vorkehrungen der Gemeinde, um diese für die nächsten Wochen sicherzustellen, geworfen; zudem versprach Thorbecke, sich in Kooperation mit Arbeitgebern und Arbeitnehmern nachdrücklich dafür einzusetzen, dass alle heimkehrenden Soldaten ihren bisherigen Arbeitsplatz zurückbekommen sollten. Im Gegenzug müsse »jeder Ausländer weichen und fremde Arbeiter sind nicht mehr

70 Vgl. SN 19.1.1918

71 Herzig: Singen am Hohentwiel 1871-1925 (wie Anm. 51), S. 137-138.

72 Zu den Planungen der Stadtentwicklung Singens in den Jahren des Ersten Weltkriegs vgl. die Berichterstattung über die Bürgerausschusssitzung vom 22.10.1917, in den SN 23.10.1917, Singener Zeitung (SZ) 23.10.1917, VW 23.10.1917; sowie Zang: Uneinigkeit und Einigkeit (wie Anm. 67), S. 350.

73 Vgl. Zang: Uneinigkeit und Einigkeit (wie Anm. 67), S. 355.

74 Vgl. Zang: Uneinigkeit und Einigkeit (wie Anm. 67), S. 355.

75 Zum Folgenden vgl. SZ 11.11.1918.

76 Zur Lebensmittelversorgung in Singen im Winter 1918/1919 vgl. auch Retzer: Auswirkungen (wie Anm. 68), S. 5-16.

hierher zu bringen»⁷⁷. Thorbecke wollte also verhindern, dass durch den Zuzug neuer Arbeitskräfte der insgesamt stabile lokale Kosmos gestört würde und neue Unwägbarkeiten in das lokale System eingeführt würden⁷⁸. Bei seinen Ausführungen konnte Thorbecke auf die Unterstützung der Singener Gewerkschaftsführer rechnen, die versprachen, jedweder Unruhe entgegenzutreten und ihre Forderungen im gesetzlichen Rahmen zur Geltung zu bringen.

Insgesamt kann man für die Novemberrevolution mit Gert Zang von einem »unmerklichen Hinübergleiten in die neue Zeit«⁷⁹ respektive neue Staatsform sprechen. Das erfolgreiche Krisenmanagement in Singen wie auch der Vorläufigen Volksregierung in Karlsruhe ist nicht zuletzt auf den Umstand zurückzuführen, dass in Baden wie in Singen die Sozialdemokratie im Rahmen des Großblockbündnisses bereits an den bestehenden Staat herangeführt worden war. Gerade weil die SPD in den maßgeblichen Entscheidungsgremien zumindest ein Stück weit vertreten war, gerade weil SPD und Liberale auf Landes- wie auf kommunaler Ebene schon gemeinsame Ziele verwirklicht hatten, nahmen die Singener Arbeiterführer davon Abstand, eine grundlegende Umwälzung des bestehenden politischen und gesellschaftlichen Systems anzuvisieren. Vielmehr hatten sie jetzt ihr Ziel, die vollständige Gleichberechtigung der Arbeiterschaft innerhalb des bestehenden Systems zu erlangen, erreicht. – Kurzum: Der weitgehend unblutige Umsurz in Baden war nicht zuletzt Ergebnis der von Thorbecke auf Landes- wie auf kommunaler Ebene maßgeblich mitverantworteten Großblockpolitik. – Dennoch, mit dem Ende des Kaiserreiches war das Ende der politischen Karriere Thorbeckes erreicht. Die Mehrheitsverhältnisse hatten sich gegen ihn gewandt. Nach der nunmehr vollständigen Demokratisierung des Gemeindewahlrechtes im Jahr 1919 wurden die liberalen Parteien auch im Singener Gemeinderat in eine Nebenrolle gedrängt. Mehrheitsfraktionen waren jetzt im Singener Gemeinderat – wie auch im Badischen Landtag – Zentrum und SPD⁸⁰. Thorbecke hat hieraus die Konsequenz gezogen und ist 1919, weit vor dem Ablauf seiner Amtszeit, als Bürgermeister zurückgetreten⁸¹.

In den folgenden Jahren hat er sich in Konstanz als Anwalt niedergelassen, wobei seine Karriere auf diesem Gebiet durch offenbar mehrfache Unter-

77 SZ 11.11.1918.

78 Vgl. Zang: Uneinigkeit und Einigkeit (wie Anm. 67), S. 355.

79 Zang: Das unmerkliche Hinübergleiten in die neue Zeit: die verwaltete, fast harmonisch verlaufende Revolution von 1918/19, in: Zang: Arbeiterprovinz (wie Anm. 7), S. 360-383.

80 Bei den Kommunalwahlen in Singen im Frühjahr 1919 konnte die DDP lediglich 11 Sitze erringen, das Zentrum dagegen 24, die SPD 21 und die USPD 4; folglich stellten Zentrum und SPD nunmehr je 5, die Demokraten lediglich noch 2 Stadträte – vgl. Retzer: Auswirkungen erster Weltkrieg (wie Anm. 68), S. 61 f.

81 Zum Rücktritt Thorbeckes als Bürgermeister vgl. Kappes: Singener Bürgermeister (wie Anm. 61), S. 170; Retzer: Auswirkungen (wie Anm. 68), S. 62.

schlagungen verdunkelt wird, was 1927 nach einem Bericht des »Thurgauer Volksfreundes« seinen Ausschluss aus der badischen Anwaltskammer zur Folge hatte⁸². Bedauerlicherweise lässt sich nicht mehr nachvollziehen, welche Anschuldigungen Thorbecke im Einzelnen zur Last gelegt wurden, da die Akten der Badischen Anwaltskammer durch Kriegsschaden verloren gegangen sind. Bekannt ist von Thorbecke lediglich noch, dass dieser nach Oberstdorf übersiedelt ist, wo er 1928 verstarb.

IV.

Als Generalsekretär der Badischen Nationalliberalen ist es das Verdienst Thorbeckes bereits in jungen Jahren seine Partei einer grundlegenden Reorganisation unterzogen zu haben. So gelang es Thorbecke überhaupt erstmalig der Parteileitung einen Überblick über die einzelnen liberalen Vereine auf Orts- und Bezirksebene zu verschaffen, mit diesen in regelmäßige Korrespondenz zu treten und dabei vielen Abgeordneten die Notwendigkeit einer kontinuierlichen Bearbeitung ihrer Wählerschaft, auch außerhalb von Wahlkampfzeiten, einzuschärfen. Gefördert wurde die öffentliche Präsenz der Nationalliberalen unter Thorbecke zudem durch landesweite Gründung von Parteisekretariaten, die Herausgabe einer nationalliberalen Schriftenreihe und eine verbesserte Koordinierung der Pressearbeit: So sollten die den nationalliberalen nahe stehenden Zeitungen durch die Herausgabe einer Parlamentskorrespondenz auf eine einheitliche Linie eingeschworen werden. Durch die erstmalige Gründung von Fachausschüssen sollten schließlich möglichst breite Wählerschichten für die nationalliberale Politik gewonnen werden. Den Erfolg der Maßnahmen Thorbeckes zeigt dabei nicht nur die zeitweilige Wiedergewinnung von Wahlkreisen, die seit Jahrzehnten die Zentrumspartei besetzt hatte, sondern auch die Tatsache, dass die Zentrumspartei das Modell der Nationalliberalen kopierte und 1911 ebenfalls ein Generalsekretariat schuf.

Nur verhältnismäßig wenig Spielraum hatte Thorbecke nach seinem Wechsel als Bürgermeister an die Spitze der jungen aufstrebenden Industriestadt Singen. Hier konnte er zwar noch einige Projekte zum Ausbau der städtischen Infrastruktur realisieren, musste sich jedoch ab 1914 in erster Linie mit den Problemen auseinandersetzen, die sich durch den Umstand ergaben, dass die Stadt zur Austauschstelle für Zivilinternierte wurde und während der Kriegsjahre über 100.000 Flüchtlinge bzw. Zivilinternierte beherbergen musste. Daneben war es das Verdienst des Bürgermeisters, dafür gesorgt zu haben, dass der Umsturz im November 1918 in Singen ohne größere Ausschreitung

82 Vgl. die Mitteilung im Thurgauer Volksfreund 17.12.1927.

verlaufen ist. Möglich war dies freilich nicht zuletzt dadurch, dass die Vertreter der Arbeiterschaft auf lokaler wie auch auf Landesebene, zumindest partiell in Entscheidungsstrukturen eingebunden waren, weshalb ihnen der Gedanke eines gewaltsamen Umsturzes fern lag. Mit dem Herabsinken der badischen Liberalen zu einer Kraft dritten Ranges war nicht nur das Ende der liberalen Ära Badens, sondern auch das der Laufbahn Thorbeckes als eines der Spitzenvertreter der Nationalliberalen im Zeitalter des Spätwilhelminismus erreicht.

Geschlecht, Staat, Partizipation – die Weimarer Republik in der Sicht der national-liberalen Politikerinnen Else Frobenius (1875-1952) und Katharina von Kardorff-Oheimb (1879-1962)¹

Einleitung

Als am 12. November 1918 das Frauenstimmrecht in Deutschland eingeführt wurde, nahm dies auf die Lebensgestaltung der Deutschbaltin Else Frobenius (1875-1952) und der aus dem Rheinland stammenden Katharina von Kardorff-Oheimb (1879-1962) entscheidenden Einfluss. Nach bürgerlicher Sozialisation und früher Eheschließung hatten private Erschütterungen beide Frauen jeweils im Alter von 33 Jahren nach Berlin geführt. Hier mühte sich Frobenius als Journalistin und Kolonialpropagandistin um ihren Lebensunterhalt, während Kardorff-Oheimb als vermögende Fabrikbesitzerin bis Anfang der 1930er Jahre finanzielle Unabhängigkeit genoss.

Auf die sich ausbildende Politisierung beider Frauen hatten der Erste Weltkrieg und die Revolution von 1918/19 jene katalysatorische Wirkung entfaltet, wie sie die historische Frauenforschung für eine ganze Generationenkonkurrenz auch national-liberaler Frauen herausgearbeitet hat.² Im Winter 1918/19 entschieden sich Frobenius und Kardorff-Oheimb unabhängig voneinander für eine Mitarbeit in der Deutschen Volkspartei (DVP), nachdem diese sich am 15. Dezember 1918 unter dem Vorsitz Gustav Stresemanns formell als Nachfolgerin der alten Nationalliberalen Partei gegründet hatte.³ Beide betra-

- 1 Der folgende Aufsatz stellt wichtige Zwischenergebnisse der bisherigen Studien beider Autorinnen in Form eines Werkstattberichtes vor und geht zurück auf einen gemeinsamen Vortrag anlässlich der Tagung »Beyond Glitter and Doom: New Perspectives of the Weimar Republic«, International Conference at the Institute of Germanic and Romance Studies, School of Advanced Study, University of London 30.09./ 01.10.2010.
- 2 Vgl. dazu: Raffael Scheck: Mothers of the Nation. Right-Wing Women in Weimar Germany. Oxford/ New York 2004, hier S. 1-21; Christiane Streubel: Frauen der politischen Rechten in Kaiserreich und Republik. Ein Überblick und Forschungsbericht. In: Historical Social Research 28 (2003), Nr. 4, S. 128 f. u. 141; Andrea Süchting-Hänger: Das »Gewissen der Nation«. Nationales Engagement und politisches Handeln konservativer Frauenorganisationen 1900 bis 1937. Düsseldorf 2002, S. 90-125.
- 3 Zur Deutschen Volkspartei siehe: Eberhard Kolb/ Ludwig Richter: Nationalliberalismus in der Weimarer Republik. Die Führungsgremien der Deutschen Volkspartei. Düsseldorf 1999, S. 9*-30*; Ludwig Richter: Die Deutsche Volkspartei 1918-1933. Düsseldorf 2002, hier S. 31-45.

ten damit im Alter von 43 bzw. 40 Jahren persönliches Neuland, denn weder Frobenius noch Kardorff-Oheimb hatten sich, wie es seit dem neuen Reichsvereinsgesetz von 1908 für Frauen reichsweit möglich war,⁴ einem der existierenden nationalliberalen oder anderen Parteivereine angeschlossen oder sich in einer der parallel entstehenden nationalliberalen Frauengruppen engagiert.⁵ Auch als im letzten Kriegsjahr die Aktivitäten von Frauen der Nationalliberalen Partei wieder neuen Auftrieb gewannen und sich die Strukturen ihrer Mitarbeit zu festigen begannen,⁶ hatten Frobenius und Kardorff-Oheimb eine Parteimitgliedschaft allem Anschein nach noch nicht erwogen. Erst nach der Verleihung des Frauenstimmrechts, dem Aufruf zu den Wahlen zur Nationalversammlung und unter dem Eindruck revolutionärer Umwälzungen wurden sie Mitarbeiterinnen jener Frauenorganisation, die von der alten Nationalliberalen Partei nach deren Spaltung übrig geblieben war und sich ab Dezember 1918 erst als so genanntes Frauenreferat,⁷ dann ab April 1919 als Reichsfrauenausschuss (RFA) der DVP neu strukturierte. Als Mitglieder dieses ständigen Unterausschusses des Geschäftsführenden Ausschusses der DVP begegneten sich Frobenius und Kardorff-Oheimb wieder,⁸ nachdem sie im Februar 1918 bereits gemeinsam in Berlin einen »baltischen Abend« im Deutschen Lyceum-Club Berlin organisiert hatten.⁹ Dieser 1905 als Londoner Tochterverein gegründete, seit 1907 autonome Frauenverband mit internationaler Lyceum-Verflechtung¹⁰ hatte sich rasch zu einer effizienten Netzwerkplattform entwickelt und zählte 1917 mehr als 1000 Mitglieder.¹¹ Der Club bestand exklusiv aus Frauen, ließ jedoch im Rahmen seiner Veranstaltungen auch Männer als Vortragende oder Gäste zu. Die in themenzentrierte Kommissionen verzweigte Organisation strebte an, der größte und einflussreichste Frauenclub in Deutschland zu werden. Sie bezweckte, einen inspirierenden

4 Dazu: Angelika Schaser: Frauenbewegung in Deutschland 1848-1933. Darmstadt 2006, hier S. 54.

5 Nationalliberale Frauenorganisation im Reich. In: Die Frau in der Politik (Monatsbeilage der Deutschen Stimmen), Nr. 1 (27.01.1918), S. 7 f.

6 Ebenda.

7 Die Frauen in der Deutschen Volkspartei. In: Die Frau in der Politik, 2. Jg., Nr. 1 (26.01.1919).

8 Bericht des Reichsfrauenausschusses seit seiner Gründung. In: Frauenrundschau der Nationalliberalen Correspondenz, 2. Jg., Nr. 23 (04.01.1921). Die Namen der Beisitzerinnen finden sich im: DVP-Nachrichtenblatt, Nr. 1 (02.01.1920) und Nr. 5 (29.01.1920). Vgl. Scheck (wie Anm. 2), S. 33 f.

9 Über die Veranstaltung vom 27.02.1918 wird berichtet in den Mitteilungen des Deutschen Lyceum-Clubs 14 (1918), Nr. 4, S. 9 f.

10 Rose Julien: Der Deutsche Lyceumklub in Berlin. In: Über Land und Meer. Deutsche Illustrierte Zeitung 51 (1909), Nr. 33, S. 769-771; Der Lyceum-Club Berlin (Hrsg.): Der Lyceum-Club Berlin Potsdamer Straße 118 B. Berlin 1905. In: Nachlass Moeller van den Bruck, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin, Handschriften, Kasten 13, Fasz. 16.1, Bl. 6-8. Die Namensorthographie des Vereins variierte mehrfach.

11 Else Frobenius: Zehn Jahre Deutscher Lyzeumklub. In: Die Welt der Frau. Beilage der Zeitschrift Die Gartenlaube 13 (1917), Nr. 5, S. 79.

weiblichen Mittelpunkt der »geistigen Aristokratie«¹² zu bilden, und vereinte Frauen unterschiedlicher Stände, vielfältiger Interessen und mit Wohnanschriften aus ganz Europa.¹³

Leider gibt es keine Informationen zu der Frage, wie Kardorff-Oheimb und Frobenius einander in diesen gemeinsamen Zusammenhängen und Gelegenheiten wahrnahmen; nachweislich führte sie die politische Arbeit im Verlauf der Weimarer Republik aber noch häufiger zusammen.¹⁴ Doch abgesehen von einzelnen Berührungspunkten und sich überschneidenden Akteurskonstellationen engagierten sich beide Frauen politisch wie publizistisch in je eigenen Themen und Feldern. Dabei besetzten Kardorff-Oheimb als Reichstagsabgeordnete (1920-1924) und die mehrfach auf der Reichstagsliste chancenlos kandidierende Frobenius zunehmend abweichende soziale und inhaltlich-politische Positionen. Erstere bekannte sich früh und wiederholt zur republikanischen Staatsform und sah die Aufgabe der DVP darin, »eine Mittelpartei der Sammlung zur Errichtung einer kräftigen Regierung zu bilden«¹⁵, um schließlich ab Mitte der 1920er Jahre den bürgerlich-liberalen Sammlungsgedanken außerhalb der immer stärker nach rechts rückenden Partei zu verfolgen.¹⁶ Bei Frobenius findet sich dagegen nach jetzigem Kenntnisstand keine Auseinandersetzung mit liberalen Werten, ihr Fokus lag auf nationalen und volksgemeinschaftlichen Interessen.¹⁷

12 Der Lyceum-Club Berlin (wie Anm. 10), Bl. 8.

13 Ebenda, S. 11 f. Zu diesem Verein vgl. u.a.: Sabine Sander: Nur für geladene Gäste. Der »Deutsche Lyzeum-Club«. In: Bezirksamt Schöneberg/ Kunstmuseum Schöneberg (Hrsg.): »Ich bin meine eigene Frauenbewegung«. Frauen-Ansichten aus der Geschichte einer Großstadt. Berlin 1991, S. 52-57 und Ulla Terlinden/ Susanne von Oertzen: Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und Wohnreform 1870 bis 1933. Berlin 2006, S. 204-212.

14 So gab es nachweislich Berührungspunkte im Rahmen der DVP, etwa anlässlich einer Veranstaltung der Arbeitsgemeinschaft der Frauenausschüsse Berlins im November 1923: Messe im Reichsklub [der DVP]. In: Deutsche Allgemeine Zeitung (23.11.1923). Außerdem gehörten beide Frauen anfänglich der überparteilichen Initiative Deutscher Frauenausschuss zur Bekämpfung der Schuldlüge an, vgl. dazu: Protokoll zur Sitzung der Kommission zur Aufklärung der Schuldfrage, 01.07.1921. In: Archiv des Katholischen Deutschen Frauenbundes (AKDF), Köln, Bestand 3.13.2, 1-18-5 Friedens- und Abrüstungsfragen. Nachweislich nahmen beide auch im Oktober 1930 an einer Vorstandssitzung des Deutschen Lyceum-Clubs teil: Sitzungsprotokoll vom 16.10.1930. In: Bundesarchiv Koblenz (BAK), Nachlass Kardorff-Oheimb, N 1039, Bd. 8, Bl. 78-80. Schließlich wurde Frobenius im Oktober 1932 in die Pressekommision der Nationalen Arbeitsgemeinschaft e.V. gewählt, die seit ihrer Gründung anderthalb Jahre zuvor unter dem Vorsitz Kardorff-Oheimbs stand. Siehe hierzu Abschnitt 3.4, zur Wahl Frobenius': Protokoll zur Mitgliederversammlung vom 15.10.1932. In: Landesarchiv Berlin (LAB), Rep. B 042, Nr. 9059, Bl. 47-49, hier Bl. 48.

15 K. v. Oheimb: Volksgemeinschaft und Staatsgedanke. In: Vossische Zeitung, Nr. 427 (10.09.1921).

16 Zur Entwicklung der DVP siehe grundlegend Richter (wie Anm. 3), darin zur parteiinternen Positionierung Kardorff-Oheimbs vor allem S. 240-257.

17 Erneut: Richter (wie Anm. 3), S. 16: »In den November- und Dezemberwochen 1918 fanden Personen und Gruppen Anschluß an die DVP, die ihre rechtskonservative politische Orientierung niemals aufgaben und nicht gewillt waren, die Vision ihres Vorsitzenden, ‚für das Neue zu leben‘ loyal mitzutragen.«

Weder zu Frobenius noch zu Kardorff-Oheimb liegen bisher wissenschaftliche Einzelbiografien vor – eine Lücke, die durch zwei derzeit entstehende Dissertationen geschlossen werden soll: Während Silke Helling zur frühen Journalistin und politischen Lobbyistin Else Frobenius – die in der wissenschaftlichen Literatur teilweise familiär falsch verortet wird¹⁸ – forscht¹⁹ und bereits einige neue Erkenntnisse zu ihr in biografischen Artikeln mit Fokussierung auf ihre Studienjahre an der Berliner Universität 1908-1911 und mit geschlechtergeschichtlicher Ausrichtung publiziert hat²⁰, nähert sich Cornelia Baddacks Projekt aus ganz unterschiedlichen Perspektiven der Politikerin Kardorff-Oheimb, die im Berlin der 1920er Jahre Prominentenstatus besaß.²¹

Der folgende Beitrag setzt bisherige Erkenntnisse aus der einzelbiografischen Arbeit miteinander in Dialog und fragt insbesondere danach, welche Sichtweisen Frobenius und Kardorff-Oheimb auf die neuen sozialen und politischen Rahmenbedingungen nach 1918 entwickelten und wie sie dabei ihre eigene Partizipation gestalteten. Zunächst werden beide Politikerinnen jeweils in einem biografischen Überblick kurz vorgestellt (Abschnitt 1). Daran anschließend werden jene Quellengruppen etwas genauer betrachtet, auf die sich die gemeinsame Perspektive stützt: darunter die tagesaktuellen Stellungnahmen, welche beide Protagonistinnen in großer Zahl publiziert haben, sowie deren später niedergeschriebenen Lebenserinnerungen (Abschnitt 2). Im Hauptteil des Beitrags wird dann in vier analogen Untersuchungsschritten nachvollzogen, wie Frobenius und Kardorff-Oheimb erstens das Frauenstimmrecht publizistisch verarbeiteten und praktisch durch den Eintritt in die DVP umsetzen; mit welchen Konsequenzen sie zweitens ihre

- 18 So war sie nicht die Ehefrau des prominenten Ethnologen Leo Frobenius und auch nicht mit dessen Sohn verheiratet. Vgl. u.a.: Britta Schilling: »Deutsche Frauen! Euch und Eure Kinder geht es an!« Deutsche Frauen als Aktivistinnen für die koloniale Idee. In: Marianne Bechhaus-Gerst/ Mechthild Leutner (Hrsg.): Frauen in den deutschen Kolonien. Berlin 2009, S. 70-78, hier S. 74. Ähnlich im Online-Auftritt des Bundesarchivs unter URL: <http://www.bundesarchiv.de/aktenreichskanzlei/1919-1933/0a1/adr/adrag/kap1_6/para2_156.html> [Zugriff 13.02.2011]; Ute Daniel: Autobiografisches von der ersten Geschichtsschreiberin der Jugendbewegung. Rezension. In: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung NF 2 (2005), S. 251-253, hier S. 253.
- 19 Silke Hellings Dissertationsvorhaben »Publizistik zwischen kleiner Plauderei und großer Propaganda. Selbstzeugnisse, Biografie und Werk der Else Frobenius (1875-1952)« ist Bestandteil des an der Universität Hamburg angesiedelten DFG-Doppelprojektes (gemeinsam mit Marleen von Bargen) »Nation und Europa schreiben. Else Frobenius und Anna Siemsen als politische Publizistinnen von 1914 bis 1950.«
- 20 Silke Helling: Schlaglichter auf eine frühe Journalistin und politische Lobbyistin. Else Frobenius (1875-1952). In: Ulrike Auga u.a. (Hrsg.): Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/ M. 2010, S. 141-156. Der biografische Artikel ist verfügbar unter URL: <<http://www.fembio.org/biographie.php?frau=biographie/else-frobenius/>> [Zugriff 13.02.2011].
- 21 Cornelia Baddacks Dissertationsvorhaben trägt den Titel: »'Kathinka' in der Weimarer Republik. Politik, Gender und Prominenz: Biografie der Politikerin Katharina von Kardorff-Oheimb (1879-1962)«.

parteipolitische Partizipation einige Jahre später reflektierten; welche grundlegenden Narrative drittens ihre politische Sprache prägten; und inwiefern bzw. wie verschieden sich viertens beide Akteurinnen im Hinblick auf den Nationalsozialismus positionierten (Abschnitt 3).

1. Biografisches

1.1 Else Frobenius, geb. Gaehtgens (1875-1952)²²

Else Frobenius wurde am 14. Mai 1875 in der livländischen Kleinstadt Lasdohn geboren, die heute zur Republik Lettland gehört. Sie entstammt einer bekannten Pastorenfamilie und war die Älteste von acht Kindern, darunter drei Schwestern. Sie war eine Deutschbaltin, die in der Stadt Riga eine evangelische und bildungsbürgerliche Sozialisation erhielt. Ihre geschlechtspezifische Ausbildung bestand in einer Kombination aus Höherer Töchterschule und häuslichem Privatunterricht. Im Jahr 1892 legte sie das russischsprachige Gouvernantenexamen ab, übte es aber niemals praktisch als Beruf aus.

Else Frobenius war zweimal verheiratet. Im Alter von 23 Jahren ging sie in Riga die Ehe mit dem Juristen Carl von Boetticher (1865-1919) ein. Im Jahr 1915 heiratete sie in Berlin den Kunstmaler Hermann Frobenius (1871-1954), einen Bruder des Ethnologen Leo Frobenius. Beide Ehen endeten durch Scheidung (1910 und 1921) und blieben – soweit nachweisbar – kinderlos.

Vom Lebensstil her führte Else Frobenius in Riga das Dasein einer bürgerlichen Gattin der städtischen Oberschicht. Diese Existenz brach abrupt ab, als der Ehemann, für seine Frau völlig überraschend, im Jahr 1907 Bankrott ging. Sie siedelte daraufhin in die Hauptstadt des deutschen Kaiserreiches, nach Berlin, über. Hier studierte sie im Status einer Gasthörerin bis 1911 sechs Semester lang Germanistik. Parallel dazu gelang ihr der Einstieg in die journalistische Arbeit, und sie mühete sich in den folgenden Jahrzehnten mittels rastloser Publizistik um ihren Lebensunterhalt.

Besondere Aktivitäten entwickelte sie vor 1918 in Riga bei der Beteiligung an der prorussischen Frauenkriegsarbeit im Zuge des zaristischen Krieges gegen

22 Die folgenden Ausführungen zur Lebensgeschichte basieren auf den unter Anm. 20 genannten Veröffentlichungen und berücksichtigen als primäre Quelle das Selbstzeugnis von Else Frobenius: Der goldene Schlüssel. Erinnerungen aus meinem Leben. [geschrieben 1943/44] In: Lora Wildenthal (Hrsg.): Erinnerungen einer Journalistin. Zwischen Kaiserreich und Zweitem Weltkrieg. Köln 2005, S. 17-247. Jüngste Erkenntnisse stammen aus: Familienrat von Boetticher (Hrsg.): Nachrichten über die Familie von Boetticher. Kurfürstliche Linie. 11. Folge. Langenhagen 1995, S. 90-92.

Japan sowie ab 1906 bei der Übernahme diverser Ämter im volksgemeinschaftlichen Deutschen Frauenbund.

In Berlin gelang ihr 1912 der Eintritt als privilegiertes »Ordentliches Mitglied« in den eingangs erwähnten wirkmächtigen Deutschen Lyceum-Club.²³ Von 1914 bis 1921 übte sie die vergütete Position der Generalsekretärin des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft aus. Zusätzlich wirkte sie 1916 als Mitbegründerin des Baltischen Frauenbundes, dessen Vorsitz sie 30 Jahre bis zur Selbstauflösung der Vereinigung innehatte. Else Frobenius trat 1919 in die Deutsche Volkspartei ein und blieb bis 1930 Parteimitglied.

Grundsätzliche Charakteristika ihrer Person sind die einer frühen Journalistin und Schriftstellerin. Dabei gehörte sie zu den stets fleißigen so genannten »Kärnerinnen«²⁴ dieser Profession, der jedoch ein Sprung in die ‚Erste Liga‘ der »Königinnen« nicht gelang. Sie war darüber hinaus mehrgleisig tätig als angestellte Funktionärin und ehrenamtliche Lobbyistin.

1933 trat Frobenius in die NSDAP ein und verfasste das Propagandabuch »Die Frau im Dritten Reich«. Außerdem wurde sie Kulturwartin der lokalen NS-Frauenschaft. Nicht zuletzt wegen dieser Aktivitäten wird sie in der angestrebten Biografie zu jener Gruppe von Akteurinnen gerechnet, welche die Frauenforschung als ihre »peinlichen Verwandtschaften«²⁵ bezeichnet. Kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges zog sie 1945 in die norddeutsche Stadt Schleswig und übernahm dort wiederum eine Funktion für ihre vertriebenen Landsleute – als Vorsitzende des Baltischen Hilfskomitees der Region. Im Alter von 77 Jahren verstarb Else Frobenius am 3. August 1952 in Schleswig.

1.2 *Katharina von Kardorff-Oheimb, geb. van Endert (1879-1962)*²⁶

Kardorff-Oheimb wurde am 2. Januar 1879 in Neuss im Rheinland geboren und wuchs dort als drittjüngstes Kind der wohlhabenden Kaufmannsfamilie

- 23 Die Bekanntgabe ihrer Aufnahme und Kategorisierung, gerechtfertigt durch die Berufsanzeige »Schriftstellerin«, erfolgte in den Mitteilungen des Deutschen Lyceum-Clubs 8 (1912), Nr. 2, S. 40 unter Verweis auf die Vorstandssitzung vom 16.01.1912.
- 24 Die Begrifflichkeit zuerst bei Walter Hömberg: Von Kärnern und Königen. Zur Geschichte journalistischer Berufe. In: Manfred Bobrowsky/ Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte. München 1987, S. 619-629.
- 25 Dieser Fachterminus wird eingeführt bei Dorothea Schmidt: Die peinlichen Verwandtschaften. Frauenforschung zum Nationalsozialismus. In: Heide Gerstenberger/ Dorothea Schmidt (Hrsg.): Normalität oder Normalisierung?: Geschichtswerkstätten und Faschismusanalyse. Münster 1987, S. 50-65.
- 26 Vgl. Cornelia Baddack: Katharina von Kardorff-Oheimb (1879-1962). In: Irmgard Schwaetzer (Hrsg.): Die liberale Frauenbewegung – Lebensbilder. Berlin 2007, S. 81-95; siehe auch den Datensatz zu Kardorff-Oheimb auf dem Parlamentarier-Portal »Die Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung und der Deutschen Reichstage 1919-1933 (BIORAB-WEIMAR)«, <www.bioparl.de> [Zugriff 25.02.2011].

van Endert, Inhaber eines großen Modegeschäfts, mit sechs Geschwistern auf. Ihre Mädchenerziehung folgte einem katholischen Wertekanon und bürgerlichen Bildungsidealen gleichermaßen. Etwa zehn Jahre lang erhielt sie wie ihre beiden Schwestern privaten Unterricht im Elternhaus und besuchte anschließend für zwei Jahre ein katholisches Mädchenpensionat in Lyon. Vorbereitet auf das Leben einer Ehefrau, Mutter und kultivierten Gastgeberin, heiratete sie im Alter von 19 Jahren (1898) den Ingenieur Felix Daelen, zog zu diesem nach Düsseldorf und brachte drei Kinder zur Welt.

Einige Jahre später verließ Kardorff-Oheimb ihren Mann, nachdem sie sich in Ernst Albert, Sohn eines vermögenden hessischen Chemieindustriellen, verliebt und von diesem ein Kind bekommen hatte.²⁷ Mit der Scheidung verlor sie das Sorgerecht für alle vier Kinder und erlebte eine Zeit größter sozialer und finanzieller Verunsicherung. Doch die baldige Heirat mit dem Kindsvater des Jüngsten führte die vormalige ‚Ehebrecherin‘ in gesellschaftliche Anerkennung zurück und erlaubte ihr in Frankfurt, dann in Wiesbaden ein Leben in größtem Wohlstand, das sie auch nach dem plötzlichen Unfalltod ihres Mannes im Sommer 1911 fortführen konnte. Neben diversen finanziellen Werten erbte sie damals zwei Großbetriebe, die im Rhein-Main-Gebiet keramische Boden- und Wandplatten produzierten.²⁸ 1912 zog sie mit ihren zwei Kindern aus der Ehe mit Albert nach Berlin und vermählte sich ein Jahr später mit Hans-Joachim von Oheimb, einem Rittergutsbesitzer und Reserveoffizier aus Westfalen.

Nach vorherigen Aktivitäten im Frankfurter Mutterschutz²⁹, einer Ortsgruppe des 1905 in Berlin gegründeten Bundes für Mutterschutz, engagierte sich »Frau Baronin« während des Ersten Weltkrieges in der freiwilligen Krankenpflege und Soldatenbetreuung und eröffnete in Berlin ein Erholungsheim für Unteroffiziere.³⁰ Als Kriegsende und Revolution die politisch-sozialen Strukturen in Deutschland umwälzten, wurde die Fabrikbesitzerin von ihrem zweiten Wohnsitz Goslar aus politisch aktiv. Sie gründete einen Verein, mit dem sie so genannte politische Ausbildungskurse für die zu neuem Recht gelangten (Staats-)Bürgerinnen veranstaltete, und richtete eine Frauengruppe der

27 Manuskript zu »Politik und Lebensbeichte«, BAK, N 1039, Bd. 79.

28 Beide Firmen – die Tonindustrie Klingenberg Albertwerke GmbH und die Keramische Werke Offstein & Worms GmbH – mussten in der Weltwirtschaftskrise Anfang der 1930er Jahre ihren Betrieb einstellen, wie auch Kardorff-Oheimb bis dahin ihre umfassenden Vermögenswerte weitestgehend aufgebraucht hatte.

29 Jahresberichte des Frankfurter Mutterschutzes, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main (ISG): Bericht 1. Vereinsjahr (1907/08) Wilhelm- und Auguste-Viktoria-Stiftung für Säuglingsfürsorge (R/23), Bd. 2, Aktenstück Nr. 30; Bericht 2. Vereinsjahr (1908/09), Magistratsakten (V/595), unfol. Vgl. Christina Klausmann: Politik und Kultur der Frauenbewegung im Kaiserreich. Das Beispiel Frankfurt am Main. Frankfurt a. M./ New York 1997, S. 212-237.

30 Aushang Unteroffizier-Abendheim, BAK, N 1039, Bd. 9, Bl. 200.

Deutschen Volkspartei ein.³¹ Wenige Monate später wurde die parteipolitische Neueinsteigerin als Stellvertreterin von Clara Mende in den Vorsitz des DVP-Reichsfrauenausschusses und im Juni 1920 in den ersten Reichstag gewählt. In den nächsten Jahren erlangte die Reichstagsabgeordnete hohe Bekanntheit durch Artikel, Vorträge und ihren politischen Salon in Berlin. 1924 kandidierte Kardorff-Oheimb nicht wieder, trat ein Jahr später aus der DVP aus und wurde bald darauf von der Reichspartei des deutschen Mittelstandes (Wirtschaftspartei) angeworben.

Im April 1927 heiratete die inzwischen Geschiedene ihren früheren Fraktionskollegen Siegfried von Kardorff, einen der bekanntesten Abgeordneten der DVP.³² In den folgenden Jahren übernahm Kardorff-Oheimb, die kurz vor der Hochzeit die Wirtschaftspartei verlassen hatte, diverse repräsentative Verpflichtungen³³, war Mitglied in verschiedenen Klubs und Vereinen³⁴ und intensivierte ihr Engagement als Dozentin der Berliner Lessing-Hochschule wie auch als Publizistin. Dabei konzentrierte sich die Politikerin vornehmlich auf frauenpolitische Themen und gründete 1930 erneut einen politischen Frauenverband.

„Kathinka“, wie sie allgemein genannt wurde, hatte sich zu einer prominenten Figur des neuen republikanischen Deutschlands entwickelt³⁵ und verlor mit der nationalsozialistischen Machtergreifung die Plattformen ihrer politischen Betätigungen. Weder sie noch ihr Ehemann traten der NSDAP oder einer ihrer Organisationen bei; beide lebten relativ zurückgezogen und unbehelligt in Berlin. Im Frühjahr 1943 sah sich das Paar allerdings gezwungen, die Hauptstadt zu verlassen, und verbrachte die letzten beiden Kriegsjahre in Ahrensdorf, einer kleinen Gemeinde in der Nähe Templins. Dort erlebte Kardorff-Oheimb den Einmarsch der russischen Truppen und bekam für kurze Zeit das Amt der Bürgermeisterin durch die sowjetische Militärbehörde über-

- 31 Katharina von Kardorff-Oheimb: Politik und Lebensbeichte. Tübingen o.J. [1965], S. 87 f.; Brief von K. v. Oheimb an Katja Daelen, o.D. [Dezember 1919]. In: Privatarchiv Christoph Ackermann (Hamburg), Ordner »Briefe der Kinder«, unfol.
- 32 Siegfried von Kardorff (1873–1945), Mitglied des Reichstags 1920–1932 (DVP), war von 1928 bis 1932 auch Vizepräsident des Reichstags. Biografische Informationen auf dem Parlamentarier-Portal BIORAB-WEIMAR (wie Anm. 26).
- 33 Von diesen hervorzuheben ist Kardorff-Oheimbs Vorsitz im Repräsentationsausschuss für die Organisation des 25-jährigen Jubiläums der International Alliance of Women (IAW) im Juni 1929 in Berlin.
- 34 In den letzten Jahren der Weimarer Republik verteilten sich die Vereinsaktivitäten Kardorff-Oheimbs hauptsächlich auf Berliner Frauenclubs und republikanische Verbände, so war sie u.a. Präsidentin des Deutschen Damen Automobil Clubs e.V., Vizepräsidentin des Berliner Damenclubs 1930, Vorstandsmitglied des Deutschen Lyceum-Clubs und des Republikanischen Reichsbundes sowie Mitglied des Aktionsausschusses im 1931 gegründeten Kartell Republikanischer Verbände Deutschlands.
- 35 Hierfür finden sich zahlreiche Belege in den Zeitungsartikeln über Kardorff-Oheimb: BAK, N 1039, Bd. 47, 48 und 49. Vgl. anonym [Kurt von Reibnitz]: Gestalten rings um Hindenburg. Dresden 1929, S. 106.

tragen.³⁶ Im Herbst 1945 kehrte sie zur medizinischen Versorgung nach Berlin zurück, während ihr bettlägeriger Mann bald darauf in Ahrensdorf starb. In Berlin knüpfte Kardorff-Oheimb im Alter von 65 Jahren noch einmal an ihre politischen Kontakte und Praktiken aus der Weimarer Republik an. Innerhalb des Berliner Landesverbands der Liberaldemokratischen Partei, in dessen Frauenausschuss sie erst zur stellvertretenden, dann zur ersten Vorsitzenden gewählt wurde, setzte sie sich ab Januar 1946 für die politische Schulung und Partizipation von Frauen ein. Allerdings führten in der Phase wachsenden Machtanspruchs durch die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands Konflikte mit der Berliner liberaldemokratischen Parteileitung und Mitgliedern des Frauenausschusses bald zu ihrer politischen Isolierung.³⁷ 1947/48 verließ Kardorff-Oheimb Berlin und nahm in Düsseldorf ihren Alterswohnsitz. Von hier engagierte sie sich ab Ende 1950 gegen die von Adenauer betriebene Politik der Westbindung, initiierte die Gründung des Arbeitskreises für deutsche Verständigung und wurde Präsidiumsmitglied der hieraus hervorgegangenen Deutschen Sammlung. Als sich auf dem Boden dieser Bewegung 1953 der Bund der Deutschen als Partei konstituierte, distanzierte sich Kardorff-Oheimb von der Neugründung, in der sie sich persönlich wie in ihrer liberalen Ausrichtung nicht länger vertreten sah.³⁸

In ihren letzten Lebensjahren verfolgte Kardorff-Oheimb, von einer privaten Pflegerin betreut und unterstützt durch eine Sekretärin, das politische Geschehen vom Krankenbett aus und widmete sich der Niederschrift ihrer Erinnerungen. Ein Jahr, nachdem sie sich dem Ortsverband Düsseldorf der FDP angegeschlossen hatte³⁹, verstarb Kardorff-Oheimb am 22. März 1962.

2. *Publizistik und Auto/biografie⁴⁰: Vergleichbare Quellengruppen*

Die Quellsituation zu den beiden Akteurinnen ist grundsätzlich sehr verschieden: Während Kardorff-Oheimb den Großteil ihrer Unterlagen noch zu

36 Bescheinigung durch »Kreisausschuß des Kreises Templin«, 04.06.1945, Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Berlin, Abt. I Entschädigungsbehörde, Anträge auf Entschädigung (I B 16), Katharina von Kardorff-Oheimb (Akte 211094), Bl. M69.

37 Renate Genth/ Ingrid Schmidt-Harzbach: Frauen in den Parteien. In: Renate Genth u.a. (Hrsg.): Frauenpolitik und politisches Wirken von Frauen im Berlin der Nachkriegszeit 1945-1949. Berlin 1996, S. 105-152, v.a. S. 143-152; Heide-Marie Lauterer: Parlamentarierinnen in Deutschland 1918/19-1949. Königstein/Ts. 2002, S. 297-301.

38 Ulrike Hörster-Philippss: Joseph Wirth 1879-1956. Eine politische Biographie. Paderborn 1998, S. 767-804; Albert Eßer: Wilhelm Elfes 1884-1969. Arbeiterführer und Politiker. Mainz 1990, S. 200-240.

39 Brief von K. von Kardorff an Willy Rasche, 09.03.1961, BAK, N 1039, Bd. 57, Bl. 132.

40 Diese Schreibweise berücksichtigt die fließenden Grenzen zwischen Biografie und Autobiografie und geht zurück auf Liz Stanley: The auto/biographical I. The theory and practice of feminist auto/biography. Manchester 1992. Vgl. Monika Bernold/ Johanna Gehmacher (Hrsg.): Auto/Biografie und Frauenfrage. Tagebücher, Briefwechsel, Politische Schriften von Mathilde Hanzel-Hübner (1884-1970). Wien 2003, v.a. S. 63.

Lebzeiten an das Bundesarchiv übergeben hat, fehlt ein solcher Korpus zu Else Frobenius. Doch liegen für beide zwei vergleichbare Quellengruppen vor, auf die sich der Beitrag im Folgenden konzentriert und die für jede Protagonistin kurz vorgestellt werden sollen.

2.1 *Quellen zu Frobenius*

Die Quellsituation für eine Biografie ist schwierig, da kein Nachlass mehr existiert. Else Frobenius verlor Ende 1943 ihren gesamten Besitz bei einem Bombenangriff auf Berlin, darunter auch das private Archiv aus 30 Berufsjahren als Publizistin. Bisher konnten durch Nachforschungen in 15 Archiven und einem Antiquariat knapp 50 Autografen von ihr ausfindig gemacht werden. Ergänzend wurde der auf München und Basel verteilte Nachlass des zweiten Ehemannes Hermann Frobenius eingesehen.

1943/44 schrieb Else Frobenius ihre Erinnerungen auf. Diesen Text gab die Historikerin Lora Wildenthal im Jahr 2005 heraus.⁴¹ Darüber hinaus konnte ein weiteres unveröffentlichtes Manuskript aus dem Jahr 1951 – also nach Ende des Zweiten Weltkrieges – entdeckt werden. Es ist eine auf die Hälfte reduzierte und überarbeitete Version, in welche die Verfasserin »kleine, zeitbedingte Änderungen«⁴² eingefügt hat.

Das Werk der Journalistin und Schriftstellerin ist bislang nicht systematisch erschlossen worden. Allein Lora Wildenthal listete im Anhang ihrer Selbstzeugnisedition insgesamt 33 Schriften auf. Nach intensiven Forschungen konnten für den Zeitraum von 1906 bis 1944 mehr als 300 Titel bibliografiert werden, dies geschah überwiegend durch die Auswertung von 30 Periodika. Außerdem fanden sich Belege, dass Frobenius eine der frühen Hörfunkredakteurinnen war. Für den hier relevanten Zeitraum von 1919 bis 1933 summieren sich ihre Publikationen somit insgesamt auf nachweislich sechs Bücher unterschiedlichen Umfangs, rund 90 Artikel und längere Aufsätze sowie auf etwa 50 Texte für Vereinsmitteilungen und drei Radiovorträge.

2.2 *Quellen zu Kardorff-Oheimb*

Der Nachlass Kardorff-Oheimbs im Bundesarchiv Koblenz enthält für die Zeit der Weimarer Republik neben Korrespondenzen, Vortragsmanuskripten und Drucksachen auch eine Presseausschnittsammlung, in der knapp 50 Arti-

41 Dazu Wildenthal, Erinnerungen (wie Anm. 22).

42 Aus dem Vorwort des Selbstzeugnisses, das sich im Archiv der Carl-Schirren-Gesellschaft e.V., Lüneburg, Ordner »Manuskripte F«, befindet. Den Hinweis auf die Existenz der Schrift entnahm ich der Studie von Anja Wilhelm: Lebenswelten von Frauen der deutschen Oberschicht im Baltikum (1800-1939). Eine Untersuchung anhand von Autobiografien. Wiesbaden 2008.

kel der Politikerin enthalten sind.⁴³ Außerdem gab diese 1925 eine eigene Wochenillustrierte, die »Aktuelle Bilder-Zeitung« (ABZ), heraus, in deren 20 Ausgaben⁴⁴ 19 Beiträge nachweislich von der Herausgeberin selbst stammen. Weitere Artikel finden sich im Pressearchiv des Reichslandbundes⁴⁵ und in den DVP-Periodika bzw. der parteinahen Presse.⁴⁶ Ergänzt um Einzelfunde verschiedener Provenienz konnten insgesamt etwa 120 Artikel recherchiert werden, die Kardorff-Oheimb im Zeitraum von 1920 bis 1932 veröffentlicht hat. Ende der 1920er Jahre erschienen außerdem drei längere Sammelwerksbeiträge⁴⁷ der ehemaligen Reichstagsabgeordneten sowie die »Gardinen-Predigten«, ein politischer Gedankenaustausch in Briefform, den Kardorff-Oheimb gemeinsam mit der Philosophin Ada (Schmidt-)Beil 1929 herausbrachte.⁴⁸

Drei Jahre nach dem Tod Kardorff-Oheimbs erschien im Tübinger Hopfer-Verlag das Buch »Politik und Lebensbeichte«⁴⁹. Herausgegeben wurde es von der Journalistin und Schriftstellerin Ilse Reicke, die bereits an der Erstellung des Manuskriptes aktiv beteiligt gewesen war: In den Jahren 1957 bis 1959 hatte die inzwischen stark sehbehinderte Kardorff-Oheimb der langjährigen Freundin ihre Erinnerungen diktiert und von Reicke nochmals überarbeiten lassen.⁵⁰ So entstand in einem zirkulären, gleichsam autobiografische und biografische Perspektiven verarbeitenden Konstruktionsprozess eine Narration des Lebens Kardorff-Oheimbs, die in chronologischer Erzählperspektive vorrangig anekdotische Erinnerungen mit Fremdzitaten sowie mit Auszügen aus Presseartikeln und Vortragssmanuskripten verknüpft.⁵¹

43 BAK, N 1039, Bd. 47, 48 und 49. Insgesamt sind hier etwa 70 Artikel von und über Kardorff-Oheimb aufbewahrt.

44 Deutsche Nationalbibliothek, Leipzig, Signatur ZC 5542.

45 Artikel von und über Katharina von (Kardorff)-Oheimb, Bundesarchiv Berlin (BAB), Reichslandbund-Pressearchiv/ Sammlung Personalia, R 8034/ III, Bde. 337, 338.

46 Ausgewertet wurden die relevanten Jahrgänge von: Frauenrundschau der Nationalliberalen Correspondenz, DVP-Nachrichtenblatt, Deutsche Stimmen, Die Frau in der Politik, Der Herold (alle in Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin) und Magdeburgische Zeitung (Stadtarchiv Magdeburg).

47 Katharina von Kardorff: Der Erfolg der Frau in unserer Zeit. In: Ludwig Lewin (Hrsg.): Der erfolgreiche Mensch. Bd. 2. Berlin 1928, S. 353-370; dies.: Die Frau im modernen Staat. In: Zehn Jahre deutsche Geschichte 1918-1928. Berlin 1928, S. 525-534; dies.: Brauchen wir eine Frauenpartei? In: Ada Schmidt-Beil (Hrsg.): Die Kultur der Frau. Eine Lebenssympathie der Frau des XX. Jahrhunderts. Berlin 1931, S. 364-376.

48 Katharina von Kardorff/ Ada Beil: Gardinen-Predigten. Berlin 1929.

49 Kardorff-Oheimb (wie Anm. 31).

50 Die Prozedur der Manuskripterstellung beschrieb Ilse Reicke in einem Brief an den Sohn Kardorff-Oheimbs, Vital Daelen, vom 18.04.1962. In: Privatarchiv Christoph Ackermann (Hamburg), Ordner »Nachlass Frau v. Kardorff«, unfol.

51 Vor ein paar Jahren wurde im BAK ein bis dato »sekretierter« Mikrofilm mit einer früheren Fassung ihrer Lebenserinnerungen entdeckt, vgl. BAK, N 1039, Bd. 79. Dieses Manuskript ist in großen Teilen identisch mit dem Buch »Politik und Lebensbeichte« (wie Anm. 31).

3. Politische Publizistik und Praxis in der Weimarer Republik

3.1 Reaktion auf den revolutionären Umbruch

In der nachrevolutionären Publizistik nimmt das Thema Frauenstimmrecht eine Schlüsselposition ein. Else Frobenius beteiligte sich am damaligen Diskurs mit einem Gedicht, welches wiederholt veröffentlicht wurde. Ende November 1918 appellierte sie an ihre Geschlechtsgenossinnen: »Wahlrecht ist Wahlpflicht! Verschmäht nicht Fortunas Gabe!«⁵² Die Verfasserin reflektierte die Situation mit der Allegorie eines Geschenkes, das den Frauen in einer »Sturmacht« in den Schoß gefallen und zum Trost gespendet worden sei. Sie verwies eindringlich auf die neuen staatsbürgerlichen Optionen, blendete mit ihrer Metapher »Fortunas Gabe« allerdings die vorangegangenen emanzipatorischen Kämpfe aus.

In der ersten Jahreshälfte 1919 schrieb Else Frobenius für »Die Welt der Frau«, Beilage der Zeitschrift »Die Gartenlaube«, insgesamt vier längere Artikel, in denen sie politisch tätige Frauen aus unterschiedlichen Fraktionen und parlamentarischen Einrichtungen porträtierte.⁵³ Als persönliche und praktische Folgerung entschied sich die Journalistin zur Mitarbeit in der neu gegründeten DVP, nachdem sie vorher anscheinend erwogen hatte, der DNVP beizutreten. Sie hatte bereits vereinbart, für diese Partei in einer Kirche eine »Frauenrede« zu halten, und nahm diese Zusage später wieder zurück.⁵⁴ In ihren Lebenserinnerungen stellte Frobenius die Beitrittsentscheidung als eine sehr bewusste dar, welche sie letztlich im Hinblick auf die politische Programmatik der DVP getroffen habe: »[...] daß die Partei sich für die **Kulturgemeinschaft aller Deutschen des In- und Auslandes** [Hervorhebung im Original] einsetzen wolle. Das entschied. Sowohl meiner baltischen Herkunft als auch meiner kolonialen Arbeit entsprach dieser Standpunkt gefühlsmäßig am besten.«⁵⁵ Die Konstruktion innerhalb ihrer Autobiografie wird untermauert durch Zeugnisse einer Veranstaltung der »Nationalen Kommission« des Deutschen Lyceum-Clubs Berlin, deren aktives Mitglied Else Frobenius war.

52 Frobenius (wie Anm. 22), S. 169, Zitation der Fabel unter Verweis auf ihren Artikel im Berliner Lokalanzeiger vom 28.11.1918. Zwei kürzere Varianten, unterzeichnet »Else Frobenius«, erschienen in: Kolonie und Heimat 12 (1918/19), Nr. 14, S. 8 und in: Neu-Deutschlands Frauen. Monatsschrift für alle Stände 4 (1919), Nr. 1, S. 33 f.

53 Die mit »Else Frobenius« autorisierten Gruppenporträts in: Die Welt der Frau, Beilage der Zeitschrift Die Gartenlaube 15 (1919), Nr. 14, S. 109; Nr. 16, S. 125 f.; Nr. 20, S. 155; und Nr. 27, S. 211. Diese und andere Quellen untersucht vertiefend: Silke Helling: Frauen als Staatsbürgerinnen. Perspektiven der Berliner Publizistin Else Frobenius (1875–1952). In: Stefan Krammer/ Marion Löffler/ Martin Weidinger (Hrsg.): Staat in Unordnung? Geschlechterperspektiven auf Deutschland und Österreich zwischen den Weltkriegen. Bielefeld 2011 (im Erscheinen).

54 Frobenius (wie Anm. 22), S. 169.

55 Ebenda, S. 169 f.

Am 7. Januar 1919 hielt dort der ehemalige Naumannianer und seit Ende 1918 den Deutschnationalen angeschlossene Geistliche Gottfried Traub einen werbenden Vortrag über die DNVP, in dem er sie als die für Frauen am besten geeignete Partei pries und an die Zuhörerinnen appellierte, sich innerhalb dieser Fraktion am »Neubau eines erträglichen Staatsgebildes« zu beteiligen.⁵⁶ Die spätere Absage an Traub wäre vor diesem Hintergrund quellengestützt. Sie könnte ergänzend begründet sein mit dem langjährigen engen Kontakt, der zwischen Else Frobenius und der Redakteurin Emma Stropp bestand, die 1919 als Schriftleiterin des DVP-Organs »Frauenrundschau der Nationalliberalen Correspondenz« tätig war.⁵⁷ Im Ergebnis besetzte Frobenius auf lokaler Ebene eine verantwortliche Position als Vorsitzende des Frauenausschusses des Wahlkreisverbandes Berlin.

Im Falle Kardorff-Oheimbs datiert eine erste publizistische Verarbeitung der revolutionären Umwälzungen auf den März 1919. Damals verfasste sie eine Broschüre, in der sie die Ziele und Aufgaben des von ihr ins Leben gerufenen Nationalbundes deutscher Frauen – einige Monate später als Nationalverband deutscher Frauen e.V. ins Vereinsregister eingetragen – erläuterte. Dreh- und Angelpunkt darin war das Frauenstimmrecht, mit dem sich Kardorff-Oheimb erst auseinandersetzte, nachdem es Realität geworden war. Sie betrachtete wie Frobenius das Wahlrecht grundsätzlich als Pflicht, welche die Frauen bei den Wahlen zur Nationalversammlung »mit Bewußtsein und großer Begeisterung treu erfüllt« hätten.⁵⁹ In ihren Formulierungen äußert sich indes auch Werteschätzung vorangegangener Leistungen, indem sie das Wahlrecht als »Siegeszug der Frauen« interpretierte und betonte: »Die Frau hat nicht nur die Pflichten des Staatslebens wie bisher zu tragen, sondern sie hat die Freiheit des Rechtes bekommen.« Mittels des aktiven und passiven Wahlrechts sah Kardorff-Oheimb sich selbst und die Frauen allgemein aus der »Unfreiheit« in den Stand gleichberechtigter Staatsbürgerinnen gehoben, woraus sich ihrer Ansicht nach eine untrennbare Verbindung aus Stimmrecht und Emanzipation ergab: Ohne das erste konnte es das zweite nicht geben. Entsprechend

56 Helene Wenck-Rügeberg: Bericht der Nationalen Kommission. In: Mitteilungen des Deutschen Lyceum-Clubs 15 (1919), Nr. 2, S. 10.

57 Frobenius (wie Anm. 22), S. 113, 123 f. über Stropp. Vgl. die biografische Kontur zu ihrem 60. Geburtstag in: Deutsche Presse. Zeitschrift für die gesamten Interessen des Zeitungswesens 18 (1928), Nr. 40, S. 505; Sabine Schlingmann: »Die Woche«. Illustrierte im Zeichen emanzipatorischen Aufbruchs? Frauenbild, Kultur- und Rollenmuster in Kaiserzeit, Republik und Diktatur (1899-1944), Hamburg 2007, S. 520.

58 Frobenius (wie Anm. 22), S. 170 und nachweislich in der Frauenrundschau.

59 Alle Zitate dieses Absatzes aus: Katinka von Oheimb: »Ziele und Aufgaben des Nationalbundes Deutscher Frauen«, Goslar, März 1919, Anlage zu: Brief von K. v. Oheimb an Westarp, 08.05.1919. In: BAB, Nachlass Westarp, N 2329, Bd. 35, Bl. 31-35. Die anfänglich sehr hohe Wahlbeteiligung der Frauen ist dokumentiert bei Julia Sneeringer: Winning Women's Votes. Propaganda and Politics in Weimar Germany. Chapel Hill/London 2002, S. 1-11; Angelika Schaser: Bürgerliche Frauen auf dem Weg in die linksliberalen Parteien (1908-1933). In: HZ 263 (1996), S. 642-680, hier S. 671 f.

bezeichnete sie das Wahlrecht als »kostbaren« bzw. als »wertvollen Besitz« und warnte davor, dass dieser Besitz den Frauen auch wieder entrissen werden könne. Auf das »Misstrauen« verweisend, welches den weiblichen Abgeordneten der Nationalversammlung noch entgegengebracht werde, forderte Kardorff-Oheimb von ihren Geschlechtsgenossinnen: »Es ist deshalb Pflicht eines jeden weiblichen Wesens, durch ihr Auftreten in der politischen Tätigkeit alle die Gründe zu widerlegen, mit denen man die Frauen bisher von der Politik ferngehalten hat.«

Im Frühjahr 1919 hatte Kardorff-Oheimb ihre ersten politischen Erfahrungen gerade hinter sich gebracht. Anlässlich der Wahlen für die Nationalversammlung war sie dem Ruf in die Politik gefolgt – und zwar »auf zwei Gleisen«, wie sie es später formulierte.⁶⁰ Dabei lassen sich ihre Aktivitäten als Vereinsgründerin und Parteimitglied nicht in zwei parallele Stränge auflösen, sondern sie bedingen und förderten einander. Ohne die Erfolge ihrer Goslarer Ausbildungskurse können die schnellen Aufstiege Kardorff-Oheimbs innerhalb der DVP kaum erklärt werden, und umgekehrt liest sich das von ihr zusammengestellte Kursangebot⁶¹ nicht zuletzt als Gebrauchsanweisung für die eigene Praxis auf noch ungewohntem Terrain. Mit Gustav Stresemann, Clara Mende und Wilhelm Kahl hatte sie zudem führende Politiker der DVP als Vortragende bestellt, wobei sich der betont »überparteiliche Charakter« der Kurse insofern bestätigt zeigt, als auch Vertreter der Deutschnationalen Volkspartei, der Deutschen Demokratischen Partei und des Zentrums nebst einzelnen Parteilosen die Rednerliste bestückten.⁶² Ihre eigene ‚erste Wahl‘ indes, die Entscheidung für die DVP als Ort parteipolitischen Engagements, begründete Kardorff-Oheimb, anders als Frobenius, später nicht inhaltlich, sondern machte dafür persönliche Kontakte verantwortlich: Durch eine langjährige Freundin hätte sie in Magdeburg Frauen der sich gerade bildenden DVP kennengelernt und wäre außerdem wegen ihrer Goslarer Kurse von Stresemann – den sie seit 1917 kannte⁶³ – angesprochen worden.⁶⁴

60 Kardorff-Oheimb (wie Anm. 31), S. 81.

61 Das Programm der zwei- bis dreiwöchigen Kurse verband politikwissenschaftliche und historische Einführungsvorträge mit ausführlichen Diskussionen, parteipolitischen Vortragsversuchen, Modellversammlungen und Studienkreisen, in denen »Politische Schlagwörter« oder die »Grundlage des politischen Denkens« eingeübt wurden. »Zeiteinteilung für den 1. politischen Ausbildungskursus« (15.05.-05.06.1919), BAK, N 1039, Bd. 25, Bl. 7 f. Siehe auch den ausführlichen Bericht »Zweiter politischer Ausbildungskursus« (04.-17.01.1920), ebd., Bl. 9-24. Über Programm und Redner des dritten Kurses (29.09.-19.10.1920) informieren mehrere Meldungen in der Goslarischen Zeitung.

62 Diese überparteilichen Anstrengungen waren typisch für die bürgerliche Wahlwerbung für die Nationalversammlung. Agnes von Zahn-Harnack: Die Frauenbewegung. Geschichte, Probleme, Ziele. Berlin 1928, S. 316-320; Angelika Schaser: Zur Einführung des Frauenwahlrechts vor 90 Jahren am 12. November 1918. In: Feministische Studien 27 (2009), Nr. 1, S. 97-110.

63 Kurt Reibnitz: Kathinka. In: Ders.: Die große Dame. Von Rahel bis Kathinka. Dresden 1931, S. 201-214.

3.2 Erfahrung mit politischer Partizipation

In ihrer oben erwähnten Fabel zum Frauenstimmrecht hatte Frobenius an ihre Geschlechtsgenossinnen appelliert, sich nicht »aus Lauheit und Gleichgültigkeit« zu verweigern. Anfang 1920 schrieb sie innerhalb einer Zeitschrift mit nationaler Ausrichtung über »Parlamentarische Frauenberufe«, gab damit ein flammendes Plädoyer ab für die Mitgestaltung der Frauen innerhalb aller parlamentarischen Einrichtungen und Hierarchien. Ihre Ziele gingen hoch hinaus: »Zu einer weiblichen Ministerin haben wir es noch nicht gebracht, wohl aber haben wir mehrere weibliche Regierungsräte, die vielleicht auf diesen Posten zusteuern.«⁶⁵ Im Text beschwore sie die Frauen, als Staatsbürgerinnen aktiv zu werden, sich der Verantwortung für »das Volksganze« zu stellen und deshalb beispielsweise Ämterangebote »nicht aus Bequemlichkeit oder Ängstlichkeit« abzulehnen.⁶⁶

Als 1923 die seit 1919 für die DVP im preußischen Landtag tätige Abgeordnete Margarete Poehlmann verstarb, widmete Else Frobenius der Politikerin, mit der sie eng zusammengearbeitet hatte, einen Nachruf. Sie pries darin eine Leitfigur, die »der modernen Parlamentarierin Achtung und Ansehen« verschafft habe.⁶⁷

Insgesamt war für Frobenius die Summe der Erfahrungen mit politischer Teilhabe, vor allem auf der lokalen Berliner Ebene, ambivalent und mit Enttäuschungen verbunden. Einerseits verhalf ihr die DVP-Zugehörigkeit zu (beruflichen) Vorteilen. Andererseits störte Frobenius sich in steigendem Maße am parteiinternen Taktieren zugunsten einzelner Personen und sah die Partei zunehmend kritisch – nämlich »als Sprungbrett« für Karrieren, wobei die politische Arbeit zu einer »Art Leerlauf« verkomme.⁶⁸ Sie legte deshalb 1925 ihr Amt im Wahlkreis nieder, engagierte sich allerdings weiterhin innerhalb der Pressearbeit der DVP. Letzteres tat sie primär zugunsten ihres Engagements in der »Volkstumsarbeit«. Bis 1930 blieb sie Mitglied der Partei.⁶⁹ Den eigenen staatsbürgerlichen Ansprüchen wurde Else Frobenius im weiteren Verlauf der Weimarer Epoche nicht mehr im vollen Umfang gerecht. Ihre Position als freiberufliche Journalistin behauptete sie über alle wirtschaftlichen Krisen hinweg mittels vielfältiger Vernetzungen.

64 Kardorff-Oheimb (wie Anm. 31), S. 79-88. Belegt ist, dass Kardorff-Oheimb zwei Tage vor den Wahlen zur Nationalversammlung auf der dritten öffentlichen Versammlung der DVP in Goslar ihre erste Wahlkampfrede hielt. »Aus der Stadt Goslar«. In: Goslarsche Zeitung (3. Blatt), Nr. 15 (18.01.1919).

65 Else Frobenius: Parlamentarische Frauenberufe. In: Neu-Deutschlands Frauen. Eine Zeitschrift für die Gebildeten aller Stände 5 (1920), Nr. 2, S. 11-13, hier S. 12.

66 Ebenda.

67 Else Frobenius: Margarete Poehlmann. In: Die Frau 31 (1923/24), S. 146 f., hier S. 147.

68 Frobenius (wie Anm. 22), S. 171.

69 BAB, Reichskulturmuseum 2101 Else Frobenius, Box 0337, File 03, Bl. 1208.

Die politische Karriere Kardorff-Oheimbs war im Vergleich zu der von Frobenius eigentlich eine Erfolgsgeschichte, denn anderthalb Jahre nach ihrem Entschluss, in die Politik zu gehen, wurde sie bereits in den Reichstag gewählt. Doch vor Ablauf der Legislaturperiode äußerte sich die Parlamentarierin resigniert über die Strukturen und bisherigen Ergebnisse weiblicher Politikpartizipation: Pressemeldungen von Februar 1924 zitierten die Reichstagsabgeordnete mit Klagen über »die Zwangswirtschaft der Parteimaschine unter dem Proporz« und mit dem Entschluss, unter diesen Bedingungen bei den nächsten Reichstagswahlen im Mai 1924 nicht wieder kandidieren zu wollen.⁷⁰ Politikerinnen verschiedenster Parteien der Weimarer Republik teilten die Auffassung, dass das Verhältniswahlrecht und die parteiinternen Verfahren zur Kandidatenaufstellung Frauen systematisch benachteiligten,⁷¹ und Mitte der 1920er Jahre erschien vielen – darunter Kardorff-Oheimb, die bereits über entsprechende Statuten verhandelte⁷² – die Gründung einer Frauenpartei als attraktiver, letztlich aber nicht realisierter Ausweg.⁷³ Auch hatte sich die DVP-Abgeordnete inhaltlich auf einem linken, zahlenmäßig sehr viel kleineren Parteiflügel positioniert und war in den parlamentarischen Aushandlungsprozessen nur selten in Erscheinung getreten.⁷⁴ Gleichwohl bemühte sie sich vor den Dezemberwahlen 1924 erneut um eine Kandidatur, über deren Scheitern es zum Bruch mit dem Parteivorsitzenden Gustav Stresemann kam.⁷⁵ Wenige Monate später, Mitte März 1925, führten schließlich die parteiinternen Konflikte um die Nominierung eines Kandidaten für den ersten Durchgang der Reichspräsidentschaftswahlen zum Parteaustritt Kardorff-Oheimbs, die vergeblich für eine Kandidatur des Reichswehrministers Geßler agitiert hatte.⁷⁶ In einem zur selben Zeit erschienenen Artikel zog die Politikerin ein entsprechend negatives Resümee ihres bisherigen Engagements: »Ich habe mich mit einer Leidenschaftlichkeit der Politik hingegeben wie nichts in meinem Leben. Das Ergebnis ist eigentlich trost-

70 Presseausschnitte in: BAK, N 1039, Bd. 47, Bl. 139; Bd. 49, Bl. 7. Weitere Ausschnitte in: BAB, R 8034/ III, Bd. 337, Bl. 9.

71 Helen Boak: Women in Weimar Politics. In: European History Quarterly 20 (1990), S. 369-399.

72 Brief von K. v. Oheimb an Elisabeth v. Lürssen, 04.10.1924, BAK, N 1039, Bd. 19, Bl. 156 f.

73 Elke Schüller: Frauenparteien. Phantasterei oder politischer Machtfaktor? In: Ariadne, Nr. 37-38 (Juni 2000), S. 64-71. Vgl. Schaser: Bürgerliche Frauen (wie Anm. 59), S. 642-680, hier S. 675-678.

74 Richter (wie Anm. 3), S. 240 f., 251, 255-257 u. 304; Regine Deutsch: Parlamentarische Frauenarbeit, 2. erw. Aufl. Gotha 1924, S. 8, 14 f. u. 77. Vgl. auch Lauterer (wie Anm. 37), S. 120-151.

75 Richter (wie Anm. 3), S. 353; Lauterer (wie Anm. 37) S. 170 f.

76 Richter (wie Anm. 3), S. 366-375. Ihren Austritt hatte Kardorff-Oheimb in einem Schreiben an den Parteivorsitzenden vom 13.03.1925 mitgeteilt. Frau v. Oheimb gegen Stresemann. In: Vossische Zeitung, Nr. 125 (14.03.1925). Katharina von Oheimb: Mein Austritt aus der Deutschen Volkspartei. In: Aktuelle Bilder-Zeitung, Nr. 4 (22.03.1925). Weitere Presseaussnitten in: BAB, R 8034/ III, Bd. 338, Bl. 23 und 26.

los.⁷⁷ Trotz aller Desillusionierung folgte sie weiterhin ihrer ‚Leidenschaft‘, indem sie ihren Einsatz in anderen Tätigkeitsfeldern erhöhte. Frei von Parteizwängen auf eine »Neubelebung des Liberalismus«⁷⁸ und eine Sammlung der zersplitterten bürgerlichen Kräfte hin wirkend, widmete sich Kardorff-Oheimb verstärkt ihrem politischen Salon und publizistischen Arbeiten, darunter der Herausgabe ihrer »Aktuellen Bilder-Zeitung« sowie der Veröffentlichung diverser Gastkommentare und politischer Leitartikel in der bürgerlich-liberalen Presse Berlins.

3.3 *Narrative der politischen Sprache*

Publizistik stand im Zentrum des Wirkens von Else Frobenius. Sie beteiligte sich an den Debatten um den so genannten »Volkskörper« und prägte innerhalb dieses Diskurses geschlechtsbezogene Sprachfiguren, in welchen sie die Kategorien Politik und Gefühl miteinander verknüpfte. Die Schlagwortprägung beanspruchte sie rückblickend für sich⁷⁹, und zeitgenössische Quellen bezeugen den Tatsachengehalt ihres Anspruchs.

Sie schrieb den Frauen im Zeitraum von 1919 bis 1944 folgende Rolle zu: »Die Frauen sind das Herz eines Volkes. Ihre Liebe ist seine Liebe. Ihr Haß ist sein Haß.«⁸⁰ Mit dieser Wortwahl einer komplexen, biologisch ausgerichteten Metapher reihte sie sich ein in Diskussionen zu Nationalismus und Geschlecht, der Männern und Frauen differenzierte Räume und Identitäten zuwies, die sich oft komplementär aufeinander bezogen und sich funktional ergänzten.⁸¹ Frobenius setzte in dieser Debatte einen eigenständigen und kreativen Akzent.

77 Katharina v. Oheimb: Etwas über mich selbst. In: Roland, Nr. 13 (25.03.1925). Presseausschnitt in: BAK, N 1039, Bd. 48, Bl. 37. Dieses Fazit zogen laut ihren Auto/Biografien auch linksliberale Frauen, die anfänglich enthusiastisch in die Politik eingetreten waren. Z. B. Marie Baum: Rückblick auf mein Leben. Heidelberg 1950; Dorothee von Velsen: Im Alter die Fülle. Lebenserinnerungen. Tübingen 1956.

78 So der Titel eines Artikels von K. v. Oheimb in: Aktuelle Bilder-Zeitung, Nr. 11 (10.05.1925). Darin stellte sie die im Oktober 1924 von Eugen Schiffer und Carl Friedrich von Siemens gegründete Liberale Vereinigung als einen Versuch vor, der Zersplitterung des deutschen Bürgertums entgegenzuwirken und die Zusammenfassung liberaler Kräfte in Deutschland zu einer einheitlichen Partei anzubahnen. Vgl. ihr Referat auf dem »Liberalen Tag« 1928, abgedr. in: Liberaler Tag im Deutschen Reichstag. Berlin, den 1. Juli 1928. Dresden 1928, S. 15-18.

79 Frobenius (wie Anm. 22), S. 168.

80 Else Frobenius: Fünf Jahre Frauenarbeit im Deutschen Schutzbunde [für das Grenz- und Auslandsdeutschland]. In: Karl C. von Loesch (Hrsg.): Volk unter Völkern. Bücher des Deutschstums. Bd. 1. Breslau 1925, S. 46-50, hier S. 46; Luise Scheffen-Döring: Zehn Jahre Frauenarbeit im Deutschen Schutzbund. In: Deutscher Schutzbund [für das Grenz- und Auslandsdeutschland] (Hrsg.): Zehn Jahre Deutscher Schutzbund 1919-1929. Berlin 1929, S. 44-51, hier S. 44 f. u. 48.

81 Ute Planert: Vater Staat und Mutter Germania: Zur Politisierung des weiblichen Geschlechtes im 19. und 20. Jahrhundert. In: Dies. (Hrsg.): Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegung und Nationalismus in der Moderne. Frankfurt a. M./ New York 2000, S. 15-65, hier S. 19-21; Scheck (wie Anm. 2), S. 85-106; Stüting-Hänger (wie Anm. 2), S. 274-286.

Hinsichtlich der »Volkstumsarbeit« betrieb sie eine engagierte Publizistik, die als Propaganda mit manipulativer Tendenz charakterisiert werden kann. Sie plädierte für das methodische Werkzeug der unablässigen Wiederholung und wollte ihren Rezipienten keine gleichberechtigte Partnerschaft gewähren. So äußerte sie offensiv: »In viele Köpfe lässt sich nur schwer die Vorstellung einhämtern, dass es eine höhere Zusammengehörigkeit als die staatliche gibt: die des gemeinsamen Blutes und der Volkheit.«⁸²

Auch retrospektiv sprach Else Frobenius noch von der Notwendigkeit unablässiger Wiederholungen, vom persuasiven »Einhämmern« bestimmter Gedanken. Ergänzend legte sie Wert auf die Feststellung, dass sie neue Zielgruppen und Medien erschlossen habe, indem sie als erste Journalistin den Versuch unternommen habe, auch in Frauen- und Unterhaltungsblättern für das »Grenz- und Auslandsdeutschum« zu werben.⁸³

Die politische Sprache Kardorff-Oheimbs speiste sich aus den politisch-sozialen Ideensystemen des Nationalismus, Liberalismus und Feminismus, deren Ingredienzien ihre Partizipation gleichermaßen motivierten und strukturerten.⁸⁴ Dabei lassen sich in den sprachlichen Erzeugnissen der Politikerin vier grundlegende und zirkulär ineinander verwobene Narrative identifizieren, die folgendermaßen umrissen werden können:

1. Nach dem militärischen und politischen Zusammenbruch des Kaiserreichs hatte die Erfahrung bürgerkriegsähnlicher Kämpfe sowie der als ungerecht wahrgenommene Friedensvertrag von Versailles⁸⁵ die Sicht Kardorff-Oheimbs auf die Politik dauerhaft geprägt. So evozierte sie in fast allen ihren politischen Ausführungen die Wunschvorstellung eines starken Deutschlands, im Innern vereint und international respektiert. Gleichzeitig verknüpfte Kardorff-Oheimb ihre Fixierung auf die Nation von Beginn an mit einem pragmatischen Bekenntnis zur republikanischen Staatsform, wie sie in der Weimarer Reichsverfassung festgelegt war.⁸⁶

82 Else Frobenius: Auslandsdeutschum und Frauenschaffen. In: Westermanns Monatshefte 73 (1929), S. 51-56, hier S. 51.

83 Frobenius (wie Anm. 22), S. 168. Sie platzierte diesbezügliche Texte in einzelnen thematisch weniger relevanten Blättern, etwa in: Die Woche, Westermanns Monatshefte, Vobach. Praktische Damen- und Kindermode, Das Blatt der Hausfrau sowie Mädel – Eure Welt! Das Jahrbuch der Deutschen Mädel.

84 Angelika Schaser/ Stefanie Schüler-Springorum: Liberalismus und Emanzipation. In- und Exklusionsprozesse im deutschen Liberalismus. In: Dies. (Hrsg.): Liberalismus und Emanzipation. In- und Exklusionsprozesse im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Stuttgart 2010, S. 9-24. Zur Definition von Feminismus als analytischem Begriff siehe Christiane Streubel: Radikale Nationalistinnen. Agitation und Programmatik rechter Frauen in der Weimarer Republik. Frankfurt/M. 2006, S. 54-67, v.a. S. 65 f.

85 Eberhard Kolb: Der Frieden von Versailles. München 2005, S. 91-110; Raffael Scheck: Women Against Versailles. Maternalism and Nationalism of Female Bourgeois Politicians in the Early Weimar Republic. In: German Studies Review 22 (1999), Nr. 1, S. 21-42.

86 Zum Beispiel K. v. Oheimb: Volksgemeinschaft und Staatsgedanke. In: Vossische Zeitung, Nr. 427 (10.09.1921).

2. An diese Verfassung knüpfte Kardorff-Oheimb auch ein emanzipatives Narrativ, indem sie der in den Artikeln 109 und 119 verankerten Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern die tatsächlichen Benachteiligungen von Frauen in wirtschaftlicher und privatrechtlicher Hinsicht gegenüberstellte. Dabei bewegte sich ihre Kritik im frauenbewegten Diskurs von der ‚geistigen Mütterlichkeit‘⁸⁷, aus der sie die Verpflichtung ihrer Geschlechtsgenossinnen ableitete, politisch aktiv zu werden und für eine Umsetzung der Emanzipation zu kämpfen.⁸⁸

3. Von einem tiefen bürgerlichen Glauben an die staatserhaltende Kraft einer ‚vernünftigen‘ politischen Meinungsbildung und Führung beseelt, betrachtete Kardorff-Oheimb umgekehrt den Mangel an politischer Erziehung als tiefere Ursache für alle Krisensymptome, welche sie am deutschen Staatswesen wahrnahm. Aufgrund des geringen politischen Bildungsgrades, so ihre grundsätzliche Diagnose, fehle es Deutschland an geistigen Kräften, der Republik an kompetenten Staatsbürgern und dem Staat an politischer Führung.⁸⁹

4. Verantwortungsbewusste Staatsbürger – das waren in der politischen Ideenwelt Kardorff-Oheimbs ‚vaterländisch‘ gesinnte und in der Regel bürgerliche Frauen und Männer, die sich in einer »Politik des gesunden Menschenverstandes⁹⁰ und überparteilicher Kooperation zusammenfanden. Ihre politische Sprache ist geprägt von einer Dichotomie zwischen dem Ideal einer ‚Politik der Mitte‘ einerseits und der Konstruktion eines so genannten ‚Parteia absolutismus‘ andererseits. Dahinter stand die zeitgenössisch weit verbreitete Vorstellung, dass parteiegoistische Interessenvertretung die Weimarer Verfassung von innen heraus aushöhle und die »freiheitliche Gestaltung der gesamten Nation«⁹¹ insgesamt gefährde.⁹²

87 Scheck (wie Anm. 2), S. 2 f.

88 Zum Beispiel K. v. Oheimb: Der Präsident der deutschen Frau. In: Aktuelle Bilder-Zeitung, Nr. 6 (05.04.1925); dies.: Ein Festtag für die Frauen. Was wir der Weimarer Verfassung verdanken. In: 8 Uhr-Abendblatt (10.08.1929).

89 K. v. Oheimb: Gedanken über politische Erziehung. In: Neue freie Presse (Rubrik »Frauenzeitung«), Nr. 21262 (19.11.1923).

90 Entsprechend lautete die Selbstcharakterisierung ihrer Wochenillustrierten Aktuelle Bilder-Zeitung im Untertitel: »Eine Zeitung für Politik des gesunden Menschenverstandes zur Milderung politischer Gegensätze«.

91 K. v. Kardorff: Nicht stillhalten, sondern wirken! Ein Wort an die Frauen. In: Vossische Zeitung, Nr. 348 (26.07.1931). Vgl. dies: Zehn Jahre Nachkriegsarbeit. Artikel in sechs Teilen. In: Neue Zeit (2. u. 3. »N.Z.-Beilage), Nr. 269 (29.09.1929); Nr. 272 (02.10.1929); Nr. 273 (03.10.1929); Nr. 274 (04.10.1929); Nr. 275 (05.10.1929); Nr. 276 (06.10.1929).

92 Thomas Raithel: Funktionsstörungen des Weimarer Parlamentarismus. In: Moritz Föllmer/Rüdiger Graf (Hrsg.): Die »Krise« der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters. Frankfurt a. M. 2005, S. 243–266, v.a. S. 258–263.

3.4 Reaktion auf den Nationalsozialismus

Else Frobenius wandte sich frühzeitig mit konkreten Überlegungen zur Rolle der Frau in der neuen Ära an die Öffentlichkeit. Sie war am 1. Mai 1933 der NSDAP beigetreten⁹³ und hatte bereits im Sommer des Jahres, basierend auf dem Studium von Hitlers »Mein Kampf«, ein Propagandabuch vorgelegt. Zweck dieser Schrift war die Aufklärung über die »Aufgaben der Frau im Dritten Reich, soweit es heute schon möglich ist«.⁹⁴ Die Weimarer Epoche und die demokratischen Prinzipien negativ bilanzierend, argumentierte sie auf das weibliche Geschlecht bezogen: »Wenn wir, wie in den letzten 14 Jahren, immer nur redeten und redeten, wären wirrettungslos verloren. [...] Wir sollten schweigen lernen. [...] Man soll [...] nur reden, wenn es sich um Wesentliches handelt. [...] Die hochwertige und begabte Frau muß zum Führertum im Rahmen der Volksgemeinschaft streben.«⁹⁵

Sie appellierte an ihre Geschlechtsgenossinnen, die Rolle der NS-Frau mitzustalten. Dabei hielt sie den Kampf um Parlamentssitze nunmehr für abwegig, denjenigen um Plätze innerhalb der Volkswohlarbeit jedoch für sinnvoll.⁹⁶ Ausdrücklich bekannte sie sich zum diktatorischen »Führerprinzip«, selbst wenn dieses mit der Diskriminierung von Meinungen und Menschen verbunden war.⁹⁷ Sie argumentierte rassistisch, wie sie es bereits als DVP-Mitglied getan hatte, wobei Raffael Scheck ihre Meinungsäußerungen innerhalb der Partei als extremistische Einzelerscheinung beurteilt.⁹⁸

Else Frobenius sah sich mit dem Nationalsozialismus bezüglich ihrer Volksstums-Ideale am Ziel ihrer Wünsche: »Im Großdeutschen Reich wurde jener Lebenstraum verwirklicht, für den ich mehr als ein Jahrzehnt Pionierarbeit getan hatte. [...] War nicht das Dritte Reich ein Wunschziel, dem die Deutschen ein Jahrtausend lang zugestrebten? [...] Man war dankbar, das mit erleben zu dürfen.«⁹⁹ Derartige Ausführungen schrieb sie bekenntnisartig, selbst noch unter den Umständen der Bombardements von 1943/44. Die Erforschung der Hintergründe und Ursachen für die nationalistische und nationalsozialistische Positionierung der Akteurin Frobenius ist ein zentrales Anliegen des oben benannten DFG-Projektes.¹⁰⁰

In den letzten Jahren der Weimarer Republik wurde Kardorff-Oheimb noch einmal äußerst aktiv im Sinne ihrer »großen Leitmotive«¹⁰¹. Nach den

93 BAB, Reichskultkammer Else Frobenius, Bl. 1209.

94 Else Frobenius: Die Frau im Dritten Reich. Eine Schrift für das deutsche Volk. Berlin 1933, S. 6.

95 Ebenda, S. 105-108.

96 Ebenda, S. 107:

97 So beispielsweise innerhalb des Kapitels »Blut und Rasse«, ebenda, S. 44 f.

98 Scheck (wie Anm. 2), S. 162, 170 f.

99 Frobenius (wie Anm. 22), S. 204.

100 Siehe Anm. 19.

101 Kardorff-Oheimb (wie Anm. 31), S. 192.

Septemberwahlen von 1930 formulierte sie angesichts von 107 nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten die Frage: »Warum ist das Bürgertum so schlapp, so phantasielos, dass unsere Männer es nicht fertig bringen, eine gemeinsame, bürgerliche, staatserhaltende stolze Front dieser wilden Agitationspartei entgegenzustellen?«¹⁰² Angesichts »der großen Gefahr des Bürgerkrieges«¹⁰³ und enttäuscht von den männlichen Politikern der bürgerlichen Parteien, propagierte sie bei jeder Gelegenheit das Credo überparteilicher Politikgestaltung, welche nunmehr von den Frauen ausgehen müsse. Damit griff sie im Prinzip dieselbe Argumentation auf, die 1924 die Diskussion um eine Frauenpartei oder Frauenlisten bestimmt und zum Ende der Weimarer Republik hin neuen Auftrieb erhalten hatte.¹⁰⁴ Aus der gleichen Motivlage heraus hatten sich im April 1930 Zuhörerinnen an der Hochschule der Frau, einer von Kardorff-Oheimb geleiteten Abteilung der Berliner Lessing-Hochschule, unter ihrem Vorsitz zu einem Verein, der Nationalen Arbeitsgemeinschaft e.V., zusammengeschlossen.¹⁰⁵ Mit dieser ging Kardorff-Oheimb vor den Reichstagswahlen im November 1932 in die Offensive, als sie in einem zweiseitigen Sonderdruck konkrete inhaltliche Forderungen veröffentlichte und als »politisches Frauenprogramm« an verschiedene Personen und Frauenorganisationen versandte.¹⁰⁶ Zur selben Zeit nannte sich die Nationale Arbeitsgemeinschaft außerdem in Deutsche Frauenpartei um, ohne allerdings als solche in die Öffentlichkeit zu treten oder weitere Aktivitäten entfalten zu können.¹⁰⁷

Auf Kardorff-Oheimbs Fehleinschätzungen der politischen Konstellationen wie auch der sozialen Bedürfnislagen kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Ihre eigenen Vorschläge zur Krisenbewältigung basierten auf einem im Bürgertum fest verankerten Glauben an den ‚starken Staat‘ bzw. eine ‚staatsmännische Führerschaft‘ und enthielten antiföderalistische, antidemokratische und autoritative Elemente, die in sich selbst Symptome und Faktoren der komplexen Krisenlage der Weimarer Demokratie waren. Affinitäten

- 102 K. v. Kardorff: Die notwendige Abwehrfront. In: Berliner Tageblatt, Nr. 465 (02.10.1930). Presseausschnitt in: Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BHStA) München, Sammlung Personen 8015.
- 103 Ebenda.
- 104 K. v. Kardorff: Nicht stillhalten, sondern wirken! (wie Anm. 91). Vgl. Schüller (wie Anm. 73). Dort auch Hinweis auf Kardorff: Brauchen wir eine Frauenpartei? (wie Anm. 47).
- 105 Amtsgericht Berlin-Mitte, Generalakten betr. 1. Nationale Arbeitsgemeinschaft, 2. Deutsche Frauenpartei (Nationale Arbeitsgemeinschaft), LAB, Rep. B 042, Nr. 9059. Vgl. Kardorff-Oheimb (wie Anm. 31), S. 189 f.
- 106 Ein Exemplar dieses Sonderdrucks befindet sich in den Archivbeständen des Bundesvorstands des Bundes Deutscher Frauenvereine im Helene-Lange-Archiv, LAB, B Rep. 235-20, Nr. 1362.
- 107 Protokoll der Generalversammlung der Nationalen Arbeitsgemeinschaft, 15.10.1932 (Abschrift), LAB, Rep. B 042, Nr. 9059, Bl. 46-50. Eine Mitgliederversammlung beschloss am 30.08.1933 die Auflösung des Vereins, dessen Löschung aus dem Vereinsregister wegen formaler Mängel allerdings erst am 27.12.1933 erfolgte. Ebenda, Bl. 59 u. 70.

zum Nationalsozialismus können ihr indes nicht nachgewiesen werden – im Gegenteil: Kardorff-Oheimb lehnte denselben strikt und dauerhaft ab. In einem Aufruf an die Frauen, den die Politikerin anlässlich der Reichspräsidentenwahlen im März 1932 veröffentlichte, hob sie die akute Bedrohung hervor, welche die nationalsozialistische Ideologie für jede weibliche Emanzipation bedeutete:

»Unter Hitlers Führung werdet ihr in eure unsagbare hilflose und unbedeutende Stellung in Familie und Staat von früher zurück sinken. Denn eine Partei, die bei den Wahlen keine Frauen als Kandidaten aufstellt, degradiert die Frau als Wesen zweiter Klasse, bezeichnet sie als geistig Minderwertige. Ihr werdet wieder wie vor 1918 zusammengeworfen mit Kindern, Unmündigen und Geisteskranken, die nicht wahlberechtigt sind. Diese Männer wollen euch nicht als Kameradinnen, sondern als Dienerinnen.«¹⁰⁸

4. *National und liberal? Schlussbemerkungen*

In den Biografien von Frobenius und Kardorff-Oheimb kommt der Weimarer Republik als Raum politischer Partizipation große Bedeutung zu, lässt sich doch für beide im Winter 1918/19 eine ähnlich starke Ausdehnung ihrer Tätigkeitsfelder und die emanzipatorische Aneignung neuer beruflicher Möglichkeiten feststellen. Ohne vorherige Erfahrungen in der nationalliberalen Frauenorganisation gesammelt zu haben, schlossen sich Frobenius und Kardorff-Oheimb nach der Einführung des Frauenstimmrechts und unter dem Eindruck von Kriegsniederlage und Revolution der DVP an. Dabei waren ihre privaten Voraussetzungen sehr verschieden, ihre parteipolitischen Karrieren sowie ihre inhaltlichen Positionierungen und Interessen entwickelten sich unterschiedlich:

Die kinderlose Deutschbaltin Else Frobenius musste ihren Lebensunterhalt selbst erarbeiten und entsprach in mehrfacher Hinsicht nicht den weiblichen Musterbiografien ihrer Zeit. Vor diesem Hintergrund hatte sie schon während des Ersten Weltkrieges dazu aufgerufen, die individuelle Lebensleistung von Frauen zu würdigen.¹⁰⁹ In ihrem Selbstzeugnis bilanzierte sie 1943/44 positiv die erweiterten geschlechterspezifischen Aktionsräume von Frauen während der Weimarer Epoche, wobei sie ihren eigenen früheren Appell mit nahezu gleich lautender Formulierung reflektierte: »Nicht nur der Rang ihres Mannes

108 K. v. Kardorff: Frauen müssen Hindenburg wählen! In: Berliner Tageblatt, Nr. 122 (12.03.1932).

109 Else von Boetticher: Frauenberuf und soziale Stellung. In: Die Woche 17 (1915), Nr. 20, S. 701 f. (Appell S. 702); Else Frobenius: Frauenberuf und soziale Stellung. [Nachdruck] In: Deutscher Frauenbund 10 (1918), Nr. 3, S. 7 f. (Appell S. 8).

oder Schönheit und Reichtum waren [...] maßgebend wie in der Vorkriegszeit, sondern ihre persönliche Leistung.«¹¹⁰ Kardorff-Oheimb war zu Beginn der Weimarer Republik zum dritten Mal verheiratet und Mutter von insgesamt sechs Kindern, wobei sie das Sorgerecht nur für die beiden Jüngstgeboarten besaß. Die katholisch sozialisierte Rheinländerin war in ihrer zweiten Ehe zur evangelischen Konfession konvertiert und als Witwe in den Besitz zweier keramischer Großbetriebe gekommen. Finanziell bestens ausgestattet, war Kardorff-Oheimb, die keinerlei berufliche Ausbildung erfahren hatte, bis zu Beginn der 1930er Jahre weder auf das Einkommen eines Ehemannes noch auf eigene Erwerbstätigkeit angewiesen, was ihr erlaubte, Zeit und Geld in die Politik zu investieren. Als Vorsteherin eines großbürgerlichen Haushalts und Gastgeberin eines Salons verband sie politische Partizipation und gesellschaftliche Repräsentation auf spezifische Weise. In der Zusammenschau beider Frauenbiografien ergibt sich die Bilanz, dass die eine zum Zwecke des finanziellen Unterhalts ihres Lebens Publizistin wurde und die andere zum Zwecke des sinnstiftenden Inhalts ihres Lebens Politikerin.

Für ihre konkrete Entscheidung zugunsten der DVP spielten bei beiden Akteurinnen auch persönliche Freundschaften eine Rolle. Else Frobenius war auf der lokalen Berliner DVP-Ebene aktiv, hegte diesbezüglich persönlich keine weiteren Karriere-Ambitionen, sondern nutzte die Chancen aus ihrer Vernetzung von Beruf und Parteiarbeit. Kardorff-Oheimb hingegen stieg schnell in die Führungsgremien der DVP auf¹¹¹ und verließ damit die lokalen Goslarer Sphären ihres parteipolitischen Engagements. Sie gehörte zu den wenigen Frauen, die sich innerhalb der liberalen Parteien ein Reichstagsmandat eroberten¹¹², und galt durch ihr Vermögen, ihre Beziehungen und ihren politischen Salon als einflussreich in den politisch-parlamentarischen Kreisen Berlins. Nachdem Frobenius bereits vor 1918 stärker sozial vernetzt war, agierte sie über den gesamten hier thematisierten Zeitraum in der Summe eher wie eine fleißige »Mitarbeiterin«, von der allerdings höchstens bescheidene inhaltliche Impulse ausgingen. Kardorff-Oheimb pflegte einen anderen, stärker individualistischen Stil und kann als eine inspirierende »Vorarbeiterin« charakterisiert werden.

So verschieden die Karrieren der beiden Frauen innerhalb der DVP auch waren, so ähnelte sich doch das grundsätzliche Verlaufsmuster ihrer Partizipation, und dieses findet sich generell als kollektive Erfahrung in den Biogra-

110 Frobenius (wie Anm. 22), S. 176 f.

111 Anfang 1920 war Kardorff-Oheimb in den Geschäftsführenden Ausschuss (GA) gewählt worden. Sitzung des GA 19.01.1920. In: Kolb/Richter (wie Anm. 3), S. 201-219.

112 Von den 195 Liberalen, die zwischen 1919 und 1933 dem Reichstag angehörten, waren 13 Frauen; sieben von diesen gehörten der DDP an, sechs der DVP. Namen und weitere Zahlen bei: Angelika Schaser: Die Hauptstadt Berlin als Experimentierfeld für die Emanzipation von Frauen. In: Schaser/Schüler-Springorum (wie Anm. 84), S. 123-140, hier S. 127 f.

fien bürgerlicher Politikerinnen der Weimarer Republik: Auf anfängliche Euphorie folgte tiefe Enttäuschung über den Alltag der Parteiarbeit und schließlich der teilweise oder komplett Rückzug auf andere Betätigungsfelder.¹¹³ Auch Frobenius und Kardorff-Oheimb lösten sich aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen von der DVP. Erstere blieb zwar noch bis 1930 Mitglied, aber primär wegen der ihr wichtigen »Volkstumsarbeit« und zwecks Beibehaltung des für ihre Arbeit als Journalistin substantiellen Beziehungsgefüchts. Bei Kardorff-Oheimb führten die Desillusionierung, die aus ihrer Kritik am Verhältniswahlrecht und an der Benachteiligung von Frauen in den parteiinternen Kandidatenverfahren resultierte, die Frustration ob des parteipolitischen Taktierens der DVP-Reichstagsfraktion und am Ende auch persönliche Differenzen mit dem Parteivorsitzenden bereits 1925 zum Austritt aus der DVP.

Kardorff-Oheimbs politische Vorstellungen lassen sich in eine »klassisch-liberale, staatsidealistische Tradition« einordnen, »die eine Übernahme der Verantwortung um des Staatsganzen willen forderte«.¹¹⁴ Alle ihre Bemühungen in und außerhalb der DVP drehten sich im Kern um die Vorstellung einer bürgerlichen Sammlung, welche sie als vermeintliche Alternative zum zer-splitterten politischen Liberalismus idealisierte.¹¹⁵ Dazu gehörte ihr anfängliches Werben für eine Große Koalition und das Warnen vor dem Drängen der DVP nach rechts genauso wie ihre später zumindest verbal formulierte Hoffnung auf den Zusammenschluss politisch aktiver Frauen. Frobenius kann nach bisherigem Kenntnisstand kaum als Liberale verstanden werden, gleichzeitig ist sie als Parteipolitikerin ohnehin nur schwer zu fassen. Anders als die meisten weiblichen DVP-Mitglieder trat sie auch mit explizit rassistischen Vorstellungen an die Öffentlichkeit. In der direkten Gegenüberstellung ist kaum nachzuvollziehen, wie ein und dieselbe Partei zwei Frauen mit so verschiedenen politischen Ideenwelten an sich binden konnte. Damit repräsentieren beide auch ein Grundcharakteristikum der DVP: das Überwölbten »antagonistische[r] Gesellschaftsmuster und Politikbegriffe mit den quasi überzeitlichen Leitbildern Staat und Nation«.¹¹⁶ Vorübergehend bauten Frobenius und Kardorff-Oheimb einen vergleichbaren emanzipatorischen Anspruch auf, der sich an solchen nationalen wie auch an spezifisch »weiblich« gedachten

113 Für Parlamentarierinnen aus verschiedenen Fraktionen siehe Lauterer (wie Anm. 37), S. 152-178; für linksliberale Parteipolitikerinnen vgl. Schaser: Hauptstadt Berlin (wie Anm. 112), S. 25-28; zu Politikerinnen der DVP und DNVP vgl. Scheck (wie Anm. 2), S. 49-64.

114 Richter (wie Anm. 3), S. 822. Vgl. Schaser/ Schüler-Springorum (wie Anm. 84), S. 11 f.

115 Lothar Albertin: Die Auflösung der bürgerlichen Mitte und die Krise des parlamentarischen Systems von Weimar. In: Eberhard Kolb/ Walter Mühlhausen (Hrsg.): Demokratie in der Krise. Parteien im Verfassungssystem der Weimarer Republik. München 1997, S. 59-111; Larry E. Jones: German Liberalism and the Dissolution of the Weimar Party System, 1918-1933. München 1988.

116 Richter (wie Anm. 3), S. 825.

Leitwerten einerseits und an ihrer konkreten Erfahrung mit politischer Partizipation als Frau anderseits orientierte.¹¹⁷ Unterhalb dieser Formeln erodierte das bürgerliche Parteiensystem, und liberale Werte verloren in der DVP zunehmend an Bedeutung. Nach dem Tod Stresemanns orientierte sich die Partei bekanntermaßen endgültig nach rechts und verlor gleichzeitig große Teile ihrer Anhängerschaft an die rechts-nationalen Parteien, während letzte Bemühungen um eine bürgerliche Sammlung scheiterten.¹¹⁸ Am Ende der Weimarer Republik war Frobenius »von glänzenden Hoffnungen«¹¹⁹ in die neue Ära erfüllt, die sie aktiv mitgestalten wollte. Für Kardorff-Oheimb war mit dem Nationalsozialismus die »große Zeit« ihres Lebens, als welche sie »die anderthalb Jahrzehnte von 1918-1933«¹²⁰ im Nachhinein charakterisierte, vorbei und die politische Rolle des liberalen Bürgertums ausgespielt.

117 Hierzu grundlegend Scheck (wie Anm. 2), der das zentrale Movens bürgerlicher Frauen in DVP wie DNVF auf den Punkt bringt: »[...] to create a Volksgemeinschaft held together by bourgeois women's maternal mission for the nation.« Ebenda, S. 185.

118 Richter (wie Anm. 3), S. 692-712; Larry E. Jones: Bestrebungen zur Bildung einer neuen Mittelpartei. In: VfZ 25 (1977), Nr. 3, S. 265-304.

119 Frobenius (wie Anm. 22), S. 204.

120 Kardorff-Oheimb (wie Anm. 31), S. 81.

Liberaler Abweg in den Rechtspopulismus? – Friedrich Middelhauve und das Konzept einer Nationalen Sammlung in den Gründungsjahren der Bundesrepublik

1. Einleitende Bemerkungen

Die Frage, ob es in der alten Bundesrepublik, zumal in ihren Anfängen, eine Form von Rechtspopulismus gegeben hat, mag auf den ersten Blick verwundern. Auch wenn in der tagespolitischen Auseinandersetzung der Vorwurf des Populismus nahezu täglich und von den Parteien wechselseitig erhoben wird, um Forderungen oder Ziele der Konkurrenz als rein effekthascherisch und verantwortungslos zu brandmarken, so scheint das Phänomen des Populismus in der westdeutschen Bundesrepublik als Teil der (partei-)politischen Landschaft kaum jemals ernsthaft und außerdem »recht spät in Erscheinung getreten«¹ zu sein. Der ebenso bescheidene wie kurzfristige Erfolg der 1983 gegründeten Republikaner (REP) zeigt, wie schwer es eine sich rechtspopulistisch gerierende Partei hat, im politischen System, aber auch in der politischen Kultur der Bundesrepublik Fuß zu fassen, vor allem dann, wenn die Grenzen zum Rechtsextremismus zu verschwimmen drohen. Ganz anders fällt der Befund aus, blickt man über die deutschen Landesgrenzen hinaus. Zahlreiche europäische Demokratien sahen und sehen sich seit Beginn der 1970er Jahre durch das Aufkommen und den Erfolg rechtspopulistischer Parteien herausgefordert. Ob die italienische Lega Nord oder die französische Front National (FN), ob Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) oder Vlaams Belang (bis 2004: Vlaams Blok) in Belgien – angeführt von einer zumeist als charismatisch empfundenen bzw. gedeuteten Führungspersönlichkeit gelten sie alle als Exponenten eines neuen Rechtspopulismus.²

Wird im politischen Feuilleton über Zukunftsaussichten eines Rechtspopulismus in der Bundesrepublik diskutiert, so gilt das Szenario der Etablierung einer neuen, bundesweit agierenden Rechtspartei als höchst unwahrschein-

1 Frank Decker: Parteien unter Druck. Der neue Rechtspopulismus in den westlichen Demokratien. Opladen 2000, S. 158.

2 Vgl. Nikolaus Werz (Hrsg.): Populismus. Populisten in Übersee und Europa. Opladen 2003; Jens Rydgren (Hrsg.): Movements of Exclusion. Radical Right-Wing Populism in the Western World. New York 2005; Susanne Fröhlich-Steffen/Lars Rensmann (Hrsg.): Populisten an der Macht. Populistische Regierungsparteien in West- und Osteuropa. Wien 2005.

lich. Reeller erscheint vielen Beobachtern jedoch die Gefahr des »Umkippens« einer bereits etablierten Partei mit funktionierenden Strukturen. Zur gleichsam empirischen Stützung eines solchen Gedankenspiels wird meist auf die nordrhein-westfälische FDP unter Jürgen W. Möllemann verwiesen. Die polarisierende Politik des damaligen FDP-Landesvorsitzenden, sein bewusstes Spielen mit Tabus provozierte immer wieder Parallelen zur FPÖ. Das Schlagwort einer »Haiderisierung« der FDP geisterte nicht nur durch die Gazetten, es hielt auch Einzug in die Politikwissenschaft³, die sich in den letzten zehn Jahren in enger Verschränkung mit sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen intensiv mit dem Phänomen des (Rechts-)Populismus auseinandergesetzt und es zu einer Analysekategorie gemacht hat, die sich auch für die Zeitgeschichtsforschung als fruchtbar erweisen kann.

Nachfolgend soll der Versuch unternommen werden, in den Sozialwissenschaften herausgearbeitete Kriterien zur Erfassung und Erklärung rechtspopulistischer Parteien bzw. Bewegungen auf das von Friedrich Middelhauve (1896-1966) vertretene Konzept einer Nationalen Sammlung zu übertragen. Motiviert wird dieser Deutungsversuch durch die zeitgenössisch wie auch rückblickend anzutreffende Unbestimmtheit, Unsicherheit, teilweise auch Ratlosigkeit, sowohl Middelhauve selbst als auch sein Sammlungsprojekt plausibel zu bewerten und politisch zu verorten. Der langjährige Parteivorsitzende der nordrhein-westfälischen Liberalen sowie stellvertretende Bundesvorsitzende der FDP habe, so eine jüngst nachzulesende Einschätzung, im Zusammenhang der Nationalen Sammlung »eine undurchsichtige Rolle«⁴ gespielt; ein aufmerksamer Beobachter des Bonner Politikbetriebes zählte Middelhauve gar zu den »umstrittensten, viele sagen zwielichtigsten Figuren in der deutschen politischen Arena«.⁵ Dabei war dessen politische Vision recht klar. Seit der unmittelbaren Nachkriegszeit hatte er sich dem Ziel verschrieben, die neue liberale Partei zum Zentrum eines dritten Blocks rechts von Christ- und Sozialdemokraten zu machen. Die anvisierte Zielgruppe reichte von ehemaligen Sympathisanten der liberalen Parteien vor 1933 bis hin zu dem nach Millionen zählenden Heer ehemaliger Wehrmachtssoldaten sowie politisch heimatlos gewordener Nationalsozialisten. Um eine solche Klientel als Wähler und auch Mitarbeiter für seine Ziele zu gewinnen, leitete Middelhauve – so die hier vertretene Hypothese – in Inhalt, Organisation und Ausdrucksform einen Strukturwandel ein, weg von einer liberalen Partei

3 Vgl. Peter Lösche/Franz Walter: Die FDP. Richtungsstreit und Zukunftszweifel. Darmstadt 1996, S. 209 ff.; Jürgen Dittberner: Die FDP. Geschichte, Personen, Organisation, Perspektiven. Eine Einführung. 2., überarb. u. aktual. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 74 ff.

4 Axel Schildt/Detlef Siegfried: Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik – 1945 bis zur Gegenwart. München 2009, S. 147.

5 Walter Henkels: Zeitgenossen. Fünfzig Bonner Köpfe. Hamburg 1953, S. 162.

klassischen Zuschnitts, hin zu einer rechtspopulistischen Sammlungsbewegung.

Die britische Besatzungsmacht setzte jenem hochumstrittenen Kurs zumindest mittelbar ein jähes Ende, indem sie im Januar 1953 einen Kreis ehemaliger Nationalsozialisten um den früheren Goebbels-Staatssekretär Werner Naumann verhaften ließ, der Kontakte zum Umfeld Middelhauves unterhielt. Eine nachfolgend eingesetzte parteiinterne Untersuchungskommission erhob in ihrem Abschlussbericht schwere Vorwürfe gegenüber den politischen Verantwortlichen der NRW-FDP. Es sei nur »schwer zu verstehen, warum ausgegerechnet alle Schlüsselpositionen nicht politisch erprobten Persönlichkeiten, sondern früheren prominenten Nationalsozialisten anvertraut worden sind«.⁶ Der weithin vorherrschende Eindruck einer nationalsozialistischen Unterwanderung des nordrhein-westfälischen FDP-Landesverbandes führte zur völligen Diskreditierung jenes »rechten« Planspiels einer nationalen Sammlungsbewegung. Gleichwohl blieb der Landesvorsitzende von der Richtigkeit und Notwendigkeit seines Kurses überzeugt. Noch im Spätsommer des Jahres 1953 führte er den Bundestagswahlkampf unter dem unzweideutigen Motto »Rechts ran! Wählt Middelhauve«.⁷ In der »Naumann-Affäre«, die die FDP an den Rand einer Spaltung führte, erwies sich Middelhauve nicht etwa als das Opfer einer ihm oftmals unterstellten Naivität, Gutgläubigkeit oder politischen Unbedarftheit. Er wurde nicht von skrupellosen Altnazis düpiert, sondern hatte sie vielmehr bewusst für seine Zwecke eingespant.⁸ Der potentiellen Gefahren eines solchen Kurses war er sich zu jedem Zeitpunkt bewusst: »Ohne Risiko«, so Middelhauve im Februar 1953, »gibt es keine Politik, und noch selten barg ein Risiko so positive Möglichkeiten in sich wie dieses«.⁹

2. Eröffnete der Untergang des Nationalsozialismus ein »Gelegenheitsfenster« für populistische Agitation?

Nach inzwischen etablierter Auffassung treten populistische Bewegungen vornehmlich in Phasen einschneidender politischer, gesellschaftlicher, ökonomischer und/oder kultureller Umwälzungen auf, »wenn infolge zu raschen Wandels oder zu großer Verwerfungen bestimmte Bevölkerungsgruppen die

6 Vertraulicher Abschlussbericht vom 5.6.1953, Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Abteilung Rheinland, Düsseldorf (LAV NRW R), Nachlass Middelhauve, RWN 172/2, S. 16.

7 Vgl. Plakat im Archiv des Liberalismus, Gummersbach (AdL), P3/115.

8 Vgl. dazu jüngst Kristian Buchna: Nationale Sammlung am Rhein und Ruhr. Friedrich Middelhauve und die nordrhein-westfälische FDP 1945-1953. München 2010.

9 Das Zitat entstammt einem Artikel Middelhauves im »Industriekurier«, der am 7.2.1953 unter der Überschrift »Es gibt keine Unterwanderung in der FDP« abgedruckt und am 12.2. in einem Rundschreiben an alle nordrhein-westfälischen Kreisverbände der FDP versendet wurde. LAV NRW R, Nachlass Middelhauve, RWN 172/165, pag. 105.

Orientierung verlieren und von Zukunftsangst geplagt werden«.¹⁰ Es würde der hier zu behandelnden Situation Deutschlands nach 1945 zwar kaum gerecht, sie als »Modernisierungs Krise«¹¹ zu interpretieren. Doch die Folgewirkungen eben solcher Krisen, die sich immer wieder als Nährboden für Populisten erwiesen haben, lassen sich auch im Deutschland der Nachkriegszeit finden. Der Untergang des »Dritten Reiches« mitsamt der NSDAP als dessen alleiniger Staatspartei führte nicht nur in staatlicher wie politischer Hinsicht zu einer tiefen Zäsur. Ganz abgesehen von der rein materiellen, teilweise existentiellen Not in weiten Teilen der Bevölkerung wurden auch hergebrachte gesellschaftliche Strukturen sowie tradierte Werte und Ordnungsvorstellungen durch die Eingriffe und Folgewirkungen einer totalitären Diktatur und eines »totalen« Krieges so tiefgreifend erschüttert, dass neben die politische auch eine soziale und ideelle Orientierungslosigkeit trat. Handfeste berufliche bzw. Statusängste kamen bei all jenen hinzu, die aufgrund ihrer Stellung im »Dritten Reich« entweder schon von den Alliierten ihres Amtes enthoben worden waren oder einem Entnazifizierungsverfahren entgegenglickten. Unabhängig von der tatsächlichen Kategorisierung im Einzelfall zog das Verfahren der politischen Säuberung aufgrund seiner uneinheitlichen Durchführung in den Besatzungszonen, der als mangelhaft empfundenen Einzelfallgerechtigkeit sowie des unausgesprochen im Raum stehenden Kollektivschuld-Verdachts Enttäuschung und Verbitterung nach sich – und das nicht nur bei den als »belastet« Eingestuften, deren staatsbürgerliche Rechte fortan eingeschränkt blieben, denn auch hier galt: »Was zählt, ist das subjektive Empfinden der eigenen Benachteiligung.«¹²

Blickt man auf die agitatorischen Ansatzpunkte rechtspopulistischer Bewegungen, so wird deutlich, dass sich auch in jener Situation nach 1945 ein »Gelegenheitsfenster«¹³ für Populisten zu öffnen schien: »Vermeintlich unverdiente Zurücksetzungen, als ungerecht empfundene Benachteiligung und als illegitim wahrgenommene Nichtberücksichtigung ihrer Interessen sind die verletzten Gerechtigkeitsgefühle, an die sie [die Populisten; K.B.] anzuknüpfen versuchen.«¹⁴ Middelhaues vergangenheitspolitische Aktivitäten zielen in der Tat stets darauf ab, an solcherlei Sentiments und Ressentiments zu appellieren. Sein auf dem Münsteraner Landesparteitag vom Juli 1951 vorgetragener Bericht zur politischen Lage legt hiervon in Diktion wie

10 Decker (wie Anm. 1), S. 28.

11 Vgl. ebd. sowie Tim Spier: Populismus und Modernisierung. In: Frank Decker (Hrsg.): Populismus. Gefahr für die Demokratie oder nützliches Korrektiv? Wiesbaden 2006, S. 33–58.

12 Decker (wie Anm. 1), S. 35.

13 Spier (wie Anm. 11), S. 38.

14 Michael Kohlstruck: Rechtspopulismus und Rechtsextremismus. Graduelle oder qualitative Unterschiede? In: Richard Faber/Frank Unger (Hrsg.): Populismus in Geschichte und Gegenwart. Würzburg 2008, S. 211–228, hier: S. 224.

Inhalt beredtes Zeugnis ab: »Für das Recht der Entrechten, für die Achtung der Missachteten, für die Ehre der Entehrten mit allem Ernst und Eifer einzutreten, darin sah die FDP vom ersten Tage ihres Bestehens an ihre Ehrenpflicht. [...] Diese vorkämpferische zielbewusste Haltung der FDP ist das, worauf sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens mit Fug und Recht am meisten stolz sein kann.«¹⁵ Nachfolgend führte Middelhauve aus, auf welche Haltungen und Forderungen sich der Stolz beziehen sollte, nämlich auf die Beschwörung der Ehre und Anständigkeit der Wehrmachtssoldaten; auf die Initiativen der Landtagsfraktion für einen Abschluss der Entnazifizierung; auf den Einsatz für die »politische und rechtliche Gleichstellung der früheren Mitglieder der NSDAP«; auf den »Kampf seit langen Monaten für die Gefangenen in Werl« [Sitz des britischen Gefängnisses für Kriegsverbrecher und NS-Täter; K.B.]; auf die Forderung nach einer Generalamnestie; auf die Profilierung der »FDP als Wahrerin des Reichsgedankens«; und schließlich auch auf die Mobilisierung »aller, die den guten Willen hatten und haben, dem Vaterland beim Aufbau einer zukunftsstarken Demokratie als eine rechte Lebensform in einer echten Volksgemeinschaft zu dienen«.¹⁶

Da es sich bei dieser Aufzählung um Kernpunkte des nationalen Sammlungskonzeptes handelt, gilt es zu überprüfen, inwieweit sich Middelhauve hier aus dem Fundus des Rechtspopulismus bedient hat.

3. Grenzüberschreitungen – kalkulierte Tabubrüche – radikale Lösungen

Es wäre allzu wohlfeil und auch irreführend, jegliche Kritik an der Entnazifizierung oder die Befürwortung von Straffreiheitsgesetzen als (rechts-)populistisch zu bezeichnen. Angesichts der breiten Ablehnungsfront gegenüber der politischen Säuberungspraxis der Besatzungsmächte trafe ein solches Pauschalurteil auf die Vertreter aller damaligen Parteien zu – vom konservativen Christdemokraten bis hin zum orthodoxen Kommunisten. Die entscheidende Frage war jedoch, wie weit jene Kritik an den Alliierten gehen durfte und wo die – wie es Thomas Dehler einmal formulierte – »Grenze der Delikatesse«¹⁷ im Umgang mit ehemaligen Nationalsozialisten liegen sollte. Eben hier, in bewusst vollzogenen Grenzüberschreitungen, sah Friedrich Middelhauve den geeigneten Ansatzpunkt, seine NRW-FDP gegenüber anderen Parteien zu profilieren. Erst durch kalkulierte Tabubrüche, das Einfordern radikaler

15 Protokoll vom 2. Verhandlungstag (21.7.1951), AdL, Bestand FDP-LV NRW, Landesparlamenttag, 26713.

16 Ebd.

17 Sitzung des Bundesvorstandes vom 6.7.1952. In: FDP-Bundesvorstand. Die Liberalen unter dem Vorsitz von Theodor Heuss und Franz Blücher. Sitzungsprotokolle 1949-1954. Bearbeitet von Udo Wengst. Erster Halbband: 1949-1952. Düsseldorf 1990, Nr. 19, S. 377.

Lösungen, das Schüren von Ressentiments sowie die Konstruktion eines Gegensatzes zwischen »anständigem« Volk und dessen inneren und äußeren Gegnern, also durch dezidiert rechtspopulistische agitatorische Stilmittel¹⁸ war es den Anhängern der Nationalen Sammlung möglich, die von ihnen ins Auge gefassten Adressaten überzeugend anzusprechen und sich gleichzeitig von den anderen Parteien abzusetzen.

Der Einsatz des nordrhein-westfälischen Landesverbandes der FDP für eine Generalamnestie kann als Musterbeispiel für jenes taktische Kalkül angesehen werden. Eine solch radikale Forderung war das Resultat eines vergangenheitspolitischen Überbietungswettbewerbes, der insbesondere nach dem Ende der alliierten Parteilizenzierungs politik und dem anschließenden Aufkommen zahlreicher Klientelparteien eingesetzt hatte.¹⁹ Mit Forderungen nach einem Ende der Entnazifizierung, nach »Vernichtung aller Entnazifizierungsakten« sowie nach einem Löschen aller Spruchkammerakten aus den Strafregistern²⁰ versuchte der FDP-Landesvorstand auch nach Gründung der Bundesrepublik seine »vorkämpferische« Haltung auf vergangenheitspolitischem Gebiet zu unterstreichen, doch erst der seit 1951 mit großem materiellem Aufwand betriebene Einsatz für eine Generalamnestie war dazu angetan, der nordrhein-westfälischen FDP einen Sonderstatus im Spektrum der etablierten Parteien zu verschaffen.²¹ Indem sich Middelhauve die »tabula rasa«-Forderungen des in rechtsnationalistischen Kreisen gut beleumundeten Völkerrechtlers und Rechtsanwalts Friedrich Grimm zu eigen machte, rührte er an eines der letzten noch verbliebenen Tabus im politischen Umgang mit dem Erbe des Nationalsozialismus. Grimm, der sich schon zu Weimarer Zeiten als Amnestievorkämpfer für die zahlreichen »Fememörder« profiliert und während des »Dritten Reiches« als Jurist des Vertrauens von Hitler und Goebbels in mehreren internationalen Prozessen eine vermeintliche »jüdische Weltverschwörung« nachzuweisen versucht hatte, machte in Reden und Aufsätzen immer wieder deutlich, was unter den Schlagworten »tabula rasa« und Generalamnestie zu verstehen sei: »Das Tabula-rasa-Prinzip ist ein radikales Prinzip, das keine Einschränkung, keine Ausnahme, keinen Kompromiss gestattet. Es gehört Mut dazu, sich heute dazu zu bekennen. Aber es geht gar nicht anders. Eine Tabula-rasa-Amnestie, von der man Ausnahmen macht, ist eben keine tabula

18 Vgl. Decker (wie Anm. 1), S. 50-53; Lars Rensmann: Populismus und Ideologie. In: Decker (wie Anm. 11), S. 59-80, hier: S. 66 f.; Florian Hartleb: Rechts- und Linkspopulismus im westeuropäischen Vergleich. Zur strukturellen und inhaltlichen Bestimmung eines eigenständigen Partientypus. In: Uwe Backes/Eckard Jesse (Hrsg.): Gefährdungen der Freiheit. Extremistische Ideologien im Vergleich. Göttingen 2006, S. 105-145, hier: S. 117 ff.

19 Vgl. Norbert Frei: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit. 2. Aufl., München 2003, S. 25 ff.

20 Vgl. Kurzprotokoll über die Sitzung des Gesamtvorstandes am 17.3.1951, AdL, Bestand FDP-LV NRW, Landesvorstand, 27072.

21 Vgl. Buchna (wie Anm. 8), S. 49-72.

rasa. Nach dem totalen Krieg muss auch die Amnestie total sein.«²² Teilweise wörtlich übernahm Middelhauve diese Argumentation und erhob sie zur Linie der Landespartei. Entsprechend ähnlich lauteten die Entschlüsseungen des FDP-Landesparteitages vom Juli 1951: Ein den Alliierten unterstelltes »Sühnebedürfnis« müsse »abgelöst werden durch das tabula-rasa-Prinzip, das einen echten Schlussstrich unter die Vergangenheit zieht. [...] Alle Straftaten, die aus politischen Motiven oder im Zusammenhang mit Kriegsvorgängen vor und nach 1945 begangen wurden, werden amnestiert.«²³ An dieser Entschließung ist zweierlei bemerkenswert. Einerseits hat sich mit der Forderung nach einer Generalamnestie ein vergangenheitspolitischer Dammbruch innerhalb der NRW-FDP vollzogen. Ihr hier bezogener Standpunkt entsprach keineswegs »der einvernehmlichen Haltung aller staatstragenden politischen Parteien«.²⁴ Frei nach Frank Decker scheint auch hier vielmehr jener strukturelle »Zwang« rechtspopulistischer Bewegungen gegriffen zu haben, der in bewusster Abgrenzung zum politischen Establishment geradezu »nach kalkulierten Entgleisungen« verlangt, »die an Tabus röhren und damit provozierend wirken«.²⁵ Selbst parteiintern sah sich Middelhauve im Bundesvorstand einer breiten Ablehnungsfront gegenüber, als er versuchte, auch die Bundespartei von der Notwendigkeit einer Generalamnestie zu überzeugen. Der stellvertretende Parteivorsitzende Hermann Schäfer benannte die mit einer solchen Forderungen verbundenen Konsequenzen und begründete damit seine Ablehnung: »Ich schrecke zurück vor dem Wort Generalamnestie und ich kann mich nicht einsetzen dafür, dass Leute amnestiert werden, die mit Menschen Tierversuche gemacht haben.«²⁶

Auf der anderen Seite und nicht minder irritierend ist die in der Entschließung zum Ausdruck kommende Gleichsetzung von Straftaten, die »vor und nach 1945 begangen« worden seien. Auch die hier suggerierte Vergleichbarkeit von nationalsozialistischer Vernichtungspolitik und Kriegsverbrechen mit der alliierten Besatzungspolitik stellte eine Grenzüberschreitung dar, die einerseits einer Relativierung bzw. Banalisierung der NS-Verbrechen Vorschub leistete und andererseits Feindseligkeiten gegenüber den Alliierten als den fremden Besatzern im eigenen Land beförderte. Bei dem Parteitagsbeschluss handelte es sich auch nicht um eine einmalige Taktlosigkeit, sondern

- 22 Aus einem Vortrag Grimms, gehalten am 17.5.1950 in der Evangelischen Akademie Bad Boll, Landeskirchliches Archiv Hannover (LKAH), L 3 III Nr. 445, S. 7.
- 23 Entschlüsseungen des Landesparteitages in Münster vom 20.-22.7.1951, abgedruckt in: Rundschreiben Nr. A/18/51, AdL, Bestand FDP-LV NRW, Landesparteitag, 26713.
- 24 Gerhard Papke: Liberaler Ordnungskraft, nationale Sammlungsbewegung oder Mittelstands-Partei? Die FDP-Landtagsfraktion in Nordrhein-Westfalen 1946-1966. Düsseldorf 1998, S. 159.
- 25 Decker (wie Anm. 1), S. 52.
- 26 Sitzung des Bundesvorstandes vom 19.9.1951. In: FDP-Bundesvorstand 1949-1952 (wie Anm. 17), Nr. 14a, S. 258.

um ein bewusst eingesetztes Stilmittel. So ist etwa in dem von Middelhauve im Juli 1952 vorgelegten Deutschen Programm²⁷, dem Manifest der Nationalen Sammlung, im Zusammenhang mit der Besetzungszeit von »Deutschlands tiefste[r] Erniedrigung«, von »Leid«, von »bitteren Enttäuschungen« und »Diffamierungen« die Rede, ebenso von »Kräften, die aus der deutschen Niederlage Vorteil ziehen« würden. Die nur wenig verschleierte Anklage an die Adresse der Besatzungsmächte gipfelt in der Forderung nach einer »Wiedergutmachung des Unrechts, das Nationalsozialismus, Siegerwillkür und Entnazifizierung schufen. Wir sagen uns los von den Urteilen der Alliierten, mit denen unser Volk und insbesondere sein Soldatentum diskriminiert werden sollten.« In nuce lassen sich hier gewisse Charakteristika rechtspopulistischer Ansprachen nachweisen – darunter etwa der Appell an ein Entrechtenbewusstsein, die Stilisierung des Volkes zu einer Art Opfergemeinschaft oder die verschwörungstheoretisch aufgeladene Benennung eines vermeintlichen Gegners bzw. Verursachers für das immer wieder beschworene »Unrecht«.

In der ebenfalls im Deutschen Programm zu findenden Anrufung des »Deutschen Reich[es] als der überlieferten Lebensform unseres Volkes« verbindet sich wiederum eine bewusste Überschreitung der politischen Korrektheit mit einem weiteren Merkmal des Rechtspopulismus, nämlich seine »romantisierende Verklärung früherer Zustände«²⁸ sowie die aus antimodernen Affekten gespeiste »Überhöhung der kollektiven Identität und Gemeinschaftlichkeit«.²⁹ Eine enge, auch emotionale Bindung an die Reichsidee findet sich in den Äußerungen zahlreicher Liberaler aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, so etwa auch bei Theodor Heuss.³⁰ Doch während Heuss angesichts der sich abzeichnenden Weststaatsgründung für eine Neuausrichtung des politischen und mentalen Koordinatensystems eintrat, es als die Aufgabe seiner Generation ansah, »den Deutschen den billigen Nationalismus abzugewöhnen« und eine Rückbesinnung »zum Maß, zum Gemäßen«³¹ postulierte, stellte sich ein solches Umdenken bei Friedrich Middelhauve nicht ein. Vielmehr gerieten die ungleichen Parteidreunde im Gründungsprozess der Bundesrepublik in Grundsatzfragen aneinander, so auch in der Beurteilung des Reichsbegriffs. Auf eine Klage Middelhaues gegenüber Heuss als dem Vorsitzenden der

27 »Aufruf zur nationalen Sammlung – Das Deutsche Programm«, abgedruckt in: Peter Juling: Programmatische Entwicklung der FDP 1946 bis 1969. Einführung und Dokumente. Meisenheim am Glan 1977, S. 120–124. Die nachfolgenden Zitate sind dort entnommen.

28 Decker (wie Anm. 1), S. 28.

29 Rensmann (wie Anm. 18), S. 64.

30 Vgl. Jürgen C. Heß: »Machtlos inmitten des Mächtespiels der anderen...«. Theodor Heuss und die deutsche Frage 1945–1949. In: Vierteljahrsschriften für Zeitgeschichte 33 (1985), S. 88–135, hier: S. 100 f.

31 Zit. nach Peter Krüger: Liberalismus und Nation – Die Haltung der FDP im Parlamentarischen Rat. In: JzLF 11 (1999), S. 199–212, hier: S. 209 f.

liberalen Fraktion im Parlamentarischen Rat, dass der »Verzicht unserer Fraktion in Bonn auf die Bezeichnung ‚Deutsches Reich‘ [...] vom Landesverband Nordrhein-Westfalen schmerzlich empfunden worden«³² sei, reagierte jener mit einer Lehrstunde, die in dem Satz mündete: »Der historische und symbolische Begriff ‚Reich‘ ist mit der Geschichtslage, in der wir stehen und in die wir treten, nicht vereinbar.«³³ Gegenüber einem niedersächsischen Partei-freund wies Heuss den Begriff des Reiches zudem als »geschichtlich etwas zu stillos«³⁴ zurück. Doch gerade das, was aus staatspolitischen Gründen als Stillosigkeit gelten konnte, erwies sich als besonders geeignet zur »Emotionalisierung der politischen Auseinandersetzung«³⁵ sowie zur Mobilisierung einer in überkommenen nationalen Denkmustern befangenen Wählerschaft. Auf diese Notwendigkeit wies Middelhauve partiintern bereits Ende April 1947 hin: »Wir müssen das Nationale betonen. Nicht, dass wir nationalistisch sein sollten, sondern vielmehr wollen wir den Gedanken des Deutschseins in Zukunft mehr herausstellen. Das muss vor allen Dingen durch unsere Redner, die Presse und unsere Parteispitzen geschehen.«³⁶

Angesichts des hier gewählten Interpretationsansatzes scheint ein Blick auf das historische Umfeld jener Aussage aufschlussreich. Wenige Tage zuvor, am 20. April 1947, hatte die nordrhein-westfälische FDP mit lediglich 5,9 % ein als verheerend empfundenes Ergebnis bei den ersten Landtagswahlen eingefahren. Die Wende sollte durch einen Strategiewechsel eingeleitet werden, dessen Motivation sich zu einem Gutteil auch aus dem spezifischen Gepräge der nordrhein-westfälischen Parteienlandschaft speiste. Die dortigen Christdemokraten vertraten innerhalb des heterogenen Spektrums der CDU-Landesverbände den linken Flügel der Partei. Sympathien für einen »Christlichen Sozialismus«³⁷ verbanden sich mit einer Kapitalismuskritik, deren Argumentationskern die negativen Erfahrungen des Nationalsozialismus bildeten. Folge dieses ideellen Amalgams waren auf wirtschaftlichem Gebiet etwa Forderungen nach einem starken Staat mit umfassenden Kontrollbefugnissen

32 Middelhauve an Heuss, 3.11.1948, Bundesarchiv Koblenz (BArch), Nachlass Heuss, N 1221/88.

33 Heuss an Middelhauve, 9.11.1948, ebd.; abgedruckt in: Theodor Heuss. Erzieher zur Demokratie. Briefe 1945-1949. Herausgegeben und bearbeitet von Ernst Wolfgang Becker. München 2007, Nr. 156, S. 421-425, hier: S. 421.

34 Heuss an den Oberbürgermeister von Göttingen, Hermann Föge (FDP), 19.7.1949. In: Ebd., Nr. 211, S. 516.

35 Oliver Geden: Diskursstrategien im Rechtspopulismus. Freiheitliche Partei Österreichs und Schweizerische Volkspartei zwischen Opposition und Regierungsbe teiligung. Wiesbaden 2006, S. 22.

36 Protokoll über die Sitzung des Landesausschusses des Landesverbandes Nordrhein am 28.4.1947. In: Politischer Liberalismus in der britischen Besatzungszone 1946-1948. Führungsorgane und Politik der FDP. Eingeleitet von Lothar Albertin. Bearbeitet von Hans F. W. Gringmuth in Verbindung mit Lothar Albertin. Düsseldorf 1995, Nr. 29, S. 163.

37 Vgl. Rudolf Uertz: Christentum und Sozialismus in der frühen CDU. Grundlagen und Wirkungen der christlich-sozialen Ideen in der Union 1945-1949. Stuttgart 1981.

sowie eine prinzipielle Offenheit gegenüber Sozialisierungsmaßnahmen und weitreichenden Mitbestimmungsrechten, parteipolitisch eine grundsätzliche Kooperationsbereitschaft mit der Sozialdemokratie. Aufgrund jener Positionen der CDU sah Middelhauve die rechte politische Flanke in Nordrhein-Westfalen so offen, dass er sich durch eine bewusst nationale, populistischere Außendarstellung den Ausweg aus der Krise und den Durchbruch zur dritten Kraft erhoffte. Die Partei, so Middelhauve, solle künftig weniger von ihrem Wirtschaftsprogramm reden, da sie sonst »leicht in den Geruch geraten« könne, »nur die Arbeitgeber-Interessen [zu] vertreten«.³⁸ Die Zusammensetzung der neuen Landesregierung erleichterte den Liberalen von Rhein und Ruhr die geplante Neuausrichtung. Die FDP entschied sich als einzige Partei gegen eine Beteiligung am ersten Kabinett des Ministerpräsidenten Karl Arnold, an der folglich Vertreter von CDU und SPD, Zentrumspartei und KPD mitwirkten.

4. Die Nationale Sammlung – eine reformistische Anti-Parteien-Bewegung zur Herbeiführung einer »Führungsdemokratie«

In der Regel werden rechtspopulistische Lösungen aus der Opposition heraus erhoben, hängt doch deren Glaubwürdigkeit maßgeblich von einem – verbal zusätzlich gesteigerten – Gegensatz zum politischen Standpunkt der regierenden Parteien ab. Seine Bestätigung findet diese These darin, dass die Übernahme von Regierungsverantwortung durch eine rechtspopulistische Partei sowie die damit einhergehende Domestizierung ihres politischen Auftretens zumeist mit einem Vertrauensverlust innerhalb der eigenen Anhängerschaft verbunden ist. Doch die Oppositiionsstellung rechtspopulistischer Parteien ist noch aus anderen Gründen eine geradezu unabdingbare Voraussetzung für deren Erfolg. Erst in sichtbarer Gegenstellung zu den staatstragenden Parteien können sie sich nicht nur in programmatischen Fragen durch ihre »Vorliebe für radikale Lösungen«³⁹, sondern auch strukturell als eine Art Anti-Parteien-Partei von der politischen Konkurrenz absetzen und ihre Vorbehalte gegenüber einem pluralen Parlamentarismus glaubhaft machen. Die klare und deutlich zu betonende Abgrenzung zum Rechtsextremismus besteht darin, dass dieser in »Feindschaft gegenüber dem politischen System als solchem« steht und »die Beseitigung einer offenen Gesellschaft, des liberalen Rechtsstaates und der parlamentarischen Demokratie«⁴⁰ anstrebt, während das populistische

38 Protokoll (wie Anm. 36), S. 162 f.

39 Decker (wie Anm. 1), S. 51.

40 Kohlstruck (wie Anm. 14), S. 224.

»Demokratieverständnis [...] eher reformistisch denn ‚systemoppositionell‘«⁴¹ ist. So wendet sich der Rechtspopulismus gegen einzelne Institutionen und Abläufe der parlamentarischen Demokratie, während er andererseits etwa den »Einsatz von Plebisziten und die Stärkung präsidentieller Systemelemente mit verringerten Einschränkungen durch Formen der Gewaltenteilung«⁴² befürwortet.

Die Parallelen zum Forderungskatalog sowie zur Selbstdarstellung der von Middelhauve erdachten Nationalen Sammlung sind geradezu frappierend. So postulierte das Deutsche Programm noch über drei Jahre nach Inkrafttreten des Grundgesetzes, dass an der Spitze des Staates als »unparteiischer Repräsentant des ganzen deutschen Volkes« ein direkt vom Volk gewählter Präsident zu stehen habe, der das Recht zur Auflösung des Parlamentes sowie zur Ernennung und Entlassung der Regierung haben sollte. Im angestrebten »Deutschen Reich«, das »als dezentralisierter Einheitsstaat« in bewusstem Gegensatz zur föderalen Bundesrepublik konstruiert sein sollte⁴³, sei darüber hinaus »kein Raum für eine Vielzahl von Regierungen und Parlamenten.« Stattdessen sollte eine mit eingeschränkten legislativen Rechten ausgestattete, ständisch geprägte Zweite Kammer eingerichtet werden, in der sich »Persönlichkeiten des kirchlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Bereichs und der landschaftlichen Selbstverwaltungen«⁴⁴ versammeln würden. Auf den Vorwurf, dass im Deutschen Programm die Worte Demokratie bzw. demokratisch nicht einmal erwähnt seien, entgegnete Middelhauve sinngemäß, dass ein solcher Verweis »unwichtig« sei, da es »auf den Geist des Programms« ankomme, und »dass dieser demokratisch sei, gehe schon daraus hervor, dass man [...] großen Wert auf ein Volksbegehren gelegt habe«.⁴⁵ Da sich all jene Überlegungen schon im Programm der Deutschen Aufbaupartei finden, die Middelhauve im Oktober 1945 in Opladen gegründet hatte, und somit ihre geistige Urheberschaft unzweifelhaft ist, lohnt es sich, das Demokratieverständnis Middelhauves etwas genauer zu betrachten.

Die politische Bühne betrat der von der bündischen Jugend geprägte Middelhauve im Juli 1930 mit seinem Beitritt zur neu geschaffenen Deutschen Staatspartei, die zunächst als ein Wahlbündnis zwischen der linksliberalen

41 Rensmann (wie Anm. 18), S. 67.

42 Ebd., S. 68 f.

43 Noch im Jahr 1954 forderte Middelhauve, dass »der Föderalismus [...] mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden« müsse. Zit. n. Friedrich Keinemann: Von Arnold zu Steinhoff und Meyers. Politische Bewegungen und Koalitionsbildungen in Nordrhein-Westfalen 1950-1962. Münster 1973, S. 48 f.

44 »Aufruf« (wie Anm. 27).

45 So Middelhauve im Februar 1953 in einem Hintergrundgespräch mit einem Gewährsmann des Hauptstadtjournalisten Robert Strobel, Archiv des Instituts für Zeitgeschichte, München (IfZ-Archiv), Sammlung Dr. Robert Strobel, ED 329/5, Informationsbericht vom 18.2.1953.

Deutschen Demokratischen Partei (DDP) und der »bündisch-populistischen«⁴⁶ Parteigliederung des Jungdeutschen Ordens ins Leben gerufen wurde. Durch die Integration der »jungen straffen Kräfte« jenes autoritär geführten und antidemokratisch organisierten Ordens erhoffte sich Middelhauve, wie er rückblickend zu verstehen gab, eine Modernisierung der verkrusteten Parteistrukturen sowie die Möglichkeit, »sich aus Kompromissen und Koalitionen herauszulösen, die sich als Belastungen immer mehr erwiesen« hätten.⁴⁷ Im Manifest der Staatspartei schlug sich der jungdeutsche Einfluss in der Tat nieder, so etwa »in der schonungslosen Kritik an den ‚Schäden des bisherigen parteiistischen Systems‘«.⁴⁸ Doch auch überkommene liberale Ressentiments gegenüber einem »absoluten«, parteienstaatlichen Parlamentarismus sowie eine Befangenheit in etatistischen, konstitutionalistischen Denkmustern führte bei zahlreichen Vertretern der Staatspartei dazu, den Ausweg aus der Krisensituation nach 1930 jenseits bzw. oberhalb von Parteien und Parlament zu suchen, nämlich bei einem souverän regierenden Reichspräsidenten.⁴⁹ Die Ähnlichkeit zwischen den Staatsordnungsplänen aus den Krisenjahren der Weimarer Republik und den Middelhauveschen Vorschlägen zur politischen Neugestaltung Deutschlands nach 1945 bzw. 1949 sind evident. Der promovierte Germanist und schöngestig veranlagte Liberale⁵⁰ blieb auch nach Ende des Zweiten Weltkrieges von einer elitären Skepsis gegenüber den Erscheinungsformen der pluralistischen, repräsentativen Massendemokratie beseelt. Die Verwirklichung des in der Weimarer Reichsverfassung und im Grundgesetz kodifizierten Grundsatzes »Die/Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus« hielt Middelhauve, wie er in einer Sitzung des FDP-Landesausschusses vom 21. August 1952 deutlich machte, nicht nur für »gewagt«, sondern in der Situation der frühen Bundesrepublik geradezu für »gefährlich«; dies bedürfe »keiner Frage, wenn wir wissen, wie kritiklos heute die

- 46 Thomas Mergel: Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik. Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag. Düsseldorf 2002, S. 420.
- 47 Lebenslauf Middelhauves vom 1.8.1949, LAV NRW R, Nachlass Middelhauve, RWN 172/394, pag. 4 f.
- 48 Erich Matthias/Rudolf Morse: Die Deutsche Staatspartei. In: Dies. (Hrsg.): Das Ende der Parteien 1933. Düsseldorf 1960, S. 31-97, hier: S. 33.
- 49 Vgl. ebd., S. 39 ff.; Jürgen C. Heß: Wandlungen im Staatsverständnis des Linkoliberalismus der Weimarer Republik 1930 bis 1933. In: Karl Holl (Hrsg.): Wirtschaftskrise und liberale Demokratie. Das Ende der Weimarer Republik und die gegenwärtige Situation. Göttingen 1978, S. 46-88; Stefan Grüner: Zwischen Einheitssehnsucht und pluralistischer Massendemokratie. Zum Parteien- und Demokratieverständnis im deutschen und französischen Liberalismus der Zwischenkriegszeit. In: Horst Möller/Manfred Kittel (Hrsg.): Demokratie in Deutschland und Frankreich 1918-1933/40. Beiträge zu einem historischen Vergleich. München 2002, S. 219-249; Elke Seefried, Einleitung. In: Theodor Heuss. In der Defensive. Briefe 1933-1945, hrsg. und bearbeitet von Elke Seefried. München 2009, S. 15-70, hier: S. 24 f.
- 50 Als »nebenberuflicher« Verlagsinhaber entdeckte Middelhauve beispielsweise im zerstörten Köln der Nachkriegszeit den mittellosen und noch gänzlich unbekannten Heinrich Böll und verlegte dessen erste Werke.

Mehrheit ist. Und wie sehr wir gerade in Deutschland parteigebunden – parteidbefangen denken.«⁵¹ Seine grundsätzlichen Vorbehalte gegenüber Parteien ließen Middelhauve wiederholt darüber nachdenken, »welche Staatsform [...] an die Stelle der parlamentarischen Demokratie« gesetzt werden könne – mit dem Ergebnis, dass einzig ein Präsidialsystem im Sinne einer »starken Führungsdemokratie« einen Schutz vor den vermeintlichen Gefährdungen einer repräsentativen Demokratie biete. Wie Middelhauve bei der Vorlage des Deutschen Programms vor dem Landesparteitag in Bielefeld ausführte, könne eine Demokratie seiner Meinung nach »nur dann von Bestand und gestaltender Kraft sein, wenn sie Führungskräfte nicht nur entwickelt und anerkennt, sondern sich diesen Führungskräften auch beugt«.⁵²

Vor diesem Hintergrund erscheint es nahezu folgerichtig, dass Middelhauve das Deutsche Programm explizit nicht als das Programm einer bestimmten Partei verstanden wissen wollte, schließlich gehe es »nicht um die FDP oder irgendeine andere Partei oder Gruppe, sondern es geht um Deutschland«.⁵³ Es gelte, durch ein »Mindestprogramm nationaler Notwendigkeiten« insbesondere »die noch abseits stehenden Millionen politisch zu interessieren«. Einen »Zuwachs von wertvollen Kräften« erhoffte sich Middelhauve vor allem aus der »große[n] Gruppe ehemaliger Soldaten, früherer Angehöriger der NSDAP und vor allem früherer Mitglieder der Jugendorganisationen des ‚Dritten Reiches‘«, die »zunächst gesetzlich daran verhindert [waren], aktiv oder passiv am politischen Leben teilzunehmen«.⁵⁴ Es dürfte auch diesem Personenkreis geschuldet sein, dass man den Parteinamen FDP im Deutschen Programm ebenso vergeblich sucht wie einen Verweis auf das Begriffsfeld »liberal/Liberalismus«.

Wiederum lassen sich erste Hinweise auf eine Anti-Parteien-Mentalität bereits im Gründungsaufruf der Deutschen Aufbaupartei von 1945 feststellen, die es zum Ziel erhoben hatte, »sich im Dienste am Volksganzen zu bewähren«, und »in ihren Reihen eigensüchtige Parteiziele nicht zulassen und sie in ehrlichem Wettbewerb mit anderen Parteien nachdrücklich bekämpfen«⁵⁵ werde. Eine gewisse Verwandtschaft mit dem Parteienverständnis des Populismus lässt sich kaum leugnen. Auch dort verfolgen Parteien lediglich Einzelinteressen einer Minderheit, »sabotieren die Vorstellung eines einheitlichen Volkswillens und unterlaufen als intermediäre Vermittlungsinstanzen die Prinzipien der direkten Demokratie«.⁵⁶ Ideologische Vorbehalte wie diese bleiben indes nicht ohne Rückwirkung auf die Organisationsstruktur

51 Hier und nachfolgend zit. n. dem Tonbandprotokoll der Sitzung vom 21.8.1952, LAV NRW R, Nachlass Middelhauve, RWN 172/233, pag. 31.

52 Rede Middelhaues vom 25.7.1952, AdL, Bestand FDP-LV NRW, Landesparteitag, 26714.

53 Ebd.

54 Ebd.

55 Aufruf abgedruckt in: Politischer Liberalismus (wie Anm. 36), Nr. 3, S. 7.

56 Decker (wie Anm. 1), S. 49.

rechtspopulistischer Parteien. In Abgrenzung zum herkömmlichen politischen Establishment wird oftmals auf die Selbstbezeichnung als »Partei« verzichtet, der Bewegungscharakter hingegen betont sowie die zumeist wenig demokratische Organisation ganz auf die Person eines Anführers an der Spitze ausgerichtet.⁵⁷ Hinzu kommt vielfach eine »enge Verbindung mit außerparlamentarisch agierenden Gruppierungen«.⁵⁸

Auch in diesen Punkten drängen sich Vergleiche zur Nationalen Sammlung auf. Allein ihre Namengebung ist kein Zufall. In jener »Sammlung« sollten sich sowohl schon bestehende Parteien als auch halb- oder vorpolitische Organisation zu einer neuen Bewegung zusammenfinden, die sich – nach Middelhauvescher Denkart – einerseits vom ‚klerikalen‘, andererseits vom ‚marxistischen‘ Block absetzen sollte. Der FDP kam in dieser Konzeption einzig und lediglich die Rolle eines Kristallisierungszentrums der neuen Sammlungsbewegung zu. »Ihn interessiere die Partei als Sache nicht«, so äußerte sich Middelhauve Ende Januar 1952 im Landesausschuss; »ihn interessiere nur, dass wir aus einer richtigen politischen Konzeption ein leistungsfähiges Staatssystem entwickelten. Die Partei sei nicht Selbstzweck, sondern ausschließlich Mittel zum Zweck.«⁵⁹

Ausgehend von diesem utilitaristischen Verhältnis zu seiner eigenen Partei hatte Middelhauve seit der Übernahme des Landesverbandsvorsitzes im August 1947 damit begonnen, die NRW-FDP sowohl inhaltlich als auch organisatorisch auf seinen Kurs zu bringen. Die hierbei angewandten Methoden provozierten unter den Gegnern der Nationalen Sammlung, die zunächst politisch isoliert und dann entmachtet werden sollten, immer wieder Vergleiche mit der jüngsten Vergangenheit. Die NRW-FDP entwickle sich mehr und mehr zu einer »Führerpartei« bzw. »Führungspartei« und beschwöre geradezu einen »Vergleich mit der NSDAP«⁶⁰ herauf. Mitgliederversammlungen glichen »eher einer SA-Radauversammlung als einer ernsten Veranstaltung einer demokratischen Partei«.⁶¹ Auch der Vorsitzende der Bundespartei, Vizekanzler Franz Blücher, scheute bei einer Charakterisierung jenes Prozesses, der zu »einer Denaturierung der FDP« geführt habe, nicht vor einem historischen Vergleich zurück: Er beklagte in der NRW-FDP eine »Störung der demokratischen Ordnung durch eine von der Diktatur der Parteibürokratie gesteuerte Wählerbeeinflussung« sowie den Willen der dortigen Parteifüh-

57 Vgl. ebd., S. 29; 48-50; Hartleb (wie Anm. 18), S. 116 f.

58 Geden (wie Anm. 35), S. 22.

59 Protokoll über die Sitzung des Landesausschusses am 30.1.1952, LAV NRW R, Nachlass Middelhauve, RWN 172/223, S. 13.

60 So der Wuppertaler FDP-Kreisvorsitzende und Bundestagsabgeordnete Carl Wirths in der Sitzung des FDP-Landesausschusses vom 30.1.1952, AdL, Bestand FDP-LV NRW, Landesausschuss, 26898, S. 4.

61 Kurt Blankenburg, FDP-Stadtrat in Duisburg, an Thomas Dehler, 9.4.1953, AdL, Bestand Kurt Blankenburg, N9.

rung, »die unbedingte Mehrheit mit nationalsozialistischen Mitteln und ohne Rücksicht auf Mitgliederzahlen und erreichte Wählerstimmen⁶² zu sichern. Worauf gründeten nun jene drastischen Vorwürfe? Auf Veranlassung Middelhauves und umgesetzt vom nordrhein-westfälischen Hauptgeschäftsführer Wolfgang Döring etablierte sich im Landesverband ein System von sogenannten Außendienstgeschäftsführern⁶³, deren Aufgabe es war, in den einzelnen Bezirks- und Kreisverbänden die dortige politische Entwicklung zu beobachten und darüber mehrmals wöchentlich, schriftlich wie mündlich, der Parteizentrale in der Düsseldorfer Sternstraße zu berichten, um Kritiker des nationalen Sammlungskurses ausfindig zu machen und gegebenenfalls Vorschläge für deren Absetzung zu unterbreiten. Zum Leidwesen der entmündigten Kreisverbände griffen jene Außengeschäftsführer, die einzige der Landesverbandsführung gegenüber verpflichtet waren, mehr und mehr auch in das operative Geschäft ein. Die infolge der »Naumann-Affäre« eingerichtete parteiinterne Untersuchungskommission musste somit auch dem Vorwurf nachgehen, dass im Landesverband »mit Hilfe des Funktionärskorps ein ausgeklügeltes System zur Überwachung der nachgeordneten Parteiverbände und ihrer Vorsitzenden durch Beauftragte des Landesverbandsvorstandes durchgeführt worden sei, dass eine Art Spitzelunwesen, wie es früher den Parteiapparat der NSDAP auszeichnete, geherrscht habe und dass dadurch ein lebendiges politisches Leben ersticken worden sei. Es erscheint unerfreulich, dass ein richtiger Nachrichten- und Abwehrdienst im Landesverband eingerichtet worden ist.«⁶⁴ Die angewandten Methoden werden in ihrer Fragwürdigkeit noch durch den Umstand verstärkt, dass jene Angestellten (!) der Geschäftsstelle fast ausnahmslos ehemalige Angehörige der NSDAP, der SS oder der HJ waren.

Die Absicht, die FDP durch eine Transformation zu einer Nationalen Sammlung vor dem Schicksal der Deutschen Staatspartei zu bewahren, ließen die Landesverbandsführung ganz offensichtlich zu Mitteln greifen, die eine Gefährdung für die innerparteiliche Demokratie sowie für die liberale Substanz des Landesverbandes darstellten. Dass Middelhauve etwa das Deutsche Programm nicht nach demokratischen Gepflogenheiten von den zuständigen Parteigremien erarbeiten und in den Kreisverbänden beraten, sondern unter seiner Federführung von einem geheimen Zirkel persönlicher Vertrauens-

62 Blücher an Hans Wellhausen, 22.6.1953, BArch, Nachlass Blücher, N 1080/256, pag. 59.

63 Vgl. Arbeitsanweisung für Außendienstgeschäftsführer, LAV NRW R, Bestand FDP-Kreisverband Wuppertal, RW 60/57, pag. 140 ff. Dazu ausführlich: Ralph Schleimer: Demokratiegründung und Parteipolitik. Die nordrhein-westfälische FDP in der Vor- und Frühgeschichte der Bundesrepublik. In: Geschichte im Westen 13 (1998), S. 7-39, hier: S. 13 ff.; Buchan (wie Anm. 8), S. 75 ff.

64 Abschlussbericht des parteiinternen Untersuchungsausschusses zur Aufklärung der Verhältnisse im nordrhein-westfälischen Landesverband der FDP infolge der Naumann-Affäre, 5.6.1953, LAV NRW R, Nachlass Middelhauve, RWN 172/2, S. 16.

leute, die vornehmlich eine prominente NS-Vergangenheit hatten⁶⁵, formulieren und prüfen ließ, entsprach ebenso seinem Verständnis von der Rolle eines Parteivorsitzenden innerhalb einer »Führungsdemokratie« wie die gleichfalls geheim geführten Fusionsverhandlungen mit einer Reihe von konservativen bis radikal nationalistischen Vereinigungen und Parteien zur Herbeiführung der Nationalen Sammlung.⁶⁶ Middelhauve betrachtete die NRW-FDP als »Kerntruppe«⁶⁷ der Partei, an dessen Spitze er auch deutschlandweit in absehbarer Zeit die ihm vorschwebende Sammlung durchführen wollte. Überhöhte Angaben der Mitgliederzahlen sowie die Benennung von linientreuen Delegierten statt einer eigentlich vorgesehenen Wahl sollten auf den Bundesparteitagen der FDP zu einem quantitativen Übergewicht der Anhänger des Rechtskurses führen, was Middelhauve im November 1952 immerhin die Wahl zum stellvertretenden Bundesvorsitzenden der FDP einbrachte. Einen Monat zuvor soll er in vertraulicher Runde prophezeit haben: »Mit der FDP, wie sie bisher war, ist es zu Ende. Ein Landesverband nach dem anderen schließt sich mir an.«⁶⁸

In der Forschung besteht kaum ein Zweifel daran, dass die Aufdeckung des Naumann-Kreises samt seiner Querverbindungen zur nordrhein-westfälischen FDP den entscheidenden Beitrag zur irreversiblen Diskreditierung sowohl des nationalen Sammlungskonzeptes als auch seines vordersten Protagonisten leistete.⁶⁹ Middelhauves beharrliche Verweigerungshaltung bei der innerparteilichen Aufklärungsarbeit führte zu einem kaum wiedergutzumachenden Ansehen- und auch Machtverlust innerhalb der FDP. Doch auch mittels Analyse der Nationalen Sammlung als eines Versuches zur Etablierung einer rechtspopulistischen Bewegung lassen sich inhärente Gefahren und Grenzen des Politikkonzeptes Middelhauves aufzeigen. Rechtspopulistische Bewegungen neigen gerade in der Bundesrepublik dazu, »eine unwiderstehliche Sogwirkung auf Gruppierungen und subkulturelle Milieus im rechtsextremen Lager aus[zu]üben. Selbst gemäßigte Vertreter des Rechtspopulismus sind nicht davor gefeit, durch rechtsextreme Personen und Gruppen unterwandert zu werden, die auf diese Weise aus der politischen Isolierung hinaustreten wollen.«⁷⁰ Nun vermag der Begriff der Unterwanderung die Verhältnisse des

65 Zum Autorenkreis vgl. Buchna (wie Anm. 8), S. 113-118.

66 Vgl. ebd., S. 121-126.

67 Protokoll der Landesausschusssitzung vom 6.1.1953, AdL, Bestand FDP LV NRW, Landesausschuss, 26899.

68 Zit. n. Abschlussbericht (wie Anm. 64), S. 12.

69 Vgl. Jörg Michael Gutscher: Die Entwicklung der FDP von ihren Anfängen bis 1961. Königstein im Taunus 1984, S. 151 u. 159; Ulrich Herbert: Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft – 1903-1989. Bonn 1996, S. 469 f.; Papke (wie Anm. 24), S. 173; Frei (wie Anm. 19), S. 393 f.

70 Frank Decker/Florian Hartleb: Populismus auf schwierigem Terrain. Die rechten und linken Herausfordererparteien in der Bundesrepublik. In: Decker (wie Anm. 11), S. 191-215, hier: S. 202.

nordrhein-westfälischen Landesverbandes kaum angemessen zu umschreiben, setzt er doch das Unwissen bzw. den Unwillen des Unterwanderten durch ungewollte »Elemente« voraus. Middelhauve selbst wusste aber sogar öffentlich, im »Industriekurier« vom 7. Februar 1953, davon zu berichten, dass »in den Kreisen und Bezirken der FDP schon tausende frühere Nationalsozialisten gleichberechtigt und freudig« mitarbeiteten. Und auch parteiinterne Entscheidungen lassen Zweifel an einer Unterwanderungs-These aufkommen. Mit Wolfgang Diewerge hatte Middelhauve einen der perfidesten antisemitischen Propagandisten des »Dritten Reiches« zu seinen persönlichen Sekretär gemacht, dessen in millionenfacher Auflage gedruckte Hetzschriften zur geistigen Einstimmung auf den Holocaust beigetragen hatten. Als Rechtsberater des FDP-Landesverbandes fungierte Werner Best, der ehemalige Stellvertreter Reinhard Heydrichs beim Sicherheitsdienst des Reichsführers-SS (SD). Prominente ehemalige Nationalsozialisten wie der ehemalige Goebbels-Staatssekretär Werner Naumann oder der frühere Leiter der Rundfunkabteilung im Propagandaministerium, Hans Fritzsche, erhielten das Deutsche Programm zur Begutachtung, noch bevor es (ohne vorherige Ankündigung) den Delegierten des Landesparteitages handstreichartig zur Verabschiedung vorgelegt wurde. Diese Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen. Ob personelle Querverbindungen zum rechtsextremen Witikobund, Zusammenarbeit mit der als legitime Nachfolgerin der HJ auftretenden Wiking-Jugend oder das Buhlen um die Gunst der »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der ehemaligen Waffen-SS« (HIAG) – all dies vollzog sich in Kenntnis bzw. auf Betreiben der Führungsspitze der NRW-FDP.⁷¹ Doch Middelhauve musste im Laufe des Jahres 1953 erkennen, dass das nahezu schrankenlose Ausgreifen auf Personen und Gruppierungen, die als rechtsextrem einzustufen sind, von der Öffentlichkeit trotz einer weit verbreiteten »Schlussstrich«-Mentalität als eine nicht zu akzeptierende Grenzüberschreitung angesehen wurde und somit von Beginn an den Keim des Scheiterns in sich trug.

Eine quasi »natürliche« Limitierung der Zugkraft der Nationalen Sammlung ist darüber hinaus in der Person ihres Initiatoren zu erblicken. Jede populistische Bewegung ist in unterschiedlich hohem Maße auf eine rhetorisch begabte, medial inszenierbare, charismatische Führerfigur angewiesen, die als Projektionsfläche der Hoffnungen ihrer Anhängerschaft fungiert und der – nach Weberscher Definition – »eine als außeralltäglich [...] geltende Qualität«⁷² zugeschrieben werden kann.⁷³ Der hohe Grad an Personalisierung jener

71 Vgl. Buchna (wie Anm. 8), S. 86 f.; 177; 119 f., 132.

72 Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen 1980, S. 140.

73 Vgl. Roger Eatwell: Charisma and the Revival of the European Extreme Right. In: Jens Rydgren (Hrsg.): Movements of Exclusion. Radical Right-Wing Populism in the Western World. New York 2005, S. 101-120; Kohlstruck (wie Anm. 14), S. 222 f.; Spier (wie

»Herrschaftsform« wirkt sich auch auf deren Stabilität aus: »Kommt der Führer abhanden oder büßt er seine Machtbasis ein, so droht die Bewegung als ganze zusammenzubrechen.«⁷⁴

Auch wenn sich Middelhauve in seinen Reden und Äußerungen zahlreicher (rechts-)populistischer Stilmittel⁷⁵ bediente – etwa in der Verwendung von biologistischen Metaphern bzw. Bildern aus dem Begriffsfeld von Gewalt und Kampf, oder in der emotionalisierenden Beschwörungen eines dichotomen Weltbildes, in dem links der Mitte der politische Feind, rechts davon der potentielle Bundesgenosse im Kampf gegen eben jenen stehe –, zu einem charismatischen Führer fehlten ihm qua Vita, Talent und physischer Veranlagung schlicht die Voraussetzungen. Seine akademische Herkunft, sein elitäres Selbstverständnis, seine liberale Prägung in der Weimarer Republik, seine fehlende Biographie als Wehrmachtssoldat oder Nationalsozialist – all dies prädestinierte Middelhauve zu einem Mann des politischen Neuaufbaus nach 1945, aber es machte eine auch emotional begründete, wechselseitige Bindung zwischen ihm und seiner Hauptzielgruppe der einstigen Angehörigen von Wehrmacht, HJ und NSDAP nahezu unmöglich. Entsprechend ironisch bis spöttisch wurde unter den Parteimitarbeitern aus eben diesen Kreisen über den »großen Friedrich Middelhauve«⁷⁶ gesprochen. Nicht die Person wirkte auf viele »Ehemalige« anziehend, sondern die von ihr vertretenen Ziele, die Möglichkeit der begrenzten politischen Einflussnahme sowie die Aussicht auf eine – nebenbei bemerkt gut bezahlte – Rückkehr aus der selbst gewählten oder erzwungenen Isolation. Auch das medial transportierte Bild von Middelhauve, das für eine charismatisch begründete Führerschaft von besonderer Bedeutung ist, lieferte kaum positive Identifikationsmöglichkeiten. Nicht zuletzt aufgrund seiner Fistelstimme galt Middelhauve als schlechter Redner, laut Süddeutscher Zeitung »ein farbloser Mann mit kalten, starren Augen hinter einer dicken Brille«.⁷⁷ Im Vergleich mit seinen innerparteilichen Konkurrenten fiel Middelhauve nach Einschätzung der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung vom 27. November 1952 ebenfalls deutlich ab: »Ihm ermangelt sowohl die rednerische Brillanz Thomas Dehlers wie die Pathetik Blüchers; er

Anm. 11), S. 37 f.; Hartleb (wie Anm. 18), S. 121-123. Zum Konzept der charismatischen Herrschaft/Führerschaft vgl. Frank Möller: Zur Theorie des charismatischen Führers im modernen Nationalstaat. In: Ders. (Hrsg.): Charismatische Führer der deutschen Nation. München 2004, S. 1-18; Ann Ruth Willner: The Spellbinders. Charismatic Political Leadership. New Haven [u.a.] 1984.

74 Decker (wie Anm. 1), S. 50.

75 Vgl. ebd., S. 52.

76 So der ehemalige Goebbels-Pressreferent Carl Albert Drewitz, der in der Redaktion des Landesverbandsorgans »Die Deutsche Zukunft« in der Redaktion arbeitete, in einem Telefongespräch gegenüber Werner Naumann vom 11.1.1952, das von der britischen Besatzungsmacht abgehört und am 11.6.1953 in Auszügen in der Frankfurter Rundschau abgedruckt wurde.

77 Süddeutsche Zeitung vom 24.11.1952.

hat nicht die volkstümliche Wirkung Reinhold Maiers und wenig von dem ungehemmten Agitationtalent August Martin Eulers.⁷⁸ Auch spätere Ministerkollegen aus dem von 1954 bis 1956 amtierenden dritten Kabinett Arnold, dem Middelhauve als Wirtschafts- und Verkehrsminister angehörte, fanden keinen Zugang zu ihrem Kollegen. So bezeichnete ihn Artur Sträter, Minister für Bundesangelegenheiten, als »menschlich sehr schwierig«, eitel und humorlos. Wurden Kabinettsitzungen von Middelhauve als dem stellvertretenden Ministerpräsidenten geleitet, verliefen diese in jeder Hinsicht in geschäftsmäßiger Nüchternheit: Bei feierlichen Gelegenheiten, etwa dem Geburtstag eines Kabinettsmitglieder, wurde nicht einmal, wie unter Arnold üblich, ein Glas Wein gereicht.⁷⁹

Kurzum: Auf die Zugkraft der Aura eines charismatischen Führers durfte Friedrich Middelhauve nicht spekulieren. Umso mehr war er darauf bedacht, Mitstreiter für seinen politischen Kurs zu gewinnen, die rhetorisch wie biographisch »überzeugend« wirkten. Sein Festhalten an Mitarbeitern und Angehörigen des Landesverbandes, die sich aufgrund ihrer NS-Vergangenheit und ihrer Querverbindungen zum Naumann-Kreis als schwere Belastung für die FDP erwiesen haben – zu denken wäre hier etwa an Wolfgang Diewerge oder den Essener Liberalen und Rechtsanwalt Ernst Achenbach –, ist auch darauf zurückzuführen, dass die von ihm erdachte Sammlungsbewegung in hohem Maße auf die Überzeugungs- und Anziehungskraft von aktiv mitarbeitenden »Ehemaligen« angewiesen war.

5. Deutsch-Österreichischer Exkurs: FDP – VdU – FPÖ

Das Konzept der Nationalen Sammlung war nicht nur seinem Namen, sondern auch seiner Idee und seinem Anspruch nach darauf ausgerichtet, über die Grenzen Nordrhein-Westfalens hinaus zu expandieren. Bereits die Bundestagswahlen vom September 1953 sollten sich nach Vorstellung Middelhauves »unter gänzlich veränderten Konstellationen«⁸⁰ vollziehen. Diesem Zweck dienten auch die bereits erwähnten Fusionsverhandlungen, mit deren Hilfe eine »Sammlung aller rechtsstehenden Gruppen«⁸¹ erreicht werden sollte. Konkrete Verhandlungen bzw. Kooperationen gab es u. a. mit der Deutschen Partei (DP), mit der Nationalen Rechten (NR), die von ehemaligen Politikern der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) geführt wurde, oder auch mit der

78 Vgl. Informationsbericht Robert Strobel vom 28.3.1955, IfZ-Archiv, Sammlung Dr. Robert Strobel, ED 329/7; vgl. auch die rückblickende Einschätzung des damaligen Innenministers Franz Meyers in seiner Autobiographie: gez. Dr. Meyers. Summe eines Lebens. Düsseldorf 1982, S. 175 f.

79 Protokoll über die Sitzung der FDP-Landtagsfraktion am 6.10.1952, LAV NRW R, Bestand FDP-Landtagsfraktion, RW 357/42, Bd. I, pag. 15.

80 Protokoll über die Sitzung der FDP-Landtagsfraktion am 3.3.1953, ebd., pag. 135.

radikalnationalistischen Deutschen Gemeinschaft. Eine politische Liaison verdient in diesem Zusammenhang jedoch besondere Erwähnung, nämlich die mit dem österreichischen Verband der Unabhängigen (VdU).⁸¹ Der 1949 gegründete VdU wies in seiner Frühzeit durchaus Parallelen zur nordrhein-westfälischen FDP auf: Die Betonung ihres Antisozialismus und Antiklerikalismus zur Profilierung als Alternative zu den beiden Volksparteien, der Einsatz für eine freie Marktwirtschaft, der Wille zur Integration und gezielten Umwerbung der ehemaligen Wehrmachtssoldaten und Nationalsozialisten sowie die Versuche zur Herbeiführung einer »Sammlungsbewegung« waren in beiden Parteien anzutreffen. Im VdU machten sich frühzeitig Tendenzen bemerkbar, die auf eine Zurückdrängung liberaler Elemente hinausließen, alte deutschationale und frühere nationalsozialistische Protagonisten drängten zunehmend an seine Spitze. Im Handbuch des österreichischen Rechtsextremismus wird der Verband gar als ein »Konglomerat von Altnazis, Neonazis, Deutschnationalen und einigen wenigen Liberalen«⁸² beschrieben. Ein starkes mentales Band zwischen den Führungskräften in VdU und NRW-FDP bestand – trotz der völligen Diskreditierung großdeutscher Phantasien nach 1945 – in der gemeinsamen Überzeugung, dass Deutsche und Österreicher »ein einziges großes Volk« seien, das sich »auf welchem politischen Wege« auch immer »zusammenfinden muss«.⁸³

Vermittler des Kontaktes zwischen den österreichischen Unabhängigen und den Düsseldorfer Liberalen war kein geringerer als Werner Naumann.⁸⁴ Der in Hitlers Testament zum Nachfolger von Goebbels als Propagandaminister erwählte Naumann war zu Beginn der 1950er Jahre das Zentrum eines vielfundertköpfigen Netzwerkes aus ehemaligen Nationalsozialisten und internationalen Rechtsextremisten, die sich regelmäßig in unterschiedlicher Zusammensetzung und anonym in Düsseldorf trafen. Zu jenem »Naumann-Kreis« gehörte auch Hans Freyborn, ehemaliger Mitarbeiter des Völkischen Beobachters und Mitbegründer des VdU. Zwischen Freyborn und Middelhauve, die sich sowohl privat als auch begleitet von politischen Mitstreitern mehrmals in Österreich und Deutschland trafen, entwickelte sich eine politische wie menschliche Verbundenheit.⁸⁵ Middelhauve schwärmte im August 1952

81 Zum VdU vgl. Lothar Höbelt: Von der vierten Partei zur dritten Kraft. Die Geschichte des VdU. Graz 1999; Peter Autengruber: Kleinparteien in Österreich 1945 bis 1966. Innsbruck/Wien 1997; Kurt Piringer: Chronologie. Verband der Unabhängigen (VdU) 1949-1955. Wien 1993.

82 Brigitte Bailer/Wolfgang Neugebauer: Die FPÖ. Vom Liberalismus zum Rechtsextremismus. In: Handbuch des österreichischen Rechtsextremismus. Herausgegeben von der Stiftung Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Wien 1994, S. 357-494, hier: S. 358.

83 Middelhauve auf der Landesausschusssitzung am 6.1.1953, LAV NRW R, Nachlass Middelhauve, RWN 172/162, pag. 29 f.

84 Vgl. Buchna (wie Anm. 8), S. 132.

85 Vgl. Briefwechsel im LAV NRW R, Nachlass Middelhauve, RWN 172/592/-593.

gegenüber Freyborn richtiggehend von »der starken Übereinstimmung unseres politischen Wollens, unserer Zielsetzung« sowie den »geradezu ungeahnten Möglichkeiten einer engen politischen Schicksals- und Kampfgemeinschaft«.⁸⁶ Was auch immer sich hinter solch säbelrasselnden Aussagen konkret verborgen haben mag – den NRW-Liberalen und ihrem Konzept der Nationalen Sammlung kamen bei jener Kooperation eindeutig die Rolle als Seniorpartner und Vorbild zu. Ihr Deutsches Programm und ihr Parteiorgan, die Deutsche Zukunft, dienten bei den Treffen als Gesprächsgrundlage. Der VdU-Mitbegründer und »Promi des österreichischen Nachkriegs-Rechtsterrorismus«⁸⁷, Fritz Stüber, wurde vom SPIEGEL gar als »der ‚Middelhauve‘ der WdU«⁸⁸ tituliert.

Warum dieser deutsch-österreichische Exkurs? Er ist der Nachgeschichte des VdU und somit der titelgebenden Fragestellung geschuldet. Nachfolgerin des von innerparteilichen Querelen und landsmannschaftlichen Unterschieden geprägten Verbandes der Unabhängigen wurde nämlich im Jahr 1956 die FPÖ, jene Partei also, die sich gerade in den siebziger und frühen achtziger Jahren wieder »zu einer eher liberalen Partei«⁸⁹ zu entwickeln schien, bevor dann seit der Übernahme des Vorsitzes durch Jörg Haider im Jahr 1986 eine regelrechte Transformation zu einer Partei neuen Typs einsetzte.⁹⁰ Unter Rückgriff auf die älteren, deutschnationalen Traditionen und mittels eines neuen Politikstils vollzog sich die Entwicklung zu einer rechtspopulistischen Protestpartei, deren Wahlerfolge europaweit für Beunruhigung sorgten. Die auch in den »Strukturdefiziten der österreichischen Konkordanzdemokratie«⁹¹ zu suchenden Gründe für den Aufstieg der »Freiheitlichen« müssen hier außer Betracht bleiben. Ein Aspekt jenes Prozesses verdient jedoch besondere Aufmerksamkeit, nämlich die auch im Falle der FPÖ festzustellende Beobachtung, »dass die programmatiche Umwandlung einer liberalen in eine rechtspopulistische Partei mit vergleichsweise geringen Friktionen bewältigt

86 Middelhauve an Freyborn, 20.8.1952, LAV NRW R, Nachlass Middelhauve, RWN 172/592, pag. 178.

87 Wolfgang Purtscheller: Aufbruch der Völkischen. Das braune Netzwerk. Wien 1993, S. 82.

88 Der Spiegel, Nr. 10, 4.3.1953, S. 18. Unter dem Signum »WdU – Wahlpartei der Unabhängigen« trat der VdU bei Wahlen an.

89 Kai Arzheimer/Markus Klein: Liberalismus, Rechtsradikalismus und Rechtspopulismus in Deutschland und Österreich. Bestandsaufnahme und Zukunftsszenarien. In: Fritz Plasser/Oscar W. Gabriel/Jürgen W. Falter/Peter A. Ulram (Hrsg.): Wahlen und politische Einstellungen in Deutschland und Österreich. Frankfurt am Main [u.a.] 1999, S. 31–63, hier: S. 37.

90 Zur FPÖ unter Haider vgl. Ruth Wodak/Anton Pelinka (Hrsg.): The Haider Phenomenon in Austria. New Brunswick [u.a.] 2006; Reinhard Heinisch: Austria: The Structure and Agency of Austrian Populism. In: Daniele Albertazzi/Duncan McDonnell (Hrsg.): Twenty-First Century Populism. The Spectre of Western European Democracy. New York [u.a.] 2008, S. 67–83.

91 Lothar Probst: Jörg Haider und die FPÖ. Anmerkungen zum Rechtspopulismus in Österreich. In: Werz (wie Anm. 2), S. 113–125, hier: S. 123.

werden« kann, sofern »die betreffende Partei kein dezidiert liberaldemokratisches Profil aufweist«.⁹²

6. Abschließende Überlegungen

Lässt sich diese These – zumal vor dem Hintergrund der zeitweiligen politischen Nähe und strukturellen Vergleichbarkeit von nordrhein-westfälischen und österreichischen Liberalen – auch auf die FDP unter Friedrich Middelhauve übertragen? Die Frage, ob die NRW-FDP eine rechtspopulistische Partei war, muss wohl verneint werden. Aufgrund der geradezu historischen Schwäche des Linksliberalismus im Gebiet von Rhein und Ruhr besaß sie zwar kein »liberaldemokratisches Profil«, doch die hier gewählte, problemorientierte und somit notwendig enge Perspektive droht die Sicht dafür zu verstellen, dass sich die dortige FDP auch jenseits ihrer vergangenheitspolitischen Gebaren zu einer ungemein »fleißigen Partei«⁹³ entwickelte, wovon nicht nur die große Aktivität im Landtag, sondern auch ihre programmatische Arbeit auf den Feldern der Kultur-, Sozial-, Wirtschafts- und Agrarpolitik zeugt. Dieser Aspekt wurde jedoch schon in anderen Publikationen hinreichend gewürdigt. Die Ausgangsfrage lautete vielmehr, ob das von Middelhauve vertretene Ziel, die FDP in einer Nationalen Sammlung aufgehen zu lassen, als ein liberaler Weg in den Rechtspopulismus beschrieben werden kann. Die angeführten Merkmale jenes umstrittenen politischen Planspiels scheinen jedenfalls für eine solche Interpretation zu sprechen.

Ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis der Middelhauveschen Sammlungsambitionen nach 1945 liegt in seiner politischen Sozialisierung während der Weimarer Republik und der geradezu traumatisch empfundenen Prägung durch den Niedergang des Weimarer Liberalismus begründet. Während liberale Parteifreunde aus anderen Landesverbänden traditionsbewusst auch an Weimarer Kontinuitäten anzuknüpfen bereit waren, wollte Middelhauve eine »Neuaufage jener müden Staatspartei [...], die für das Ende der Weimarer Republik so große Verantwortung trägt«⁹⁴, unter allen Umständen verhindern. Nach Lesart Middelhauves ist Weimar am Versagen der bürgerlichen Parteien, an ihrem Unvermögen zur Integration der Jugend, einer zu schwachen Staatsautorität sowie einem handlungsunfähigen Parlamentarismus gescheitert. Zahlreiche der oben genannten Forderungen zur Neugestaltung des Staates oder zur Stellung der Parteien lassen sich zwar ideengeschichtlich zurück-

92 Arzheimer/Klein (wie Anm. 89), S. 43.

93 Lothar Albertin: Die FDP in Nordrhein-Westfalen. Porträt einer fleißigen Partei. In: Ulrich von Alemann (Hrsg.): Parteien und Wahlen in Nordrhein-Westfalen. Köln 1985, S. 121-145.

94 Artikel Middelhauves aus der »Deutsche Zukunft« vom 19.7.1952.

verfolgen, ohne dabei das Spektrum des Liberalismus verlassen zu müssen. Doch der Rückgriff auf liberale Reformvorschläge aus den Krisenjahren der Weimarer Republik war unter den gänzlich veränderten Rahmenbedingungen und Herausforderungen der frühen 1950er Jahre nicht dazu angetan, neues Vertrauen in die junge und legitimierungsbedürftige Demokratie zu stiften. Wer in den Gründungsjahren der Bundesrepublik nach einem starken, »überparteilichen« Präsidenten verlangte, eine Abschaffung des Föderalismus und die Schaffung einer ständischen Kammer forderte, für eine Schwächung der Parteien im politischen System eintrat, vom Deutschen Reich schwärmte und einen Zusammenschluss aller »Aufrechten, Mutigen und Anständigen«⁹⁵ unter dem Titel einer Nationalen Sammlung betrieb, der schürte Ressentiments gegenüber einer liberalen, pluralistischen und parlamentarischen Demokratie, unterminierte das Vertrauen in deren Träger und spekulierte auf das Protestpotential all jener, die noch nicht im neuen Staat »angekommen« waren. Die Verwendung nationalistischer Phrasen entsprang dabei nicht zwingend persönlicher Überzeugung, sondern war primär taktisch motiviert. So war sich Middelhauve im Klaren darüber, »abgeschmackte Begriffe«⁹⁶ zu verwenden. Dies trifft in gesteigertem Maße auf das Deutsche Programm zu, das deutlich rechtspopulistische Züge trägt und sichtlich darum bemüht war, das gesamte »nationale« Spektrum anzusprechen – der preußisch Konservative sollte sich ebenso angesprochen fühlen wie der »deklassierte« Nationalsozialist oder der nationale Liberale.

Die Nationale Sammlung war indes keine Wahlkampfplattform, sondern ein ganzheitliches Politikkonzept. Nach außen hin erhobene Forderungen, etwa nach einer »Führungsdemokratie« oder einer Generalamnestie, wurden auch parteiintern zur Maxime erhoben. Die Zentralisierung der Parteiorganisation, die inhaltliche »Homogenisierung« des Landesverbandes, die versuchte und teilweise gelungene Entmachtung der innerparteilichen Widersacher oder auch die Integration ehemaliger Nationalsozialisten an strategischen Schlüsselpositionen des Landesverbandes waren weder einem Zufall noch einer Intrige geschuldet, sondern das Ergebnis einer zielorientierten und machtbewussten Politik Middelhauves. Es bleibt dem Bereich der Spekulationen überlassen, inwieweit gekränkte Eitelkeit und enttäuschte politische Aufstieghoffnungen katalytisch auf Middelhauves Sammlungsambitionen gewirkt haben – sowohl bei der Vergabe der Ministerposten des ersten Bundeskabinetts als auch in der Nachfolgefrage von Theodor Heuss auf dem Posten des FDP-Parteivorsitzenden fühlte sich der erste Mann der nordrhein-westfäl-

95 Aus einem Artikel der »Deutschen Zukunft« vom 7.6.1952 mit der Überschrift »Gebot der Stunde: Sammlung der Rechten«.
96 Undatierter Entwurf eines Rundschreibens von Middelhauve an alle Bezirks- und Kreisverbände, verfasst nach der Bundestagswahl vom 6.9.1953, LAV NRW R, Nachlass Middelhauve, RWN 172/98, pag. 110.

lischen Liberalen über- bzw. hintergangen.⁹⁷ Der Erfolg seiner innerverbandlichen Umstrukturierungsmaßnahmen, der Zuwachs an Wählerstimmen und die Willfähigkeit und Effektivität seiner jungen Mitarbeiter scheinen Middelhauve jedenfalls derart berauscht zu haben, dass er in Verfolg seines politischen Ziels Methoden anzuwenden bereit war, die man dem liberalen Schöngeist kaum zugetraut hätte.

Eine Bewertung des politischen Potentials der Nationalen Sammlung lässt sich seriös kaum vornehmen, verschwand jenes Konzept doch von der politischen Bühne, noch bevor es »wählbar« wurde. Dennoch kann mit guten Gründen vermutet werden, dass eine bundesweit antretende rechtspopulistische, nicht-extremistische Partei keineswegs chancenlos geblieben wäre. Auch nachdem spezifisch vergangenheitspolitische Themen wie Entnazifizierung oder Generalamnestie an Relevanz verloren hatten, hätte es immer wieder Möglichkeiten gegeben, gerade auf dem Feld der Deutschlandpolitik mit populistischen Alternativvorschlägen die CDU/CSU quasi von rechts vor sich herzutreiben. Nicht ohne Grund war daher das Entstehen einer solchen Partei der politische Alptraum des Bundeskanzlers und CDU-Vorsitzenden Konrad Adenauer. Seine Furcht galt konkret der Abspaltung eines Middelhauve-Flügels, die 1952 als Drohkulisse im Raum stand.⁹⁸ Als ultima ratio hat auch Middelhauve einen solchen Schritt nicht ausgeschlossen. Zu Beginn des Jahres 1953 schien klar: Hätte sich seine Nationale Sammlung in jenem Bundestagswahljahr FDP-intern nicht durchgesetzt, so wäre eine Sezession wahrscheinlicher gewesen als der Verbleib im Verbund der Bundespartei. An organisatorischen Unzulänglichkeiten, einem bisherigen Haupthindernis rechtspopulistischer Parteien in der Bundesrepublik, wäre eine solche Abspaltung sicherlich nicht gescheitert, denn Middelhauve entsprach vielleicht nicht dem populistischen Politikertypus des charismatischen Führers, war aber ein politisch erfahrener, geschickter Organisator, der mit Strukturen und Abläufen innerhalb einer Partei vertraut war, eine große Schar an Gefolgsleuten hinter sich versammelt hatte und zudem an der Spitze des mit großem Abstand finanzstärksten Landesverbandes der FDP stand.

Die hier angestrebte Deutung der Nationalen Sammlung als eine Ausdrucksform des Rechtspopulismus kann nur tentativen Charakter haben. Dennoch soll dieser Versuch mit einer resümierenden These beschlossen werden: Das Bedürfnis Middelhauves, sich inhaltlich wie organisatorisch von früheren liberalen Parteien abzugrenzen, sowie die Bereitschaft zur Ansprache und Integration einer politisch orientierungslosen, tendenziell parlamentarismus-

97 Vgl. Informationsberichte Robert Strobel vom 25.5.1951 und 10.7.1952, IfZ-Archiv, Sammlung Dr. Robert Strobel, ED 329/3 und ED 329/4.

98 Vgl. Brief Adenauers an Middelhauve vom 30.7.1952, LAV NRW R, Bestand FDP-LV NRW, RWV 49/857, pag. 8 f., abgedruckt in: Adenauer. Briefe 1951-1953. Bearbeitet von Hans Peter Mensing. Berlin 1987, Nr. 244, S. 257 f.

fernen Klientel führten dazu, dass das Konzept der Nationalen Sammlung programmatisch und stilistisch zahlreiche Versatzstücke aus dem Repertoire des Rechtspopulismus aufwies. Bei konsequenter weiterer Verfolgung jener Sammlung, die zunehmend auch Kreise anlockte, die dem Liberalismus ihrer ganzen Prägung nach wesensfremd waren, drohte der Middelhauve-Kurs in der Tat zu einem liberalen Abweg zu werden, der dank der britischen Intervention und der sich anschließenden FDP-internen Aufklärungsarbeit zu einer Sackgasse geworden ist.

Innerparteilich blieb Friedrich Middelhauve fortan weitestgehend isoliert, im April 1956 scheiterte die von ihm angestrebte Wiederwahl zum stellvertretenden Bundesvorsitzenden, wenige Wochen zuvor war er bereits vom Amt des nordrhein-westfälischen Landesvorsitzenden zurückgetreten, nachdem die eigenen Parteifreunde hinter seinem Rücken den Sturz der Regierung Arnold-Middelhauve zur Herbeiführung einer sozialliberalen Koalition erfolgreich betrieben hatten. Gerade vor dem Hintergrund jenes wenig ruhmreichen Abschieds kursierten in den Folgejahren immer wieder Spekulationen über eine Rückkehr auf die politische Bühne, die von Middelhauve selbst genährt worden sind. »Doch dazu kam es nicht mehr«, so der außen- und deutschland-politische FDP-Vordenker Wolfgang Schollwer, »zum Glück für Middelhauve, vor allem aber für die Freien Demokraten.«⁹⁹

99 Wolfgang Schollwer: FDP im Wandel. Aufzeichnungen 1961-1966. Herausgegeben von Monika Faßbender. München 1994, Tagebucheintrag vom 21.7.1966, S. 331.

Forum

Manuel Limbach

Eduard Hamm – Ein Weimarer Liberaler im Widerstand gegen den Nationalsozialismus

Existierte im »Dritten Reich« ein liberaler Widerstand? In den vergangenen Jahrzehnten wurde diese Frage entweder mit einem klaren »Nein« beantwortet¹ oder aber behauptet, dass die Bereitschaft zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus lediglich bei den Liberalen bestand, »die in der Weimarer Republik nicht in den vorderen Reihen der liberalen Parteien gestanden hatten«². Sogar dem Liberalismus nahestehende Persönlichkeiten sprachen offen von einem »Versagen des politischen Liberalismus vor und nach 1933«³. Dagegen haben einige neuere Beiträge gezeigt, dass nicht grundsätzlich von einem »Versagen« liberaler Repräsentanten der Weimarer Republik nach 1933 gesprochen werden kann. Es wurde eindeutig der Nachweis erbracht, dass das Verhalten liberaler Politiker im »Dritten Reich« höchst heterogen war und sich einige in der Tat zum Widerstand gegen das NS-Regime durchrangen.⁴

Einer dieser liberalen Repräsentanten der Weimarer Republik, den es nach 1933 in den Widerstand gegen den Nationalsozialismus trieb, war der aus Passau stammende DDP-Politiker Eduard Hamm. Dieser legte in den frühen

- 1 Vgl. Hartmut Mehringer: Widerstand und Emigration. Das NS-Regime und seine Gegner. 2. Aufl. München 1998; Hans Mommsen: Widerstand und politische Kultur in Deutschland und Österreich. Wien 1994.
- 2 Karl-Heinz Hense: Die Liberalen und der Nationalsozialismus. In: *liberal* 34 (1992) H. 1, S. 101–110, hier S. 108.
- 3 Vgl. Hildegard Hamm-Brücher: Das Versagen des politischen Liberalismus vor und nach 1933 und seine Folgewirkungen nach 1945. In: Peter Steinbach (Hrsg.): *Widerstand. Ein Problem zwischen Theorie und Geschichte*. Köln 1987, S. 44–56; ebenso Ralf Dahrendorf: Deutschland und die Liberalen 1933 und 1983. In: *liberal* 25 (1983), S. 227–231.
- 4 Vgl. Joachim Scholtyseck: Liberale im »Dritten Reich«. In: Rolf-Ulrich Kunze (Hrsg.): *Distanz zum Unrecht, 1933–1945. Methoden und Probleme der deutschen Widerstandsforschung*. Konstanz 2006, S. 105–126; Jürgen Fröhlich: Opposition und Widerstand auf liberaler Grundlage. In: Peter Steinbach/Johannes Tuchel (Hrsg.): *Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933–1945*. Berlin 2004, S. 167–184; Eric Kurlander: *Living with Hitler. Liberal Democrats in the Third Reich*. New Haven/London 2009.

1920er Jahren eine steile Karriere in der bayerischen Landespolitik und in der Reichspolitik hin und bekleidete ab 1925 eine führende Position beim Deutschen Industrie- und Handelstag. Nach der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten musste Hamm alle politischen Aktivitäten auf Eis legen. Er betätigte sich fortan als Rechtsanwalt in Berlin, ab 1936 in München. Hamm schloss sich bereits 1934 einer konspirativen Gruppe von Gleichgesinnten an, die sich in regelmäßigen Abständen in München und anderen Städten Bayerns traf, um Pläne für eine Zeit nach dem Nationalsozialismus zu entwerfen. Im Juni 1944 wurde Hamm sogar in die Attentatspläne Claus von Stauffenbergs eingeweiht. Seine Mitwisserschaft flog auf. Er wurde am 2. September 1944 verhaftet und kam vermutlich am 23. September 1944 beim Sturz aus einem Fenster im Zellengefängnis Lehrter Straße in Berlin ums Leben.

Im Folgenden soll auf die bisherige Forschung und die Quellenlage zu Eduard Hamm eingegangen werden. Anschließend werden seine familiäre Herkunft und seine politische Sozialisation im Königreich Bayern beschrieben, dann seine Bedeutung für die Weimarer Republik herausgearbeitet, bevor zuletzt seine Rolle im »Dritten Reich« und seine Widerstandstätigkeit gegen den Nationalsozialismus dargelegt werden.

I. *Forschungsstand und Quellenlage*

In Annedore Lebers »Das Gewissen entscheidet« erschien 1957 eine erste biographische Skizze über Eduard Hamm.⁵ Erst 1984 entdeckte Wolfgang Altgeld den liberalen Hamm wieder und machte auf das Fehlen einer Biographie Hamms aufmerksam.⁶ Sechs Jahre später erschien das vorerst letzte »ausführlichere« Lebensbild Hamms.⁷ Die beiden knappen Beiträge von Altgeld und Steinbach haben zwar die Bedeutung Hamms für die Weimarer Republik in ihren Grundzügen richtig erfasst, beleuchteten jedoch Hamms Widerstandstätigkeit nach 1933 recht oberflächlich. Dagegen haben zumindest in den letzten Jahren verschiedene Beiträge der Widerstandsforschung über den so genannten »Sperr-Kreis«, in dem Hamm eines der führenden Mitglieder war, über seine konspirative Tätigkeit im »Dritten Reich« Aufschluss

5 Vgl. Karl Dietrich Bracher/Annedore Leber (Hrsg.): Das Gewissen steht auf. Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933-1945. Mainz 1984 (Neuaufgabe), S. 356-358. Diese Neuauflage beinhaltet sowohl den ersten Band »Das Gewissen steht auf« aus dem Jahr 1954 als auch den zweiten Band »Das Gewissen entscheidet« von 1957.

6 Vgl. Wolfgang Altgeld: Zum 20. Juli 1944 – Eduard Hamm. In: liberal 26 (1984) H. 4, S. 125-128.

7 Peter Steinbach: Eduard Hamm – Ein liberaler Widerstandskämpfer. Zur Eröffnung der alljährlichen Eduard-Hamm-Gedächtnisvorlesungen an der Universität Passau. In: liberal 32 (1990) H. 2, S. 105-108.

gegeben.⁸ Hierbei ist jedoch dessen Bedeutung für diese Widerstandsgruppe nur in Ansätzen erfasst worden, weil sich die Untersuchungen hauptsächlich am letzten bayerischen Gesandten in Berlin und Namensgeber des »Kreises« orientierten.⁹

Warum Eduard Hamm sowohl in Arbeiten zur Weimarer Republik als auch in der Widerstandsforschung bis heute eine eher untergeordnete Rolle spielt, ist rätselhaft. Ein möglicher Grund hierfür könnte sein, dass der umfangreiche Nachlass Hamms erst seit 1993 der Wissenschaft zugänglich ist.¹⁰ Zum einen lässt sich mit Hilfe der nun vorhandenen Quellen Hamms Leben und beruflicher Werdegang im Königreich Bayern und in der Weimarer Republik ausführlich beschreiben. Zum anderen finden sich dabei eine Fülle von Briefen und Lebensbeschreibungen, die nach 1945 von Freunden und Verwandten verfasst wurden und einige Anhaltspunkte über Hamms Tätigkeit im Widerstand gegen den Nationalsozialismus liefern. Ursprünglich hatte dieses Material der Schriftstellerin Ricarda Huch als Arbeitsmaterial für eine biographische Skizze über Hamm in einem geplanten Werk über die Widerständler vom 20. Juli 1944 dienen sollen. Dann hatte sich Huch jedoch gegen die Aufnahme Hamms in den Band entschieden, weil lediglich die unmittelbar Beteiligten am Attentat vom 20. Juli 1944 gewürdigt werden sollten.¹¹ Der Band wurde allerdings bis zum Tod der Schriftstellerin 1949 nicht vollendet. Das über Hamm gesammelte Material wurde an die Familie zurückgesandt und gelangte auf diese Weise in seinen Nachlass.

Ein Teilnachlass Hamms befindet sich darüber hinaus nach wie vor im Privatbesitz seiner Familie.¹² Hier sind insbesondere die von Hamm vermutlich Anfang der 1940er Jahre handschriftlich verfassten »Lebenserinnerungen«, die allerdings nur bis ins Jahr 1911 reichen, eine Lebensskizze Hamms von seinem Bruder Gottfried Hamm sowie die Privatkorrespondenz von Interesse. Anhand dieser Quellen lassen sich in erster Linie Hamms frühe Lebensjahre bis zum Beginn seiner Beamtenlaufbahn gut rekonstruieren, während sie nur wenige Anhaltspunkte über seine Rolle im »Dritten Reich« bieten.

- 8 Vgl. vor allem Winfried Becker: Franz Sperr und sein Widerstandskreis. In: Hermann Rumshöttel/Walter Ziegler (Hrsg.): Franz Sperr und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Bayern. München 2001, S. 83-173; Winfried Becker: Der bayerische Widerstandskreis um Franz Sperr und Otto Geßler. In: Ulrich Karpen (Hrsg.): Europas Zukunft. Vorstellungen des Kreisauer Kreises um Helmuth James Graf von Moltke. Heidelberg 2005, S. 33-51.
- 9 Im Rahmen eines laufenden Dissertationsvorhabens an der Universität Bonn beschäftigt sich der Verfasser mit dem so genannten »Sperr-Kreis«. Hier werden nun einige vorläufige Ergebnisse zur Tätigkeit Eduard Hamms in diesem bayerischen Widerstandskreis vorgestellt.
- 10 Nachlass Hamm im Bayerischen Hauptstaatsarchiv (künftig: BayHStA, NL Hamm).
- 11 Vgl. Rudolf Decker an Ricarda Huch, (6. November 1946), BayHStA, NL Hamm 108.
- 12 Der Enkelkin Eduard Hamms soll an dieser Stelle gedankt werden, dass das in ihrem Besitz befindliche Material eingeschenkt werden durfte (künftig: NL Hamm (Hamburg)).

II. Jugendjahre, Ausbildung und Beamtenzeit im Königreich Bayern

Eduard Hamm wurde am 16. Oktober 1879 in Passau als Sohn des Amtsrichters Johann Baptist und seiner Frau Luise Hamm geboren. Auf seinen Vater (Jahrgang 1841) hatte Hamm zufolge »wohl stark die Zeitstimmung des bürgerlichen Fortschritts und der liberalen Staatsführung« eingewirkt, die diesen wohl dazu veranlasste, Jurist zu werden.¹³ Dementsprechend dürfte auch die elterliche Erziehung auf bürgerlich-liberalen Grundsätzen basiert haben.

Da die Amtsrichter-Familie regelmäßig innerhalb des Königreichs Bayern umziehen musste, besuchte Hamm zunächst von 1889 bis 1891 die Klosterschule in Metten, um anschließend auf das humanistische Gymnasium bei St. Stephan in Augsburg zu wechseln. Dieses Gymnasium vermittelte Hamm einen christlichen Humanismus, der – neben der bürgerlich-liberalen Erziehung durch seine Eltern – einen zweiten »Lebens«-Baustein darstellte. 1928 hielt Hamm anlässlich der Hundertjahrfeier der Schule die Festrede, in der er sich zu der »inneren Einheit« als dem besonderen Wesen von St. Stephan bekannte, die »Ewiges und Irdisches, Klassisches und Christliches, Staattliches und Kirchliches in einem Humanismus besonderen Gepräges«¹⁴ verbunden hätte.

Nach dem Abitur im Jahr 1898 wurde Hamm am Maximilianeum in München aufgenommen. Er studierte Rechtswissenschaften. Während des Studiums und unmittelbar danach erfuhr Hamm seine politische Prägung. Bereits zu Beginn trat er dem 1861 gegründeten und liberal gesinnten Akademischen Gesangverein München (AGV München) bei. Über das liberale Selbstverständnis des Vereins sagte eine Festschrift von 1911 einiges aus, die »das grösste Verdienst der Gründer und ältesten Mitglieder unseres Bundes« darin sah, dass sie gezeigt hätten, dass man ein richtiger Student sein konnte »auch ohne die bunte Mütze auf dem Kopf, dass studentische Fröhlichkeit auch in freien Formen gedeiht und sogar besser gedeiht als unter engen, halbverstandenen oder ganz unverstandenen Kommentregeln und dass nicht der Schmiss des Besiegten des Jünglings höchstes Sehnen zu bilden habe«.¹⁵ Hamms Bruder schrieb über die Mitgliedschaft Eduards im AGV: »Er war bekannt, beliebt und teilweise auch gefürchtet als Redner.«¹⁶

Neben seinem Engagement in der Studentenverbindung begann Hamm sich intensiv mit der Politik zu beschäftigen. Vor allem Friedrich Naumanns poli-

13 Lebenserinnerungen Eduard Hamm, NL Hamm (Hamburg).

14 Zit. n. Egino Weidenhiller: Stephaner im Widerstand zum 20. Juli 1944. In: Stephania 66 (1994), S. 14-22, insbes. S. 17.

15 Georg Leidinger: Geschichte des Akademischen Gesangvereins München 1861–1911, München 1911, S. 11.

16 Gottfried Hamm: Kurze Erinnerungen an Eduard Hamm (1879–1944), NL Hamm (Hamburg).

tische Bücher hatten es ihm angetan. Er näherte sich der jungliberalen Bewegung an¹⁷, die sich auf Reichsebene seit der Jahrhundertwende innerhalb der liberal-konservativen Nationalliberalen Partei gebildet hatte. Diese strebte »die Befreiung des Nationalliberalismus aus der engen Verbindung mit den konservativen Parteien« an und trat für »eine aktive Sozialpolitik« sowie die Vereinigung mit den linksliberalen Parteien zu einer großen liberalen Partei ein.¹⁸ Dem führenden Nationalliberalen und späteren Fraktionsführer der Deutschen Demokraten im Reichstag, Eugen Schiffer, schien Hamms Anschluss an die »jungliberale Bewegung« rückblickend konsequent. Er charakterisierte Hamm als »ein Mensch von tiefer Allgemeinbildung und humanner Lebensauffassung«, der »im Kern seines Wesens liberal« gewesen wäre und »doch einen offenen Blick für die gesteigerten sozialen Ansprüche unseres Seins«¹⁹ gehabt hätte.

Sein Studium schloss Hamm im Dezember 1905 in der zweiten Staatsprüfung für den Höheren Justiz- und Verwaltungsdienst als Bester von allen 232 Prüfungskandidaten des Königreichs ab.²⁰ Seinen politischen Grundsätzen blieb er auch während der anschließenden Beamtentätigkeit im Königreich Bayern treu, bei der er zwischen verschiedenen Positionen im bayerischen Staatsdienst und in den Kommunen wechselte²¹: Erst arbeitete er als Hilfsreferent im bayerischen Justizministerium, übernahm dann die Stelle des Rechtsrats in Lindau am Bodensee, um anschließend als Bezirksamtsassessor in Memmingen zu fungieren, ehe er 1911 in die Landesverwaltung, jetzt im Ministerium des Innern zurückkehrte. 1915 wurde er als Vertreter Bayerns ins Kriegsernährungsamt nach Berlin versetzt, wirkte danach in der bayerischen Landesfettstelle, um schließlich als Legationsrat ins bayerische Staatsministerium des Äußeren zu wechseln.

Hamm stand wahrscheinlich bereits seit dieser Zeit mit dem Münchener Kreis um Friedrich Naumann in Kontakt.²² Der Historiker Walter Goetz berichtete, dass er selbst »durch Friedrich Naumann (...) in einen politischen Kreis« eintrat, »der eine Fülle hervorragender Kräfte vereinte«. Es wäre für ihn »ein Gewinn fürs Leben« gewesen, »mit Naumann und Brentano, mit Heuss und Otto Geßler, mit Eduard Hamm und Georg Hohmann eine lebenslange Ver-

17 Vgl. Hamm: Kurze Erinnerungen (wie Anm. 16).

18 Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. 4. Struktur und Krisen des Kaiserreichs. 2. verbesserte und ergänzte Aufl. Stuttgart 1982, S. 74.

19 Eugen Schiffer an Gertrud Hardtwig-Hamm (25. September 1946), BayHStA, NL Hamm 108.

20 Vgl. Gertrud Hardtwig-Hamm: Zum Gedenken an Herrn Reichsminister a. D. Dr. h. c. Eduard Hamm (o. J.), BayHStA, NL Hamm 110, S. 4.

21 Zum Folgenden ausführlich: Lebenserinnerungen Eduard Hamm, NL Hamm (Hamburg).

22 Vgl. Ursula Krey: Der Naumann-Kreis: Charisma und politische Emanzipation. In: Rüdiger vom Bruch (Hrsg.): Friedrich Naumann in seiner Zeit. Berlin 2000, S. 115-147.

bindung einzugehen«²³. Die Naumannsche Parole »Von Bassermann bis Bebel!« fand auch bei den Jungliberalen »einen gewissen Widerhall«²⁴. Die Gründung der bayerischen »Arbeitsgemeinschaft der liberalen Kreisverbände« im Jahr 1910, deren erste Vorsitzende die aus dem nationalsozialen Lager stammenden Otto Geßler und Georg Hohmann waren, konnte als erste Stufe einer gesamtliberalen Partei gewertet werden.²⁵ Hamm näherte sich auch jener »Arbeitsgemeinschaft« an²⁶ und arbeitete gemeinsam mit Geßler, Hohmann und Goetz später nach Ende des Ersten Weltkriegs an der Neubegründung des Linkoliberalismus in Bayern.

III. *Ein liberaler Repräsentant der Weimarer Republik*

Das Ende des Ersten Weltkriegs und die anschließende Machtübernahme durch Kurt Eisner hatten den bayerischen Beamtenapparat verschont²⁷, so dass auch Eduard Hamm vorerst in seiner Position im Staatsministerium des Äußeren verblieb. Eine Beförderung lehnte Hamm jedoch ab und weigerte sich mit zwei weiteren Beamten seines Ministeriums, Eisner den Dienststid zu leisten.²⁸ Am 31. Mai 1919 wurde Hamm von dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann zum ersten bayerischen Handelsminister ernannt. Mehr noch als sein Amt bewegte ihn in diesen Jahren vor allem der Konflikt zwischen Bayern und dem Reich. Er versuchte in Streitfragen von München aus auf Berlin einzuwirken und an Kompromissen mitzuwirken, um den Konflikt nicht eskalieren zu lassen. Die Auseinandersetzungen um die bayerischen Einwohnerwehren und der Umgang der bayerischen Regierung mit den erlassenen Verordnungen und Gesetzen nach den politischen Morden an Matthias Erzberger und Walter Rathenau ließen die Emotionen immer wieder hoch kochen. Bei all seinen Interventionen, in denen er sich vor allem an Parteifreunde oder hochrangige Politiker in Berlin wandte, stand für Hamm die Sicherstellung der Reichseinheit an oberster Stelle.²⁹

- 23 Walter Goetz: Aus dem Leben eines deutschen Historikers. In: Walter Goetz: Historiker in meiner Zeit. Gesammelte Aufsätze. Hg. von Herbert Grundmann. Köln/Graz 1957, S. 1-87, hier S. 32.
- 24 Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte (wie Anm. 18), S. 74.
- 25 Vgl. Joachim Reimann: Der politische Liberalismus in der Krise der Revolution. In: Karl Bosl (Hrsg.): Bayern im Umbruch. Die Revolution von 1918, ihre Voraussetzungen, ihr Verlauf und ihre Folgen. München/Wien 1969, S. 165-199, hier S. 178 f.
- 26 Vgl. Altgeld: Zum 20. Juli 1944 – Eduard Hamm (wie Anm. 6), S. 126.
- 27 Vgl. Bernhard Grau: Kurt Eisner 1867–1919. Eine Biographie. München 2001, S. 367.
- 28 Vgl. Eduard Hamm an Gustav Ritter v. Kahr (13. November 1923), BayHStA, NL Hamm 74.
- 29 Vgl. Eduard Hamm an Eugen Schiffer (31. Oktober 1920), Bundesarchiv Koblenz, NL Geßler 18, S. 33-35; Eduard Hamm an Joseph Wirth (1. September 1921), Bundesarchiv Koblenz, NL Geßler 53.

Was für Hamm die republikanische Staatsform bedeutete, erklärte er als Reichstagsabgeordneter der Deutschen Demokratischen Partei (DDP): »Republik ist unendlich vielen zunächst nur eine Vernunftsache; mir ist sie, offen gestanden, Herzenssache, weil ich mir eine andere deutsche Staatsform für den Wiederaufbau unseres Vaterlandes, eine andere Möglichkeit der Verschmelzung aller Klassen und Stände nicht denken kann. Mir ist sie Herzenssache, weil ich fühle und weiß, daß diese Staatsform die höchste Staatsform ist, die würdigste und reinste, wenn sie getragen wird von würdigen Männern, von reinen Händen, und von freiem Geiste erfüllt ist.«³⁰

Deshalb erschien dem »Herzensrepublikaner« Hamm sein Rücktritt vom Amt des bayerischen Handelsministers am 24. Juli 1922 nur konsequent. Ein wenig resignierend stellte er an diesem Tag fest: »Man hat in Berlin nicht hinreichend verstanden, dem Problem Bayern gerecht zu werden, aber man hat auch in München nicht immer verstanden, dem Reiche gerecht zu werden. Dort fehlte es an Verständnis für die geschichtliche Staatlichkeit Bayerns und Notwendigkeiten einer geschichtlich gegründeten organischen deutschen Demokratie, hier am Verständnis für außenpolitische und innenpolitische Bedingtheiten der Entschlüsse der Reichsregierung und des Reichstages.«³¹

Seit November 1922 war Eduard Hamm in Berlin Staatssekretär in der Reichskanzlei unter dem parteilosen Reichskanzler Wilhelm Cuno. Dessen Reichsregierung stand in der Innen- und Außenpolitik vor großen Problemen. Innenpolitisch hatte Hamm sich mit den immer stärker werdenden republikfeindlichen Kräften von links und rechts auseinanderzusetzen. Außenpolitisch standen die von Frankreich forcierten Reparationsprobleme im Mittelpunkt. Im Januar 1923 besetzten belgisch-französische Truppen das gesamte Ruhrgebiet. Die Reichsregierung unter Cuno rief die Bevölkerung daraufhin zum »passiven Widerstand« auf. An der Ausarbeitung dieser Strategie beteiligte sich Eduard Hamm in führender Stellung.³² Hamm erhielt sogar von Cuno den Auftrag, als Vertreter der Reichsregierung zum Begräbnis der von den Franzosen erschossenen 13 Krupp-Arbeiter zu fahren, wurde jedoch beim Überschreiten der Grenze vom französischen Militär für zwei Tage in Haft gehalten.³³

Mit dem Rücktritt Cunos im August 1923 endete auch Hamms Tätigkeit in der Reichskanzlei. Als Reichstagsabgeordneter versuchte er jedoch weiterhin zwischen Berlin und München zu vermitteln. Der »Hitler-Putsch« im Novem-

30 Verhandlungen des Reichstags, 1. Wahlperiode 1920, Bd. 356. Stenographische Berichte, 249. Sitzung, 12. Juli 1922, Berlin 1922, S. 8469-8477, hier S. 8475 f.

31 Minister Hamm über den Konflikt zwischen Reich und Bayern (Zeitung unbekannt), (24. Juli 1922), BayHStA, NL Hamm 69.

32 Vgl. Bericht Friedrich Heilbron, BayHStA, NL Hamm 110.

33 Vgl. Eduard Hamm an Reichskanzler Wilhelm Cuno (11. April 1923), BayHStA, NL Hamm 29.

ber 1923 stellte sozusagen den Höhepunkt des Konfliktes zwischen Bayern und dem Reich dar und war Anlass zu einem Brief, den Hamm aus Sorge um »die Sicherheit des Staates und die Einheit des Reiches« an Generalstaatskommissar Gustav Ritter von Kahr schrieb. Hamm übte in diesem Brief scharfe Kritik am Verhalten von Kahrs im Umfeld des »Hitler-Putsches«: »So sehr die Empörung E[urer] E[xzellenz] über den Wortbruch Hitlers zu verstehen ist, so konnte die Sicherheit des Staates nicht allein auf die Worttreue Hitlers gestellt werden.«³⁴

Nach dem Rücktritt von Kahrs im Februar 1924 sollte sich das Verhältnis zwischen Bayern und dem Reich entspannen. Hamm hatte durch seine wiederholten Vermittlungsbemühungen mit dafür gesorgt, dass der immer schwelende Konflikt nicht bis zum Äußersten eskalierte. An der Instabilität der Weimarer Republik konnte diese Entspannung jedoch nur für wenige Jahre etwas ändern. Zu Beginn der 1930er Jahre versuchte Hamm auf mehreren Wegen, dem drohenden Scheitern der ersten deutschen Republik entgegenzuwirken. Intensiv bemühte er sich um die Zusammenfassung aller republikanischen Kräfte. Dabei hatte er im Gegensatz zu vielen anderen nicht die Schaffung einer neuen Mittelpartei im Sinn.³⁵ Vielmehr sollten sich alle verfassungstreuen Kräfte hinter der Person des Reichskanzlers Heinrich Brüning versammeln. Notwendig war seiner Ansicht nach »die plebiszitärische Grundlage einer verfassungsmäßigen Diktatur«. Man müsste sich für die Notwendigkeit eines Führers aussprechen, von dem man jedoch verlangen müsste, »daß er sachlich und zeitlich richtig handele, ohne ihn auf Einzelheiten festzulegen«³⁶.

Als es anders kam, suchte Hamm so viele Menschen wie möglich davon zu überzeugen, dass eine Regierungsbeteiligung der NSDAP nichts Gutes bedeuten würde. Im Frühjahr 1932 beauftragte Hamm einen Mitarbeiter über das Wirtschaftsprogramm der NSDAP in der »Deutschen Wirtschafts-Zeitung«, dem Organ des DIHT, eine Artikelreihe zu verfassen, in der »die gesamten wirtschaftlichen Forderungen der NSDAP, wie sie sich aus den ›25 Punkten‹ und dem parteiamtlichen Schrifttum ergaben«, zusammengestellt und kritisch geprüft würden.³⁷ Auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik hatte Hamm mittlerweile eine Menge Erfahrung gesammelt. Ende November 1923 hatte ihn Reichskanzler Wilhelm Marx zum Reichswirtschaftsminister ernannt. 1925 war er zum Deutschen Industrie- und Handelstag (DIHT) gewechselt, als des-

34 Hamm an Ritter v. Kahr (wie Anm. 28).

35 Vgl. Larry Eugene Jones: Sammlung oder Zersplitterung? Die Bestrebungen zur Bildung einer neuen Mittelpartei in der Endphase der Weimarer Republik 1930–1933. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 25 (1977), S. 265–304.

36 Aktenvermerk des Staatssekretärs Pündler über eine Besprechung mit Hamm. In: *Politik und Wirtschaft in der Krise 1930–1932. Quellen zur Ära Brüning*. Bd. 2, S. 986–988, hier S. 986.

37 Karlheinrich Rieker: Reichsminister a. D. Dr. Eduard Hamm im Deutschen Industrie- und Handelstag (Manuskript), BayHStA, NL Hamm 42, S. 4.

sen geschäftsführendes Präsidialmitglied er fortan fungiert hatte. Die Artikelreihe, die er nun anregte, sollte keinesfalls auf polemische, sondern sachliche Art und Weise auf die wirtschaftspolitische Inkompétence der Nationalsozialisten hinweisen. Tatsächlich erschienen sechs Artikel zwischen August und Oktober 1932, die den Anspruch der sachlichen Widerlegung durchaus einlösten. Hamm brachte den Arbeiten »während der ganzen Zeit grösstes Interesse entgegen« und unterstützte diese »immer wieder durch Anregungen und Hinweise auf neu auftauchendes Material«.³⁸

IV. Eduard Hamm im »Dritten Reich«

Nach dem 30. Januar 1933 wollte Eduard Hamm den Deutschen Industrie- und Handelstag nicht freiwillig den Nationalsozialisten überlassen. Auf führende Köpfe der Industrie und Wirtschaft waren die Nationalsozialisten durchaus angewiesen, weshalb man sich nicht unmittelbar Hamms zu entledigen versuchte. Vielmehr forderte man ihn zur Mitarbeit auf. Da Hamm sich jedoch strikt weigerte, der NSDAP beizutreten, wurde der Druck von Seiten der Partei, die mehr und mehr auch die Schaltstellen des DIHT besetzte, immer größer. Letztendlich fiel er einer Intrige zum Opfer.³⁹

Aus dem öffentlichen Leben gedrängt, betätigte Hamm sich ab Mitte 1933 als Rechtsanwalt. Er half vor allem Freunden, die sich Rechtsbrüchen von Seiten der Nationalsozialisten ausgesetzt sahen: So beispielsweise Walter Goetz, der aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamteniums zwangsemeritiert worden war.⁴⁰

Gegen Ende 1934 wurde Hamm durch seinen langjährigen Freund Otto Geßler darüber informiert, dass dieser gemeinsam mit Franz Sperr enge Kontakte zum Kronprinzen Rupprecht von Bayern und dessen Hofmarschall Franz von Redwitz aufrecht erhielt. Nun wollte man auch Hamm zu den Besprechungen hinzuziehen, weil man ihn vor allem als Wirtschaftsexperten schätzte.⁴¹

38 Rieker: Reichsminister a. D. Dr. Eduard Hamm (wie Anm. 37), S. 4. Die Artikelreihe erschien anonym unter dem Titel »Das Wirtschaftsprogramm des Nationalsozialismus«, in: Deutsche Wirtschafts-Zeitung (DWZ). Nr. 33. 18. August 1932, S. 781-784; Nr. 34. 25. August 1932, S. 807-810; Nr. 36. 8. September 1932, S. 857-860; Nr. 38. 22. September 1932, S. 906-910; Nr. 39. 29. September 1932, S. 928-931; Nr. 40. 6. Oktober 1932, S. 955-960.

39 Vgl. Rieker: Reichsminister a. D. Dr. Eduard Hamm (wie Anm. 37), S. 4.

40 Vgl. Wolf Volker Weigand: Walter Wilhelm Goetz 1867-1958. Eine biographische Studie über den Historiker, Politiker und Publizisten. Boppard am Rhein 1992, insbes. S. 319-323.

41 Vgl. Franz Freiherr von Redwitz: Kronprinz Rupprecht und der Widerstand in Bayern (Manuskript), (Februar 1960), Universitätsarchiv Erlangen, NL Meier G 1/7 Nr. 1, S. 3. Der Nachlass von Prof. Dr. Ernst Meier im Universitätsarchiv in Erlangen (künftig: UAE) beinhaltet die mit Abstand wichtigste Materialsammlung über Franz Sperr und seinen Widerstandskreis.

Es war wohl vor allem die Zerschlagung des Föderalismus durch das NS-Regime, welche diese Gruppe zum Anlass nahm, sich zu einer aktiven Gegnerschaft zum Nationalsozialismus zu verbünden. In zahlreichen Gesprächen gelangte man zur Überzeugung, dass Vorkehrungen für einen Zusammenbruch des NS-Regimes getroffen werden mussten. Eine so genannte »Auffangorganisation« sollte Persönlichkeiten aus allen Teilen der bayerischen Gesellschaft vereinen und im entscheidenden Moment bereit sein, die Verantwortung für Sicherheit und Ordnung in Bayern zu übernehmen.⁴²

Hamm's rascher Entschluss, sich an den Gesprächen um den Kronprinzen Rupprecht zu beteiligen, ist auf seine liberale und humanistische Gesinnung und sein Ethos zurückzuführen, für das Wohl seines Vaterlandes einzutreten und sei es, im Widerstand zu sein.⁴³ Hitlers Innenpolitik lehnte Hamm strikt ab wegen der bereits genannten politischen Repressionen gegenüber Freunden und Bekannten, aber auch wegen der Bayerns Eigenständigkeit bedrohenden Gleichschaltungspolitik. Außerdem verabscheute Hamm die nationalsozialistische Judenpolitik, wenn auch nur wenige Quellen hierüber Aufschluss geben. So sehnte er sich beispielsweise in einem Brief an seinen Verwandten, den evangelischen Theologen Walther von Loewenich, nur wenige Tage nach der Reichspogromnacht nach »einer echten christlichen Sittenlehre«, nach der »gerade unsere Generation, unsere unmittelbarste Gegenwart schreit«.⁴⁴ Hamm zeigte sich in einem weiteren Brief an von Loewenich tief enttäuscht vom Verhalten der beiden Kirchen in Deutschland seit 1933. Diese, obwohl im »Dritten Reich« nur noch geduldet, stellten seiner Meinung nach für die deutsche Gesellschaft nach wie vor eine moralische Instanz dar, würden aber ihrer gesellschaftspolitischen Verantwortung nicht gerecht.⁴⁵

Hitlers Außenpolitik stieß bei Hamm zunächst nicht grundsätzlich auf Ablehnung. In den frühen 1920er Jahren hatte er sich wegen seiner positiven Haltung zur so genannten »Erfüllungspolitik« von Nationalsozialisten wie Gregor Strasser beschimpfen lassen müssen.⁴⁶ Später hatte Hamm den »Mitteleuropa«-Gedanken Friedrich Naumanns⁴⁷ wieder aufgenommen. Durch seine Mitarbeit in transnationalen Organisationen wie dem »Mitteleuropäischen Wirtschaftstag« und der »Deutsch-Österreichischen Arbeitsgemeinschaft« hatte er versucht, der Schaffung eines Mitteleuropäischen Wirtschaftsblocks

42 Vgl. Entwurf der Niederschrift über die Ausführungen von H. Minister a. D. Dr. Geßler anlässlich der Gedenkstunde für Franz Sperr in München am 9. Dez. 1950, Bundesarchiv Koblenz, NL Geßler 36, S. 101-104, hier S. 102 (abgedruckt in Becker: Franz Sperr und sein Widerstandskreis (wie Anm. 8), S. 164-167, hier S. 165 f.).

43 Vgl. Gertrud Hardtwig-Hamm: Aus der privaten Lebenssphäre von Eduard Hamm, (Frühjahr 1947), BayHStA, NL Hamm 110.

44 Eduard Hamm an Walther von Loewenich, (16. November 1938), NL Hamm (Hamburg).

45 Vgl. Eduard Hamm an Walther von Loewenich, (16. Mai 1944), NL Hamm (Hamburg).

46 Vgl. Verhandlungen des Bayerischen Landtags. 2. Tagung 1924/25. Bd. 1. Stenographische Berichte. 6. Sitzung. 9. Juli 1924. München o. J., S. 81-91, insbes. S. 82 f.

47 Vgl. Friedrich Naumann: Mitteleuropa. Berlin 1915.

und dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich näher zu kommen.⁴⁸ Deshalb verwundert auch seine Euphorie im März 1938 nach dem erfolgten »Anschluss« nicht.⁴⁹ Hierbei darf jedoch nicht verkannt werden, dass lediglich eine »Zielparallelität«, keinesfalls eine »Zielidentität« mit den Nationalsozialisten vorlag.⁵⁰

Dass Hitler im »Anschluss« Österreichs nur ein Mittel zum Zweck für seine weitergehenden Eroberungspläne sah, erkannte Hamm zu diesem Zeitpunkt offenbar noch nicht. Er dürfte sich erst Ende 1939 vollständig von der Illusion gelöst haben, dass Hitlers Eroberungswille Grenzen kenne, als ihm wahrscheinlich durch die Gespräche mit Ulrich von Hassell zu Ohren kam, dass eine deutsche Westoffensive unmittelbar bevorstand.⁵¹

Der »Sperr-Kreis« weitete seine zivilen und militärischen Kontakte zunächst in München, dann ab 1942 auch in andere Städte Bayerns aus, insbesondere nach Augsburg. In den Gesprächen mit dem Kabinettschef des Kronprinzen, Franz von Redwitz, legte man eine Aufgabenverteilung fest, die Hamm zuwies, wirtschaftspolitische Überlegungen anzustellen, Fragen einer künftigen bayerischen Verwaltung zu klären und sich auch um geeignetes Personal für die Zeit nach dem Nationalsozialismus zu kümmern.⁵² Die Erfüllung dieses Auftrages verfolgte Hamm ebenso akribisch wie mit der nötigen Vorsicht. Er griff hierbei vor allem auf langjährige Bekannte zurück, denen er vertrauen konnte. Manche dieser Bekanntschaften, etwa zum königlich-rumänischen Generalkonsul Hermann Aumer, reichten zurück bis in seine Zeit als bayerischer Handelsminister, im Fall von Rudolf Decker, Vorstand des Energieversorgungsunternehmens Bayernwerk AG, sogar bis in die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg.⁵³ Diese Personen versorgten ihn einerseits mit Informationen, zumeist über die wirtschaftliche Lage Deutschlands. Andererseits halfen sie ihm bei der Beschaffung kompetenter »Kandidaten« für die Zeit nach dem

48 Vgl. Eduard Hamm: Grundlagen und Wege eines mitteleuropäischen Wirtschaftsblocks. In: *Mittteleuropäische Wirtschaftspolitik* 1 (1930), S. 59–68; Winfried R. Garscha: Die Deutsch-Österreichische Arbeitsgemeinschaft. Kontinuität und Wandel deutscher Anschlußpropaganda und Angleichungsbemühungen vor und nach der nationalsozialistischen »Machtergreifung«. Wien/Salzburg 1984.

49 Vgl. Eduard Hamm an Heinrich F. Albert (18. März 1938), BayHStA, NL Hamm 80; Eduard Hamm an Friedrich Heilbron (18. März 1938), BayHStA, NL Hamm 85; Eduard Hamm an Richard Riedl (23. März 1938), BayHStA, NL Hamm 91.

50 In Bezug auf Theodor Heuss, der den »Anschluss« ebenso begrüßte wie Hamm vgl. Jürgen C. Heß: »Die Nazis haben gewußt, daß wir ihre Feinde gewesen und geblieben sind.« Theodor Heuss und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. In: *Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung* 14 (2002), S. 143–195, hier S. 149.

51 Vgl. Ulrich von Hassell. Die Hassell-Tagebücher 1938–1944. Aufzeichnungen vom Andern Deutschland. Nach der Handschrift rev. und erw. Ausg. Hrsg. von Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen. Berlin 1988, S. 98 u. S. 148 f.

52 Abschrift Paul Helfrich an Hauptausschuss Opfer des Faschismus, BayHStA, NL Hamm 108.

53 Vgl. Hermann Aumer an Gertrud Hardtwig-Hamm (24. Juli 1946), BayHStA, NL Hamm 108; Rudolf Decker: Eduard Hamm (Manuskript o. J.), BayHStA, NL Hamm 110.

erhofften Untergang des »Dritten Reichs«. Über die militärische Lage und die Gräueltaten an der Ostfront wurde Hamm von dem General a. D. Oswald Lutz unterrichtet, der im gleichen Haus wie Hamm in München-Schwabing wohnte.⁵⁴ Die Werbung zusätzlicher Anhänger brachte eine umfangreiche Reisetätigkeit mit sich, die dem NS-Regime möglicherweise aufgefallen wäre, wenn Hamm nicht – wie im Übrigen auch Sperr und Ulrich von Hassell – bei der Münchener Rückversicherung eine berufliche Bleibe gefunden hätte.⁵⁵

Hamm verstand sich im »Sperr-Kreis« nicht bloß als wirtschaftspolitischer Berater Sperrs, sondern durchaus als politischer Generalist mit eigenständigen Plänen für die Zeit »Danach«. Einen von ihm selbst verfassten »Aufruf an das deutsche Volk« brachte er zu einer Besprechung nach Augsburg mit, was von den Anwesenden mit dem Hinweis getadelt wurde, dass er doch wüsste, dass zur Sicherheit der Gruppe keine schriftlichen Aufzeichnungen gemacht werden sollten. Man fragte ihn, »welche Wirkung er sich wohl davon verspräche, wenn ihn etwa ein Übelbefinden überfiele und die Polizei diesen Aufruf in seiner Brusttasche fände«⁵⁶. Die Reaktion Hamms auf diese berechtigte Kritik ist nicht überliefert. Trotzdem zeigt dieses Ereignis deutlich, dass Hamm den Untergang des NS-Regimes kaum erwarten konnte.

Eine Beteiligung Hamms an Gesprächen mit Franz Halder, dem »Kreisauer Kreis« und Stauffenberg kann nicht unmittelbar nachgewiesen werden. Eine Besprechung des »Sperr-Kreises« mit Halder fand im Oktober 1943 statt.⁵⁷ Da Hamm allgemein keine gute Meinung über die Militärs hatte, Halder hier-von jedoch ausdrücklich ausnahm, ist davon auszugehen, dass er zumindest über den Inhalt des Gesprächs informiert worden war.⁵⁸ Ebenfalls im Jahr 1943 wurde über den Augsburger Rechtsanwalt Franz Reisert, der sich kurz zuvor der Gruppe um Franz Sperr angeschlossen hatte, der Kontakt zum »Kreisauer Kreis« hergestellt.⁵⁹ Mindestens drei Treffen fanden in München statt. Sie dürften Hamms Wunsch nach Ausbreitung der Kontakte entsprochen haben. Doch dürfte er – genauso wie Sperr – den »Kreisauern« nicht in allen Punkten zugestimmt haben, insbesondere nicht den Plänen zur Aufteilung Bayerns und ihrer Wirtschaftsauffassung.⁶⁰ Dass es überhaupt zu einer

54 Vgl. Hardtwig-Hamm: Aus der privaten Lebensphäre (wie Anm. 43).

55 Vgl. Gerald D. Feldman: Die Allianz und die deutsche Versicherungswirtschaft 1933–1945. München 2001, S. 521.

56 Franz Reisert: Bayern im Deutschen Widerstand und Franz Sperr (Manuskript), UAE, NL Meier G 1/7 Nr. 1, S. 13.

57 Vgl. Franz Halder an Ernst Meier (18. April 1963), UAE, NL Meier G 1/7 Nr. 2.

58 Vgl. Gertrud Hardtwig-Hamm: Nachtrag zum Lebenslauf Dr. E. Hamm für Ricarda Huch (Manuskript), BayHStA, NL Hamm 110.

59 Vgl. Franz Reisert: Der Widerstandskreis um den früheren Gesandten in der Reichsregierung Franz Sperr und des Kreisauer Kreises. Versuch und Ende eines Aufstandes (Manuskript), UAE, NL Meier G 1/7 Nr. 1.

60 Vgl. Reisert: Bayern im Deutschen Widerstand und Franz Sperr (wie Anm. 56), S. 14 f.

Besprechung zwischen Sperr und Stauffenberg im Juni 1944 kam, war Eduard Hamm zu verdanken, der dazu geraten hatte: »Dies verpflichte ja zu nichts.«⁶¹ Über den Inhalt des Gesprächs und damit auch über das geplante Attentat auf Hitler wurde Hamm sogleich von Sperr informiert.⁶²

Darüber hinaus hielt Hamm eigenständige Kontakte zu anderen Widerständlern aufrecht: Zum Beispiel zum früheren DDP-Mitglied Hans Reif, der in den Jahren 1940-43 wohlmöglich als Kurier der Robinsohn-Strassmann-Gruppe, wahrscheinlicher aber als Verbindungsmannt der Goerdeler-Leuschner-Gruppe zu Hamm fungierte, um über diesen Informationen über die Widerstandsbereitschaft einzelner Militärs zu erhalten.⁶³ Im Januar 1943 nahm Carl Goerdeler von sich aus die Verbindung zu Hamm auf, der ihm von seinem Verbindungsmannt nach Süddeutschland, dem ehemaligen Münchener Oberbürgermeister Karl Scharnagl, empfohlen worden war. Es sollen einige Gespräche zwischen den beiden stattgefunden haben.⁶⁴ Hamm spielte höchstwahrscheinlich in Goerdelers Plänen – einer Regierung nach dem Zusammenbruch des »Dritten Reichs« – eine Rolle, obwohl es Meinungsverschiedenheiten in politischen Fragen gab. Insbesondere Goerdelers Ansichten über den Ständestaat trafen bei Hamm auf Ablehnung.⁶⁵

Anlässlich einer Reise nach Berlin traf sich Hamm im Juni 1944 mit seinen langjährigen politischen Freunden dem Reichsminister a. D. Heinrich F. Albert und dem früheren Staatssekretär in der Reichskanzlei Franz Kempner im Hotel Esplanade. Bei diesem Gespräch informierte er die beiden über das von Stauffenberg geplante Attentat.⁶⁶ Darüber hinaus versuchte Hamm andere langjährige politische Freunde zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu bewegen. So war er beispielsweise an seinen ehemaligen Parteifreund Hermann Dietrich mit der Bitte herangetreten, in Baden eine ähnliche »Auffangorganisation« aufzubauen wie den »Sperr-Kreis« in Bayern.⁶⁷

- 61 Aussage Hamms beim Verhör durch die Gestapo. Bericht von Kaltenbrunner an Bormann, (15. September 1944). In: Hans-Adolf Jacobsen (Hrsg.): Opposition gegen Hitler und der Staatsstreich vom 20. Juli 1944 in der SD-Berichterstattung. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt. Bd. 1. Stuttgart 1989, S. 387-391, hier S. 390.
- 62 Vgl. Ludwig Berz: Auf- und Ausbau des Widerstandes (Manuskript), UAE, NL Meier G 1/7 Nr. 1, S. 16.
- 63 Vgl. Erhard H. M. Lange: Hans Reif – Ein liberaler Politiker der ersten Stunde und Anwalt Berlins. In: Jürgen Wetzel (Hrsg.): Berlin in Geschichte und Gegenwart. Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 2000, S. 155-197, insbes. S. 162 f.
- 64 Vgl. Karl Scharnagl: Die politische Tätigkeit des Herrn ehem. Staatsministers Dr. Hamm, (30. Juli 1946), BayHStA, NL Hamm 110, vgl. Peter Jacob Kock: Bayerns Weg in die Bundesrepublik. 2. Aufl. München 1988, S. 87.
- 65 Hardtwig-Hamm: Nachtrag zum Lebenslauf Dr. E. Hamm (wie Anm. 58).
- 66 Vgl. Heinrich F. Albert an Gertrud Hardtwig-Hamm (27. April 1946), BayHStA, NL Hamm 108.
- 67 Vgl. Bericht Hermann Dietrich (23. Juli 1946), BayHStA, NL Hamm 108.

Es war wohl Hamms Wissen um Sperrs Treffen mit Stauffenberg, das zu seiner Verhaftung am 2. September 1944 führte. Welche Aufgabe Hamm im Falle eines erfolgreichen Systemwechsels zugefallen wäre, lässt sich nur vermuten. Es wäre wahrscheinlich eine wirtschaftspolitische Aufgabe in Bayern oder im Reich gewesen. Dass Hamm sich selbst bei den Verhören, die mit hoher Wahrscheinlichkeit unter starkem äußerem Druck abliefen, zu seinen Überzeugungen bekannte, veranschaulicht, wie sehr er von der Richtigkeit seiner Grundwerte und seines Handelns überzeugt war. Darüber hinaus gab er offensichtlich nichts zu, was dem NS-Regime nicht ohnehin schon über ihn bekannt war. Vor allem verriet er keine Mitverschwörer.⁶⁸

Nach Angaben eines Gestapo-Beamten soll Hamm »im Anschluss an das letzte Verhör am 23. September 1944 Selbstmord begangen«⁶⁹ haben. Über Hamms tatsächliche Todesumstände wurden nach dem Krieg verschiedene Vermutungen aus dem Familien- und Freundeskreis geäußert. Am plausibelsten klang die Hermann Aumers: »Wenn er den Tod einer Verhandlung vor dem Volksgerichtshof vorgezogen hat, so geschah dies aus einer Einstellung heraus, die wir gewonnen hatten, nachdem ich der Volksgerichtshofsitzung gegen Prof. Huber und Genossen in München beigewohnt hatte, die ich in ihren ganzen krassen und schrecklichen Formen einem engeren Freundeskreis geschildert habe. Sicherlich war er sich bewusst, dass es besser war seinem Leben selbst ein Ende zu machen, als sich den Qualen und der Niedertracht eines Dr. Freisler auszusetzen, der in sadistischer und tyrannischer Weise ja doch nur ein bereits vorgefasstes Urteil verfügte.«⁷⁰ Hamms Freitod am 23. September 1944 kann demnach als wahrscheinlich gelten.

Zusammenfassung

Den roten Faden in Eduard Hamms Leben stellten die Sorge und das Verantwortungsgefühl für sein Vaterland dar. Er verstand sich als Diener dieses Staates. In der Weimarer Republik hatte Hamm anfangs versucht, für die Akzeptanz der republikanischen Staatsform zu werben. Inneren und äußeren Feinden trat er in dieser Zeit entschieden entgegen. Zu Beginn der 1930er Jahre bemühte er sich durch Bündelung aller republikanischen Kräfte und durch Publikationen über die wirtschaftspolitische Inkompetenz der Nationalsozialisten, die Republik vor ihrem Untergang zu bewahren. Nach 1933 konnte Hamm – aus seinen wirtschaftlichen und politischen Ämtern verdrängt

68 Zu den Verhören Hamms vgl. Jacobsen (Hrsg.): Opposition gegen Hitler (wie Anm. 61), S. 390.

69 Vgl. Maria Hamm an die Alliierte Militärregierung in Deutschland (16. Oktober 1945), BayHStA, NL Hamm 108.

70 Aumer an Hardtwig-Hamm (wie Anm. 53).

– nur noch im Verborgenen »seinem Staat« dienen. Er diente hierbei nicht Hitler-Deutschland, dessen überzeugter Gegner er war, sondern stellte seine ganze Kraft dem »anderen Deutschland« zur Verfügung.

Eduard Hamm trieb als liberaler Repräsentant der Weimarer Republik den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Bayern an führender Stelle voran und ging selbst das Risiko ein, sich mit Goerdeler, dem »Motor« des zivilen Widerstandes, zu verbünden.

Daher muss zumindest Eduard Hamm von der immer noch vorhandenen Kritik, die sowohl den Liberalen als auch anderen Repräsentanten der Weimarer Republik hinsichtlich ihres angeblich zu passiven Verhaltens im »Dritten Reich« anhaftet, ausgenommen werden.

Hans-Dietrich Genscher und das Ende der Détente

1. *Zur Fragestellung*¹

Das Jahr 1975 steht mit der Verabschiedung der KSZE-Schlussakte symbolisch für die Klimax der Entspannungspolitik zwischen Ost und West. Nach den Jahren der Vertragspolitik gelang es mit der »Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa«, einen multilateralen Rahmen für die Zusammenarbeit und den Dialog zwischen den Blöcken zu schaffen. Wenige Tage vor Unterzeichnung der Schlussakte durch die 35 Teilnehmerstaaten formulierte Bundesaußenminister Genscher in einer Rede vor dem Deutschen Bundestag am 25. Juli 1975 die Vorstellung der sozial-liberalen Koalition vom Entspannungsprozess: »Entspannung ist nach westlichem Verständnis ein Prozess, der der Geschichte unterliegt, der den Status quo nicht auf ewig feststellt, sondern dynamisch die Möglichkeit neuer Entwicklungen offenhält. Das schließt für uns sowohl die Möglichkeit der deutschen Einheit wie auch die der Vollendung der europäischen Einigung ein.«² Mit diesen Worten, die in den Folgejahren in immer wiederkehrenden Wendungen Eingang in den öffentlichen Diskurs finden sollten, umriss Genscher die Grundpfeiler seines außenpolitischen Denkens: zum einen die Politik gegenüber der DDR mit dem Ziel der Wiedervereinigung; zum zweiten die Politik für ein integriertes Europa als Grundlage einer konstruktiven Deutschlandpolitik, und zum dritten eine Politik der Entspannung gegenüber dem Osten als Beitrag zur Überwindung der deutschen und europäischen Teilung. Auf diesen drei Säulen ruhte gleichsam als Dach das Ziel der »europäischen Friedenssicherung«, während dem Atlantischen Bündnis die Funktion eines sicherheitspolitischen Fundaments zukommen sollte. Zugleich werden in dieser Zielsetzung politische Prinzipien sichtbar, die im historischen Liberalismus wurzeln: die Vorstellung vom Prozesscharakter der Geschichte, verbunden mit einem unerschütterlichen Fortschrittoptimismus, Rationalismus und freie Kommunikation sowie die Verpflichtung auf Freiheit und Selbstbestimmung.³

1 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf erste Ergebnisse meines Dissertationsprojekts.
2 Rede Genschers vor dem Deutschen Bundestag am 25.07.1975. In: Verhandlungen des Deutschen Bundestages. Stenographische Berichte, hrsg. vom Deutschen Bundestag, 7. Wahlperiode, 183. Sitzung, Bd. 94, Bonn 1975, S.12799.
3 Vgl. dazu Andreas Wirsching: Hans-Dietrich Genscher. Liberale Außenpolitik zwischen Kontinuität und Wandel. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 22 (2010), S.67-77.

Doch nur vier Jahre nach Helsinki befanden sich Deutschland, Europa und die Welt im sogenannten »zweiten Kalten Krieg«. Mit dem Niedergang der Entspannungspolitik und der Verschärfung der sicherheitspolitischen Auseinandersetzung mit dem Ostblock wurden dem außenpolitischen Konzept Genschers mehr und mehr Grenzen aufgewiesen. Innerhalb des westlichen Lagers dominierten in den politischen und öffentlichen Debatten je länger desto mehr die Fragen, wie mit den Menschenrechtsverletzungen in Osteuropa umzugehen war, wie das Bedrohungspotential des Warschauer Paktes eingeschätzt werden sollte, und wie eine angemessene Reaktion auf die tektonischen Verschiebungen innerhalb des Ostblocks auszusehen hatte.

Diese Diskrepanz zwischen der auf Kontinuität bedachten Außenpolitik Genschers und dem sich wandelnden internationalen System ist Gegenstand meines Dissertationsprojekts. Um der Breite des Themas und des Untersuchungszeitraums Rechnung zu tragen und zugleich historiographische Tiefenbohrungen vornehmen zu können, wird der Verfall der Entspannungspolitik anhand ausgewählter Krisensituationen analysiert: In der KSZE-Nachfolgekonferenz von Belgrad (1977/78) waren bereits erste Anzeichen einer Klimaverschlechterung in den internationalen Beziehungen deutlich zu erkennen und mit den Debatten um die Menschenrechte stand eines der zentralen Anliegen bundesdeutscher Außenpolitik im Fokus kontroverser Diskussionen. Zweitens wird mit dem NATO-Doppelbeschluss und dem sowjetischen Einmarsch in Afghanistan 1979 jene sicherheitspolitische Doppelkrise in den Blick genommen, die Zweifel an der Fortsetzung einer »realistischen Entspannungspolitik«⁴ und eines vernunftbasierten Dialogs zwischen Ost und West aufwarf. Mit der polnischen Krise zu Beginn der achtziger Jahre rücken drittens die Ideen der Freiheit und der Selbstbestimmung ins Zentrum der Betrachtung. Für die Bonner Regierung stellte sich mithin die Frage, wie das politische Konzept eines Dreiklangs aus Deutschland-, Europa- und Entspannungspolitik gewahrt und umgesetzt werden konnte. Da bundesdeutsche Außenpolitik nur in ihrer Eingebundenheit in die westeuropäische Gemeinschaft begriffen werden kann, wird zudem die Zusammenarbeit mit den beiden wichtigsten europäischen Bündnispartnern, Frankreich und Großbritannien, in die quellengestützte Analyse einbezogen.

Der Untersuchungszeitraum endet somit, nicht zuletzt auch aus Gründen des Quellenzugangs, mit dem Regierungswechsel von 1982/83. In den Jahren nach der »Wende« wurden mit dem Machtantritt Gorbatschows, der Verabschiedung der Einheitlichen Europäischen Akte (EEA) und dem Abschluss des INF-Vertrags 1987 die Weichen des internationalen Systems schließlich wieder auf Entspannung gestellt. Dieser Zeitraum soll – auch mit Blick auf

4 Zum Paradigma der »realistischen Entspannungspolitik« vgl. beispielsweise Hans-Dietrich Genscher: Deutsche Außenpolitik, Bonn 1977, S. 20.

die Frage nach Kontinuität und Wandel bundesdeutscher Außenpolitik – in Form eines fundierten Ausblicks den Abschluss des Dissertationsprojekts bilden.

Die genannten Krisensituationen werden systematisch anhand der gouvernementalen, der parlamentarischen und der medialen Ebene analysiert. Das alles verbindende Element bildet dabei die Person Hans-Dietrich Genschers.

Auf Regierungsebene stellt sich zunächst die Frage, wie der Bundesaußenminister in den Konfliktsituationen reagierte, die die Divergenz zwischen seinem politischen Konzept und der realpolitischen Lage offen zutage treten ließ. Mit welchen Argumenten versuchte er seine Strategie und sein Vorgehen im politischen Diskurs zu begründen und inwieweit war er damit erfolgreich? Welche Methoden der Konsensfindung setzte er innerhalb des westlichen Lagers ein – gab er multilateralen Konsultationen im Rahmen der Europäischen Politischen Zusammenarbeit (EPZ) und der NATO den Vorzug vor bilateralen Gesprächen? Konnte er aktiv auf die Meinungsbildung und Entscheidungsfindung des Westens einwirken und wie positionierte er sich gegenüber den Staaten des Ostblocks?

Auf parlamentarischer Ebene rücken die parteipolitische Debatte und die Auseinandersetzung mit der parlamentarischen Opposition in den Vordergrund. Wie versuchte der Außenminister und F.D.P.-Vorsitzende Genscher den Bundestag von seinem außenpolitischen Konzept zu überzeugen? Gelang es Genscher, die Entspannungspolitik inhaltlich als genuin liberales Politikfeld für die F.D.P. zu besetzen oder führte er lediglich die von den Sozialdemokraten geprägte Ost- und Deutschlandpolitik der Regierung Brandt fort? Kam es hier zu Differenzen mit dem Kanzleramt und den beiden von der SPD besetzten Bundesministerien für Verteidigung bzw. innerdeutsche Beziehungen?

Die mediale Ebene untersucht schließlich, inwiefern die Öffentlichkeitsarbeit des Auswärtigen Amtes und diejenige der F.D.P. ineinander griffen und welche Rolle den Medien in der Politik Genschers zukam. Mit der bald sprichwörtlichen Omnipräsenz des Außenministers in Presse und Fernsehen ist die Ära Genscher prädestiniert dafür, die mediale Vermittlung bundesdeutscher Politik in den Blick zu nehmen.

2. Stand der Forschung und methodische Probleme

Die genuin geschichtswissenschaftliche Forschung zur deutschen Außenpolitik der 1970er und 1980er Jahre befindet sich – nicht zuletzt aus Gründen des Quellenzugangs – noch in den Anfängen. Historiographischen und politologischen Gesamtdarstellungen wie beispielsweise derjenigen Gregor Schöllgens,

Ulrich Lappenküppers oder Helga Haftendorns ist gemein,⁵ dass die Rolle des Bundeskanzlers im Zentrum steht, während Auswärtiges Amt und Außenminister in der »Kanzlerdemokratie« nur am Rande behandelt werden.⁶ Beiträge zum außenpolitischen Wirken Hans-Dietrich Genschers beschränken sich auf wenige – meist politologische – Aufsätze und behandeln vorrangig seine Rolle bei der deutschen Wiedervereinigung. Eine Ausnahme hiervon bildet der von Hans-Dieter Lucas herausgegebene Sammelband »Genscher, Deutschland und Europa«, der einen breiten Überblick über die Tätigkeitsfelder des liberalen Politikers bietet.⁷

Mit Blick auf den Niedergang der Entspannungspolitik und die hier zu untersuchenden Fallbeispiele bietet die Forschung ein ambivalentes Bild. Diverse Gesamtdarstellungen zur Geschichte des Kalten Krieges konzentrieren sich meist darauf, welchen Anteil der KSZE-Prozess, der NATO-Doppelbeschluss, der sowjetische Einmarsch in Afghanistan sowie die Polen-Krise für den Zusammenbruch des Ostblocks 1989/91 hatten.⁸ Darüber hinaus widmen sich nicht nur einige neuere Sammelbände dem KSZE-Prozess,⁹ sondern auch ein 2008 begonnenes Projekt des Instituts für Zeitgeschichte (München – Berlin) in Zusammenarbeit mit den Universitäten Erlangen-Nürnberg und Paris-Sorbonne, das west- wie osteuropäische Staaten untersucht und dessen

- 5 Vgl. Gregor Schöllgen: Die Außenpolitik der Bundesrepublik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, München 2004; Ulrich Lappenküper: Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland 1949-1990, München 2008; Helga Haftendorf: Deutsche Außenpolitik zwischen Selbstbeschränkung und Selbstbehauptung 1945-2000, Stuttgart/München 2001. Nach wie vor ertragreich sind die Arbeiten von Klaus Hildebrand: Integration und Souveränität. Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland 1949-1982, Bonn 1991; Andreas Hillgruber: Deutsche Geschichte 1945-1986. Die »deutsche Frage« in der Weltpolitik, Stuttgart u.a. 1995; Werner Link: Außen- und Deutschlandpolitik in der Ära Schmidt 1974-1982. In: Ders./Wolfgang Jäger (Hrsg.): Republik im Wandel 1974-1982. Die Ära Schmidt, Stuttgart u.a. 1987, S.273-432.
- 6 Bezeichnend hierfür ist die Arbeit von Stefan Fröhlich: »Auf den Kanzler kommt es an«. Helmut Kohl und die deutsche Außenpolitik. Persönliches Regiment und Regierungshandeln vom Amtsantritt bis zur Wiedervereinigung, Paderborn 2001.
- 7 Hans-Dieter Lucas: Genscher, Deutschland und Europa, Baden-Baden 2002.
- 8 So sieht beispielsweise Tony Judt (Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, Frankfurt/Main 2009) in der polnischen Krise 1980/81 den Anfang vom Ende des kommunistischen Regimes in Osteuropa. Darüber hinaus sind unter den inzwischen unzähligen Gesamtdarstellungen zur Geschichte des Kalten Krieges folgende Arbeiten hervorzuheben, die je nach Ansatz die nationale, europäische bzw. weltpolitische Ebene fokussieren: Bernd Stöver: Der Kalte Krieg (1947-1991). Geschichte eines radikalen Zeitalters, München 2007; Mary Fulbrook: Europe since 1945, Oxford 2001; Georges-Henri Soutou: La guerre de cinquante ans. Le conflit Est-Ouest 1943-1990, Paris 2001; Eric J. Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 1999; Franz Knipping: Die Welt im Kalten Krieg (1945-1990), Paderborn u.a. 2006.
- 9 Vgl. beispielsweise Gottfried Niedhardt/Oliver Bange (Hrsg.): Helsinki 1975 and the transformation of Europe, New York 2008; Leopoldo Nuti (Hrsg.): The crisis of détente in Europe. From Helsinki to Gorbachev. 1975-1985, London/New York 2009. Politologische Arbeiten zeichnen den KSZE-Prozess häufig über den gesamten Zeitraum von 1975 bis 1990 chronologisch nach, vgl. Wilfried Loth: 1.August 1975. Entspannung und Abrüstung, München 1998; Peter, Schlotter: Die KSZE im Ost-West-Konflikt. Wirkung einer internationalen Institution, Frankfurt/Main 1999.

Ergebnisse mit Spannung erwartet werden dürfen.¹⁰ Arbeiten zur Geschichte des NATO-Doppelbeschlusses¹¹ und zur Afghanistan-Krise¹² blieben bislang häufig auf die Ebene der Supermächte beschränkt oder widmeten sich der Rolle der Friedensbewegungen.¹³ Nach diversen politologischen Analysen¹⁴ wurde nun ein historiographisches Forschungsprojekt vom DHI Washington initiiert, das gemeinsam mit dem Institut für Zeitgeschichte (München – Berlin) und dem Heidelberg Center for American Studies die sicherheitspolitischen Debatten und die Rolle der Friedensbewegungen aus westlicher und östlicher Perspektive untersucht.¹⁵ Darüber hinaus muss ein jüngst von Philipp Gassert, Tim Geiger und Hermann Wentker herausgegebener Sammelband Erwähnung finden, der die Nachrüstungskontroverse und Friedensbewegung aus deutsch-deutscher sowie internationaler Perspektive analysiert und wichtige Impulse für künftige Projekte liefert.¹⁶ Auch die Forschung zur polnischen Krise Anfang der 1980er Jahre beschäftigte sich zunächst mit der

- 10 Eine Beschreibung des Projekts findet sich unter http://www.ifz-muenchen.de/der_ksze_prozess.html.
- 11 Für den NATO-Doppelbeschluss auf Ebene der Supermächte vgl. Gerhard Wettig, Die Sowjetunion in der Auseinandersetzung über den NATO-Doppelbeschluss 1979-1983. In: VfZ 57 (2009), S.217-259; Wolfgang Pfeiler, Sowjetisch-amerikanische und sowjetisch-deutsche Beziehungen. Rahmenbedingungen für den NATO-Doppelbeschluss vom Dezember 1979. In: Wolfgang-Uwe Friedrich (Hrsg.): Germany and America, Oxford/New York 2001, S.240-246.
- 12 Arbeiten zur Afghanistan-Krise erschöpfen sich zudem meist in der Frage nach dem offensiven oder defensiven Charakter der Moskauer Intervention. Vgl. dazu David N. Gibbs: Die Hintergründe der sowjetischen Invasion in Afghanistan 1979. In: Bernd Greiner (Hrsg.): Heiße Kriege im Kalten Krieg, Hamburg 2006, S.291-314; Pierre Allan/Dieter Kläy: Zwischen Bürokratie und Ideologie. Entscheidungsprozesse in Moskaus Afghanistankrieg, Bern 1998; Helmut Hubel: Das Ende des Kalten Krieges im Orient. Die USA, die Sowjetunion und die Konflikte in Afghanistan, am Golf und im Nahen Osten 1979-1991, München 1995; Milan Hauner: The Soviet war in Afghanistan. Patterns of Russian imperialism, Philadelphia 1991.
- 13 Vgl. Beatrice Heuser: The Soviet response to the euromissiles crisis. In: Nuti, The crisis of détente in Europe, S.137-149; Wolfgang Pfeiler: Sowjetisch-amerikanische und sowjetisch-deutsche Beziehungen. Rahmenbedingungen für den NATO-Doppelbeschluss vom Dezember 1979. In: Wolfgang-Uwe Friedrich (Hrsg.): Germany and America, Oxford/New York 2001, S.240-246; Die Rolle der Friedensbewegungen wird in meinem Dissertationsprojekt ausdrücklich nicht untersucht. Vgl. dazu beispielsweise Holger Nehring/Benjamin Ziemann: Führen alle Wege nach Moskau? Der NATO-Doppelbeschluss und die Friedensbewegung – eine Kritik. In: VfZ 59 (2011), S.81-100; Jürgen Mahrur/Manfred Wilke (Hrsg.): Raketenpoker um Europa. Das sowjetische SS 20-Abenteuer und die Friedensbewegung, München 2001.
- 14 Vgl. beispielhaft die Arbeiten von Thomas Risse-Kappen: Die Krise der Sicherheitspolitik. Neuorientierung und Entscheidungsprozesse im politischen System der Bundesrepublik Deutschland 1977-1984, München 1988; Ders.: Null-Lösung. Entscheidungsprozesse zu den Mittelstreckenwaffen 1970-1987, Frankfurt am Main/New York 1988.
- 15 Eine Beschreibung des Projekts findet sich unter <http://www.nuclearcrisis.org>.
- 16 Vgl. Philipp Gassert/ Tim Geiger/ Hermann Wentker (Hrsg.): Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung. Der NATO-Doppelbeschluss in deutsch-deutscher und internationaler Perspektive, München 2011. Hier findet sich auch ein Überblick über die bisherige Forschung zum NATO-Doppelbeschluss. Dabei werden vier Deutungsansätze unterschieden: die Denkschule des sicherheitspolitischen Konsenses, diejenige des entspannungspolitischen Revisionismus, diejenige der gesellschaftlichen Synthese und der internationalisti-

Rolle der Supermächte. Ergänzt wird diese seit einigen Jahren durch Arbeiten zur Rolle der Solidarność und deren Unterstützung durch Bonn.¹⁷ Positiv hervorzuheben ist hierbei eine Arbeit von Helene Sjursen, die den Verlauf der polnischen Krise im Kontext des Ost-West-Konflikts analysiert und zudem die jeweilige Haltung der westeuropäischen Staaten, insbesondere diejenige der Bundesrepublik Deutschland, Frankreichs und Großbritanniens in den Blick nimmt.¹⁸

Die bisherige Forschung ist somit vor allem dadurch gekennzeichnet und begrenzt, dass sie die genannten Krisen voneinander getrennt untersucht und einen Schwerpunkt auf die Ebene der Supermächte setzt. Arbeiten, die der Integration der bundesdeutschen Außenpolitik in die westeuropäische Gemeinschaft Rechnung tragen, fehlen ebenso wie solche, die die Entwicklung hin zur »neuen Eiszeit« zwischen Ost und West behandeln. Hier setzt der Beitrag an, der die Rolle der Bundesrepublik Deutschland im Wandel des internationalen Systems seit Mitte der 1970er Jahre analysiert. Mit der Beachtung der spezifisch europäischen Dimension Bonner Außenpolitik, der Schwerpunktsetzung auf die Rolle des Auswärtigen Amtes und die Person Hans-Dietrich Genschers will die Arbeit die bisherige Forschung gewinnbringend ergänzen.

Dabei gilt es, methodische Problemstellungen angemessen zu berücksichtigen. In politologischen Theorien zu den Internationalen Beziehungen haben neorealistische Ansätze nach wie vor großen Einfluss. So vermag der Neorealismus, der die relative Stabilität des Kalten Krieges auf das Mächtegleichgewicht zwischen NATO und Warschauer Pakt zurückführt, zu erklären, welche Bedeutung den Nuklearwaffen und dem Rüstungswettlauf zwischen den Blöcken für das jeweilige sicherheitspolitische Konzept zukam.¹⁹ Damit kann einerseits das Bemühen Bonns um Stabilität und die Aufrechterhaltung eines funktionsfähigen westlichen Bündnisses in seiner transatlantischen und west-europäischen Dimension begründet werden. Andererseits zeichnen realisti-

sche Ansatz, vgl. Gassert/Geiger/Wentker: Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung: Einleitende Überlegungen zum historischen Ort des NATO-Doppelbeschlusses. In: Ebenda, S.7-29.

- 17 Albrecht Riechers: Hilfe für Solidarność. Zivilgesellschaftliche und staatliche Beispiele aus der Bundesrepublik Deutschland in den Jahren 1980-1982, Bonn 2006; Andrzej Stach: »Solidarność? Nein, danke...«: Die Einstellung zu Solidarność in beiden deutschen Staaten vor 1989. In: Izabela Surynt (Hrsg.): Die Wende. Die politische Wende 1989/90 im öffentlichen Diskurs Mittel- und Osteuropas, Hamburg 2007, S.74-85; Hartmut Kühn: Das Jahrzehnt der Solidarność. Die politische Geschichte Polens 1980-1990, Berlin 1999; Andrej Friszke: Das Zeitalter der Solidarność 1980-1989. In: Dieter Bingen/Krzysztof Ruchniewicz (Hrsg.): Länderbericht Polen, Bonn 2009, S.107-120.
- 18 Helene Sjursen: The United States, Western Europe and the Polish Crises, Basingstoke 2003.
- 19 Vgl. dazu grundlegend Kenneth N. Waltz: Theory of International Politics, New York 1979; John L. Gaddis: The long Peace. Elements of Stability in the Postwar International System. In: International Security 10/4 (1986), S.99-142; John J. Mearsheimer: Back to the Future. Instability in Europe after the Cold War. In: International Security 15/1 (1990), S.5-56.

sche Analysen ein relativ statisches Bild des Ost-West-Konflikts. Den Niedergang der Entspannungspolitik und den damit einhergehenden Wandel des internationalen Systems können sie allein nicht ausreichend erklären. Entsprechende heuristische Angebote bieten konstruktivistische Ansätze, die den Kalten Krieg als systempolitische Auseinandersetzung zwischen den von den USA geführten kapitalistisch-demokratischen Staaten und den von der UdSSR beherrschten sozialistisch-autoritären Staaten begreifen.²⁰ Damit tritt die Bedeutung von Normen, Ideen und gegenseitigen Wahrnehmungen in den Vordergrund, die – vermittelt durch das Individuum als Akteur und die Sprache als Kommunikationsmittel – die internationale Politik beeinflussen. Der Konstruktivismus macht es somit nicht nur möglich, den prozeduralen Verfall der Entspannungspolitik zu erklären, sondern ist zugleich prädestiniert dafür, die spezifische Rolle Hans-Dietrich Genschers, seine innen-, außen- und medienpolitischen Kommunikationsmechanismen sowie die Tragweite *liberaler* Außenpolitik herauszuarbeiten.

Als Quellengrundlage dienen neben publizierten Quellen bundesdeutsche, britische und französische Archivalien. In Deutschland werden die Bestände des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes (Berlin) und diejenigen des Bundesarchivs Koblenz ergänzt durch die Überlieferungen des Parlamentsarchivs des Deutschen Bundestages, parteipolitische Provenienzen sowie Nachlässe und Deposita wichtiger Akteure, so nicht zuletzt das Depositum Genscher.²¹ Die bundesdeutsche Archivarbeit wird auf britischer Seite abgerundet durch Recherchen in den National Archives (Kew/London) sowie auf französischer Seite in den Archives du Ministère des affaires étrangères et européennes (La Courneuve/Paris) und den Archives nationales (Paris).²²

3. Erste Befunde und offene Fragen

Die nachfolgend dargestellten Thesen können selbstredend nur vorläufigen Charakter haben und werden im Zuge der weiteren Quellenarbeit überprüft und präzisiert. Aufgrund des derzeitigen Auswertungsstandes und aus Grün-

20 Vgl. dazu grundlegend Alexander Wendt: Social Theory of International Politics, Cambridge 2006. Einen Überblick über die Ausdifferenzierung der konstruktivistischen Theorie findet sich in Cornelia Ulbert/Christoph Weller (Hrsg.): Konstruktivistische Analysen der internationalen Politik, Wiesbaden 2005.

21 Neben staatlichen Provenienzen wie den Akten des Auswärtigen Amtes, des Bundeskanzleramts, des Bundesministeriums für innerdeutsche Beziehungen und dem Deutschen Bundestag sowie der Aktenüberlieferung von F.D.P., SPD und CDU/CSU werden Nachlässe wichtiger Akteure ausgewertet: Depositum Hans-Dietrich Genscher, Nachlass Wolfgang Mischnick, Depositum Hildegard Hamm-Brücher, Helmut-Schmidt-Archiv, Willy-Brandt-Archiv, Depositum Egon Bahr, Depositum Günter Verheugen, Nachlass Hans-Jürgen Wischnewski, Nachlass Alfred Dregger, Nachlass Werner Marx, Nachlass Alois Mertes, Nachlass Karl Carstens.

22 Depositum Valéry Giscard d'Estaing, Depositum François Mitterrand.

den der Komplexität werden sich die im Folgenden skizzierten Thesen auf die Regierungsebene beschränken.

In der KSZE-Nachfolgekonferenz von Belgrad, die Anfang Oktober 1977 eröffnet wurde, trat die Divergenz zwischen Genschers außenpolitischer Agenda und der realpolitischen Lage erstmals offen zu Tage. Das Treffen, in dessen Verlauf einerseits die bisher erreichte Implementierung der Schlussakte diskutiert und andererseits weitergehende Vereinbarungen geschlossen werden sollten, geriet je länger desto unerbittlicher zu einer ideologischen Auseinandersetzung um die Frage der Menschenrechte. Diese Verengung auf das für die Staaten des Warschauer Paktes so sensible Thema brachte letztere nahezu zwangsläufig in die Defensive. Die sozialistischen Staaten protestierten daher gegen das tribunalartige Vorgehen des Westens und blockierten jede weitergehende Initiative mit dem Kardinalargument der Nichteinmischung in innere Angelegenheiten. Der Westen trat mit seinen offensiven Forderungen keineswegs geschlossen auf. Insbesondere die amerikanische Delegation unter Leitung Goldbergs drängte auf eine Grundsatzdiskussion um das im I. Korb der Schlussakte verankerte VII. Prinzip, die Wahrung der Menschenrechte. Die Bundesregierung dagegen plädierte von Anfang an für eine ausgewogene Behandlung aller drei Körbe und für weitere konkrete Vereinbarungen im Bereich der »menschlichen Kontakte« und des Informationsaustausches zwischen den Gesellschaften Ost- und Westeuropas. Außenminister Genscher geriet so in ein Dilemma: Einerseits stand der Einsatz für die Einhaltung der Menschenrechte als genuin liberaler Grundwert für ihn ebenso wenig zur Diskussion wie die Solidarität mit dem wichtigsten bundesdeutschen Verbündeten, den USA. Andererseits hatte die sozial-liberale Bundesregierung ein elementares Interesse an der Fortführung des Entspannungsdialogs mit Osteuropa und nicht zuletzt mit der DDR. Durch enge Konsultationen mit den westeuropäischen Verbündeten, insbesondere Frankreich und Großbritannien, suchte Genscher daher im Rahmen der Europäischen Politischen Zusammenarbeit (EPZ) ein einheitliches und konstruktives Vorgehen des Westens zu erreichen. Durch maßvolle Vorschläge der Neun sollte der bundesdeutsche Einfluss auf die kompromisslose amerikanische Position vergrößert und zugleich der Sowjetunion eine gesichtswahrende Fortführung der Verhandlungen ermöglicht werden.²³ Konterkariert wurde dieses gemeinschaftliche Handeln der Europäer zeitweise durch eigenwillige Aktionen Frankreichs.²⁴ Inwieweit sich diese »französische[n] Extratouren« durch die

23 Vgl. Fernschreiben aus Belgrad (KSZE-Delegation) an das AA vom 22.03.1978, betr.: KSZE-Folgetreffen, hier: allgemeiner Erfahrungsbericht, in: PA-AA, B 28, Ref. 212 (Zwischenarchiv), Bd. 116385, S.1-25.

24 Als imposantes Beispiel hierfür sei der eigenständige französische Vorschlag für eine gesamteuropäische Abrüstungskonferenz genannt, vgl. Fernschreiben aus Belgrad (KSZE-Delegation) an das AA vom 03.02.1978, betr.: KSZE-Folgetreffen, hier: Plenarsitzung vom 03.02., in: PA-AA, B 28, Ref. 212 (Zwischenarchiv), Bd. 116358, S.1-3.

»Exzentrizität [des] französischen Del[egations]chefs« oder den »traditionellen französischen Geschmack an Alleingängen« erklären lassen²⁵ und welche Rolle Großbritannien innerhalb der EPZ einnahm, soll mit Hilfe der noch auszuwertenden Archivalien in London und Paris geklärt werden.

Parallel zu den Verhandlungen in Belgrad verschärfte sich die sicherheitspolitische Diskussion innerhalb der NATO, die bereits 1974 begonnen hatte.²⁶ Die Sorge um eine Verschiebung des Mächtegleichgewichts zugunsten des Warschauer Pakts führte zu der Überzeugung, dass der Westen sein Mittelstreckenpotential modernisieren müsse. Durch die Rede Helmut Schmidts vor dem International Institute for Strategic Studies (IISS) am 28. Oktober 1977 in London, die rückblickend zum Manifest westlicher Standhaftigkeit und »klug inszenierten Paukenschlag« verklärt wurde²⁷, trat diese bislang NATO-intern geführte Debatte ins Rampenlicht der Öffentlichkeit. Mit dem »Neutronenbombenfiasco« und den Differenzen in Belgrad über die Frage der Menschenrechte wurde die weitere Verschlechterung der deutsch-amerikanischen Beziehungen zudem für alle sichtbar.²⁸ Die sich zusitzende Kontroverse um den späteren NATO-Doppelbeschluss wirkte sich nicht nur negativ auf die Ost-West-Beziehungen aus, sondern geriet auch zu einer Auseinandersetzung um die Kohärenz und Handlungsfähigkeit der Nordatlantischen Allianz. Die bundesdeutsche, auf dem Harmel-Bericht von 1967 fußende Politik der Sicherheit *und* Entspannung geriet je länger desto mehr ins Kreuzfeuer der Kritik. Genscher bezog in unzähligen bilateralen Gesprächen mit den westlichen Verbündeten einerseits und der Sowjetunion andererseits klar Stellung für den Nachrüstungsbeschluss und versuchte zugleich den rüstungskontrollpolitischen Aspekt stark zu machen. In der sich verschärfenden, zunehmend auch öffentlich ausgetragenen sicherheitspolitischen Kontroverse kristallisierte sich eine Schlüsselfrage heraus – die Frage, wie die militärische und ideologische Bedrohung durch die Sowjetunion einzuschätzen sei. Neben den Systemzwängen des Kalten Krieges, denen die bundesdeutsche Politik zweifelsohne auch beim NATO-Doppelbeschluss unterlag, muss daher die wahrnehmungsgeschichtliche Dimension berücksichtigt werden. Letztere verweist auf die unterschiedliche weltanschauliche Positionierung der einzelnen Akteure und ihre Vorstellungen von der Zukunft, welche

25 Fernschreiben aus Belgrad (KSZE-Delegation) an das AA vom 10.03.1978, betr.: KSZE-Folgetreffen, hier: vorläufige Gesamtbewertung, in: PA-AA, B 38, Ref. 210 (Zwischenarchiv), Bd. 115108, S.1-5, hier: S.4.

26 Vgl. zur Entscheidungsfindung innerhalb der NATO Lothar Rühl: Mittelstreckenwaffen in Europa. Ihre Bedeutung in Strategie, Rüstungskontrolle und Bündnispolitik, Baden-Baden 1987.

27 Vgl. dazu Tim Geiger: Die Regierung Schmidt-Genscher und der NATO-Doppelbeschluss. In: Gassert/Geiger/Wentker (Hrsg.): Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung (wie Anm. 16), S.95-122, hier: S.98.

28 Vgl. Klaus Wiegrefe: Das Zerwürfnis. Helmut Schmidt, Jimmy Carter und die Krise der deutsch-amerikanischen Beziehungen, Berlin 2005, hier v.a. S.180-205.

die Diskussion über den Regierungswechsel von 1982 hinaus bis zum Stationierungentscheid der NATO im Jahr 1983 prägten.²⁹ Während die US-Administration unter Carter wie unter Reagan den expansiven Charakter sowjetischer Außenpolitik betonte, versuchte Genscher, die Bedeutung konstruktiver Kommunikation mit Moskau für eine zielführende Entspannungspolitik deutlich zu machen.³⁰

Ihre Fortsetzung und weitere Zuspitzung fand die Debatte mit der sowjetischen Invasion in Afghanistan Ende Dezember 1979. Musste dieses Vorgehen Moskaus als Beleg für die grundsätzlich offensive, auf die Weltrevolution des Kommunismus zielende sowjetische Außenpolitik gewertet werden, oder betrieb der Kreml hier eine Politik der defensiven Herrschaftssicherung? Mehr denn je stellte sich damit die Frage, ob ein kommunistisches Regime überhaupt zu einer vernunftbasierten Politik fähig sei und ob die Entspannungspolitik Genschers noch immer als »realistisch« bezeichnet werden konnte.³¹ Im Vorfeld der Intervention war deutlich geworden, wie unsicher die westlichen Verbündeten in der Beurteilung der militärischen Präsenz in Afghanistan waren. So erhielt Bonn noch am 18. Dezember 1979 die wenig aufschlussreiche Nachricht aus Washington, man gehe zwar davon aus, dass Moskau sich aus den innerafghanischen Machtkämpfen heraushalten werde, es könne jedoch nicht ausgeschlossen werden, dass hier ein »sowjetisches Vietnam« entstehe – es gelte abzuwarten.³² Als dann Ende Dezember tatsächlich der Einmarsch der Roten Armee begann, fühlte sich Washington – ähnlich wie die CDU/CSU-Opposition – in ihrer grundlegenden Bedrohungswahrnehmung bestärkt und plädierte für umfassende Sanktionsmaßnahmen sowie den sofortigen Rückzug der sowjetischen Truppen. Für letzteres sprach sich auch die Bundesregierung aus, lehnte aber eine Politik der Bestrafung ab

- 29 Zur unterschiedlichen Krisenwahrnehmung in der Regierung Kohl/Genscher vgl. Andreas Rödder: Bündnissolidarität und Rüstungskontrollpolitik. Die Regierung Kohl-Genscher, der NATO-Doppelbeschluss und die Innenseite der Außenpolitik. In: Gassert/Geiger/Wentker (Hrsg.): Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung (wie Anm. 16), S.123-136; Zur Krisenwahrnehmung der bundesdeutschen Gesellschaft im Umfeld des NATO-Doppelbeschlusses vgl. Philipp Gassert: Viel Lärm um nichts? Der NATO-Doppelbeschluss als Katalysator gesellschaftlicher Selbstverständigung in der Bundesrepublik. In: Ebenda, S.175-202. Einen grundlegenden Einblick in den gesellschaftlichen und mentalitätsgeschichtlichen Hintergrund der 1970er und 1980er Jahre bieten Thomas Raithel/Andreas Rödder/Andreas Wirsching (Hrsg.), Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren, München 2009, und Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2010.
- 30 Vgl. Rede Genschers vor dem Deutschen Bundestag vom 17.01.1980. In: Verhandlungen des Deutschen Bundestages. Stenographische Berichte, hrsg. vom Deutschen Bundestag, 8. Wahlperiode, 196. Sitzung, Bd.113, Bonn 1980, S.15593C-15600C.
- 31 Vgl. Dieter Bingen: Realistische Entspannungspolitik. Der mühsame Dialog mit dem Osten – die Bundesrepublik Deutschland und ihre östlichen Nachbarn (1974-1982). In: Lucas, Genscher (wie Anm.6), S.155-184 .
- 32 Vgl. Schreiben des Brigadegenerals von Ondarza, Washington, an das AA vom 18.12.1979, betr.: Sowjetische Präsenz in Afghanistan, Dok. 384. In: AAPD (1979), S.1933-1935.

und warb stattdessen für ein blockfreies, neutrales Afghanistan. Mit dem Argument, das afghanische Volk müsse sein Recht auf Freiheit und Selbstbestimmung wahrnehmen dürfen und dem Vorwurf, Moskau habe gegen das Prinzip der Nichteinmischung in innere Angelegenheiten verstößen, forderte Genscher von Brezhnev implizit die Einhaltung der KSZE-Schlussakte.³³ Darüber hinaus machte er unmissverständlich deutlich, dass der Politik der Entspannung schwerer Schaden zugefügt worden sei und sie einen weiteren Rückschlag wie Afghanistan nicht überstehen werde. Mit dieser konfliktretardierenden Formel bot er Moskau die Hand für die Aufrechterhaltung des Dialogs trotz aller Irritationen und zog damit zugleich die Kritik der Union auf sich, die sich für einen engen Schulterschluss mit den USA und ein hartes, kompromissloses Vorgehen gegenüber der Sowjetunion aussprach.³⁴

Die weiteren Archivrecherchen werden zum einen darüber Auskunft geben, wie die Koordination der Europäer in dieser sicherheitspolitischen Doppelkrise funktionierte und zum anderen der Frage nachgehen, ob man innerhalb der Bundesregierung, des Auswärtigen Amtes und der F.D.P. uneingeschränkt vom bisherigen Kurs der »realistischen Entspannungspolitik« überzeugt blieb, oder ob Zweifel an der eigenen außenpolitischen Strategie aufkamen und – trotz der nach außen demonstrierten Kontinuität – ein partielles Umdenken stattfand.

Nach Belgrad und Afghanistan standen in der polnischen Krise erneut genuin liberale Werte im Fokus außenpolitischen Handelns. Als hier 1980 Unruhen ausbrachen, bestand nach den Erfahrungen der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre innerhalb der EPZ Einigkeit, dass Moskau im Zweifelsfall militärisch eingreifen würde, falls das sozialistische Polen gefährdet sei.³⁵ So dürfte die Verhängung des Kriegsrechts am 13. Dezember 1981 für den Westen kaum überraschend gewesen sein – ein abschließendes Urteil hierüber ist jedoch beim derzeitigen Stand der Arbeit noch nicht möglich. Wie schon in der Afghanistan-Krise vermied es die Bundesregierung, von einem Ende der Détente zu sprechen. Vielmehr sollte der zuvor an Moskau gerichtete Vorwurf der Einmischung in innere Angelegenheiten nun nicht auf die Bundesrepublik zurückfallen und den Konflikt damit verschärfen. Insofern war es konsequent, wenn Bonn in Form wirtschaftlicher Hilfsleistungen an Polen Stabilitätspoli-

- 33 Vgl. Heinz Timmermann: Die USA, Westeuropa und die Dritte Welt. Aspekte des Antwortverhaltens auf die sowjetische Intervention in Afghanistan. In: Heinrich Vogel (Hrsg.): Die sowjetische Intervention in Afghanistan. Entstehung und Hintergründe einer weltpolitischen Krise, Baden-Baden 1980, S.299-317.
- 34 Vgl. hierzu beispielsweise die Rede Helmut Kohls in der 203. Sitzung des Deutschen Bundestages vom 28.02.1980. In: Verhandlungen des Deutschen Bundestages. Stenographische Berichte, hrsg. vom Deutschen Bundestag, 8. Wahlperiode, Bd.114, Bonn 1980, S.16175A-16183D.
- 35 Vgl. Schreiben des VLR I Kühn an das AA, betr.: Sitzung der EPZ-Expertengruppe Ost-europa in London am 20./21.01.1977, in: PA-AA, B 38, Ref. 210 (Zwischenarchiv), Bd. 115118, Anlage: The situation of Poland and relations with the URSS, S.1-4, hier: S.4.

istik betrieb.³⁶ Für die CDU/CSU-Opposition war dies freilich ein willkommener Anlass zur Kritik: Die Bundesregierung trage bewusst zur Konsolidierung des kommunistischen Regimes bei und unterminiere die legitimen Forderungen der Opposition nach Freiheit und Selbstbestimmung.³⁷ Ob man mit Helene Sjursen soweit gehen kann zu sagen, die Bundesregierung habe damit der langfristig anvisierten Einheit des deutschen Volkes Priorität vor der Freiheit des polnischen Volkes eingeräumt,³⁸ muss der weiteren Quellenauswertung vorbehalten bleiben. Gleches gilt für die tiefere Analyse der britischen und französischen Haltung. Es zeichnet sich indes bereits ab, dass Genscher durch die polnische Krise einmal mehr in ein Dilemma zwischen normativem und realpolitischem Handeln geriet. Auch wird die Strategie ersichtlich, mit der er dieser Zwangslage zu entkommen suchte: wie bisher war für ihn das Mittel der Wahl, durch zahlreiche Gespräche die Kommunikation zwischen den Blöcken aufrechtzuerhalten. Seinen augenfälligsten Ausdruck fand dies in seinem Bemühen, die KSZE-Nachfolgekonferenz von Madrid, die wegen der Verhängung des Kriegsrechts in Polen 1981 unterbrochen worden war, um jeden Preis weiterzuführen.³⁹ Wenig überraschend handelte er sich damit erneut den Vorwurf ein, der Bundesaußenminister stelle sich nicht klar auf die Seite der Verbündeten, sondern gefährde durch sein tendenziell neutralistisches Hin- und Herpendeln zwischen Ost und West die vitalen Sicherheitsinteressen der Bundesrepublik Deutschland.

Diese Kritik, die insbesondere in den 80er Jahren unter dem Etikett des »Genscherismus« Hochkonjunktur hatte, formulierte Alfred Mechtersheimer, ehemaliges CSU-Mitglied und in der Auseinandersetzung um den NATO-Doppelbeschluss als Friedensaktivist in Erscheinung getreten, folgendermaßen: »Hans-Dietrich Genscher vertritt häufig [...] sich gegenseitig ausschließende Positionen. Genscher bleibt auch dann glaubwürdig, wenn er sich sowohl für A als auch für B ausspricht, selbst dann, wenn sich A und B ausschließen. Weil er aber fast nie gegen, sondern stets für eine Position spricht, findet sich jeder wieder, und keiner kritisiert. Darin liegt wohl das Geheimnis des ‚Genscherismus‘.«⁴⁰ Hinzu trat spätestens seit dem Regierungswechsel von 1982

36 Vgl. Sjursen: The United States (wie Anm. 18), hier v.a. S.107-118.

37 Vgl. 74. Sitzung des Deutschen Bundestages vom 18.12.1981. In: Verhandlungen des Deutschen Bundestages. Stenographische Berichte, hrsg. vom Deutschen Bundestag, 9. Wahlperiode, Bd.120, Bonn 1981, S.4289A-4309A, sowie Nina Dombrowski: Solidarität mit Solidarność? Politische Reaktionen aus der Bundesrepublik auf die Entstehung der »Solidarność« und die Ausrufung des Kriegszustandes in der Volksrepublik Polen 1980-1982. In: Deutschland-Archiv 41/1 (2008), S.68-75.

38 Vgl. Sjursen: The United States (wie Anm. 18), S.108.

39 Vgl. die Rede Genschers vor dem Deutschen Bundestag vom 10.09.1981. In: Verhandlungen des Deutschen Bundestages. Stenographische Berichte, hrsg. vom Deutschen Bundestag , 49. Sitzung, 9. Wahlperiode, Bd.119, Bonn 1981, S. 2761D-2768B.

40 Werner Filmer/ Heribert Schwan: Hans-Dietrich Genscher, Düsseldorf u.a. 1988, S.415; Vgl. zum Begriff des »Genscherismus« auch Emil J. Kirchner: Genscher and What Lies Behind »Genscherism«. In: West European Politics 13 (1990), S.159-177.

der Vorwurf des kühl berechnenden, allein auf Machterhalt fixierten Taktikers.⁴¹ Im Folgenden soll nun in knapper Form versucht werden, diesen schillernden Begriff zumindest vorläufig systematisch zu erfassen und ihn als die zentrale außenpolitische *Methode* Genschers zu interpretieren, deren Grundlage er nicht erst nach dem Bruch der sozial-liberalen Koalition, sondern bereits in den 70er Jahren entwickelte und die durch das Zusammenspiel von drei Elementen charakterisiert werden kann.

Erstens betrieb Genscher eine zutiefst personalisierte Außenpolitik. Es gelang ihm, sich nach außen und innen als der personifizierte Garant einer kontinuierlichen deutschen und liberalen Friedenspolitik zu stilisieren. Hierbei kam ihm zweifellos die Personalunion der Ämter des Außenministers und des Parteivorsitzenden zugute. Dies wird beispielsweise am Bundestagswahlprogramm der F.D.P. von 1980 deutlich, das inhaltlich einen klaren Schwerpunkt auf die Außen- und Friedenspolitik legt. Das Titelbild zeigt ein Foto von Hans-Dietrich Genscher, das ihn als dynamischen, fleißig arbeitenden und zugleich sympathisch-hemdsärmeligen Politiker stilisiert. Unterlegt und abgerundet wird dieses Bild mit dem zukunftssträchtigen Slogan »Unser Land soll auch morgen liberal sein«.⁴²

Damit eng verbunden ist ein zweites Element des »Genscherismus«: Der Bundesaußenminister erkannte die Bedeutung gezielter Öffentlichkeitsarbeit und verstand es brillant, »alte« wie »neue« Medien für die Vermittlung seiner Politik zu nutzen.⁴³ Neben zahlreiche publizierte Reden-Sammlungen und Namensartikel in Zeitungen und Zeitschriften traten jährliche Versteigerungen politischer Karikaturen. Letztere transportierten neben kritischen Zeichnungen zu einzelnen Politikfeldern häufig positive, sympathische Tugenden Genschers: die Arbeitsdisziplin eines Ministers, der »immer im Dienst« sei und zu jeder Tages- und Nachtzeit die Interessen der Deutschen auf der ganzen Welt vertrete.⁴⁴ Darüber hinaus verstand es Genscher wie kein zweiter, sich das Fernsehen für die Verbreitung seiner Politik zunutze zu machen. Mit

- 41 Für eine differenzierte Analyse der »Wende« 1982/83 und der diesbezüglichen Rolle Hans-Dietrich Genschers vgl. Andreas Wirsching: Abschied vom Provisorium. Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982-1990, München 2006, S.17-106, sowie S.154-171.
- 42 Vgl. »Wahlprogramm zur Bundestagswahl 1980 der Freien Demokratischen Partei«, beschlossen auf dem Bundesparteitag in Freiburg am 07.06.1980, abrufbar unter http://www.freihheit.org/files/288/1980_Bundestagswahlprogramm.pdf (Stand: 14.02.2011, 11.51 Uhr).
- 43 Zu Genschers Medienpolitik vgl. auch Richard Kiessler: Außenpolitik als »Public Diplomacy«. Hans-Dietrich Genscher und die Medien. In: Lucas: Genscher (wie Anm. 7), S.371-386.
- 44 Ein beliebtes Motiv für Karikaturen bildete die Darstellung Genschers als »Reiseaußenminister« rund um die Welt, vgl. dazu die Karikaturensammlung von Gabor Benedek: Der Liberalissimus, München 1988; Ein viel zitiert Witz lautete auch: »Zwei Flugzeuge fliegen über den Atlantik. Eines von Europa nach Amerika, das andere von Amerika nach Europa. In beiden sitzt Genscher. Mitten über dem Atlantik stoßen die beiden Flugzeuge zusammen. Einziger Überlebender: Genscher.« In: Julia Nagel (Hrsg.): Hans-Dietrich Genscher. Diagnose: Schlitzohr mit Herz, Bonn 1990, S.42.

seinem gelben Pullunder als Markenzeichen pendelte er durch politische Talkrunden und diverse Unterhaltssendungen. Im Fernsehen wurde Genscher so zu einem visuellen Phänomen – was nicht bei allen zu uneingeschränkter Freude führte: »Täglich flimmert sein breitflächiges Konterfei über die Mattscheibe. Zu so gut wie jedem Thema äußert er sich in quälender Weitschweifigkeit und mit glatter Zuversicht«.⁴⁵

Hinzu kommt drittens das große diplomatische Geschick Genschers, das sich in zahlreichen Vermittlungsversuchen und -erfolgen niederschlägt. Hierbei besaß Genscher ein hohes Maß an Empathie: er war in der Lage, sich in seine Verhandlungspartner hineinzuversetzen und erkannte, dass echte Kooperation und Kommunikation nur möglich sei, wenn man auch dem jeweils anderen legitime Interessen zugestand.⁴⁶ Dies zeigte sich einmal mehr in den hier zu behandelnden Krisensituationen: So verurteilte er beispielsweise den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan ebenso unzweideutig wie die Verhängung des Kriegsrechts in Polen, warb jedoch zugleich, auch öffentlich, um Verständnis für die Sicherheitsinteressen Moskaus.⁴⁷ Sein Mittel der Wahl als »Kommunikator« zwischen den Welten war dabei der Multilateralismus: gegenüber den Europäern im Rahmen der EPZ, gegenüber den USA im Rahmen der NATO und gegenüber dem Osten im Rahmen der KSZE. Als personifizierte Dialogbereitschaft und mit seiner hartnäckigen Suche nach größtmöglichem Konsens bildete er für alle Beteiligten nahezu jederzeit einen potentiellen, wenn auch nicht immer zwingend erforderlichen Ansprechpartner. Diesen optimistischen Glauben an die Überzeugungskraft rationaler Argumente koppelte er an eine versatzstückartige Sprache, mit der er die Inhalte seiner Politik einem Baukastensystem gleich immer wieder neu zusammensetzte. Die grundlegende Architektur seiner Außenpolitik mit dem Ziel der »europäischen Friedenssicherung« blieb dabei erhalten und vermittelte Kontinuität. Genschers Politikverständnis kann damit abschließend auf die Formel gebracht werden: durch Kommunikation zum Konsens, durch Konsens zum Frieden.

45 Jürgen Leinemann: Macht. Psychogramme von Politikern, Frankfurt 1983, S.149.

46 Vgl. Hans-Dieter Heumann: Genscher, ein »liberaler« Außenpolitiker?. In: Lucas, Genscher (wie Anm. 7), S.413-432, und Wirsching: Hans-Dietrich Genscher (wie Anm. 3).

47 Vgl. Rede Genschers vor dem Deutschen Bundestag vom 10.09.1981. In: Verhandlungen des Deutschen Bundestages. Stenographische Berichte, hrsg. vom Deutschen Bundestag, 9. Wahlperiode, 49. Sitzung, Bd.119, Bonn 1981, S. 2761D-2768B, hier v.a. S.2767B-2767C.

Autorenverzeichnis

Phillipe Alexandre, Jg. 1953, Dr. phil., Prof. für deutsche Geschichte am Institut d'études germaniques an der Universität Nancy 2 u. Leiter des Centre d'Etudes Germaniques Interculturelles de Lorraine (C.E.G.I.L.), Nancy

Cornelia Baddack, Jg. 1970, M.A., Doktorandin an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln

Agnes Bresselau von Bressendorf, Jg. 1984, M.A., Doktorandin und Wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Zeitgeschichte, München

Kristian Buchna, Jg. 1983, M. A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte, Universität Augsburg

Jürgen Frölich, Jg. 1955, Dr. phil., Archiv des Liberalismus, Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit, Gummersbach

Silke Helling, Jg. 1961, M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Fachbereich Geschichte der Universität Hamburg

Wolfgang Hardtwig, Jg. 1944, Prof. Dr. phil., emer. Professor für Neuere Geschichte an der Humboldt-Universität Berlin

Thomas Hertfelder, geb. 1959, Dr. phil., Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus, Stuttgart

Michael Kitzing, Jg. 1980, Dr. phil. des., Lehrbeauftragter für Landesgeschichte am Historischen Institut der Universität Stuttgart

Manuel Limbach, Jg. 1984, M. A., Doktorand am Institut für Geschichtswissenschaft der Universität Bonn

Christian Mack, Jg. 1977, Dipl.-Theol., Doktorand am Institut für Systematische Theologie/Dogmatik der Universität Basel/CH.

Christhard Schrenk, Jg. 1958, Prof. Dr. phil., Direktor des Stadtarchivs Heilbronn

Daniel Schulz, Jg. 1973, Dr. phil, Politikwissenschaftler am Sonderforschungsbereich 804 »Transzendenz und Gemeinsinn«, Technische Universität Dresden.